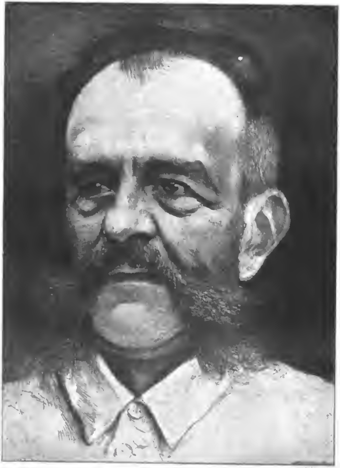



W. Balmer 1899



Basler Jahrbuch

1900.

Herausgegeben

von

Albert Burckhardt, Rudolf Wackernagel

und

Albert Geßler.

Basel.
Verlag von R. Reich, vormals C. Detloff's Buchhandlung.
1900.



Basler Jahrbuch

1900.

Herausgegeben

von

Albert Burckhardt, Rudolf Wackernagel

und

Albert Geßler.



Basel.

Verlag von R. Reich, vormals C. Detloffs Buchhandlung.

1900.

Basler Druck- und Verlags-Anstalt.

Vorwort.

Die Centennarfeiern der helvetischen Revolution, welche so manche historische Forschung veranlaßt haben, sind vorbei und die Geschichtsschreibung wendet sich wieder gerne frischen Epochen zu, nachdem sie eine Zeitlang sich vornehmlich mit der neuern Geschichte abgegeben hat.

Unter diesem Eindruck steht auch die Redaktion des Basler Jahrbuches, die ihren Freunden in erster Linie eine Anzahl Arbeiten aus dem sechszehnten Jahrhundert darbietet. Wir sehen vor uns einen Mann, der in reformatorischen Kreisen eine angesehene Stellung eingenommen hat; er wird uns geschildert durch einen leider zu frühe dahingeschiedenen Mitarbeiter des Jahrbuches, ein Umstand, welcher uns die Veröffentlichung dieser Biographie ganz besonders angelegen sein ließ. In einer weitern Abhandlung tritt uns der mächtige Förderer der Gegenreformation, der Bischof Jakob Christoph von Basel, entgegen, der unsern Voreltern sehr vielen Kummer bereitet und den eben erblühenden Protestantismus im Birseck für immer geknickt hat. Der Briefwechsel des Felix Plater mit dem Luzerner Stadtschreiber Rennward Cysat hingegen beweist, daß auch in den Zeiten der schärfsten konfessionellen Gegensätze stets eine Anzahl Gebildeter den Verkehr über die weite Kluft des Glaubens aufrecht erhalten hat.

Ins achtzehnte Jahrhundert führt uns die Reisebeschreibung des Herrn Achilles Ryhiner, der die Kunststätten Italiens aufgesucht, bedeutende Bekanntschaften daselbst gemacht und auf seiner Reise reichen Genuß in dem klassischen Lande gefunden

hat. Endlich verbreitet eine aus Pariser Quellen geschöpfte Abhandlung Licht über die manchmal mehr als zweifelhafte Handlungsweise des Geschäftsträgers Mengaud. Dazu kommt eine Reihe von Miscellen, die uns größtenteils Züge aus dem Leben des vorigen Jahrhunderts vorführen.

Aber auch unsere Zeit kommt nicht zu kurz. Zwei Männer, welche in dem nun zerrinnenden Jahrhundert zu den ersten Zierden unserer Universität gehört haben, Christian Friedrich Schönbein und August Socin, haben hier ihre Darsteller gefunden, und auch die Poesie ist bei diesem Anlaß zu ihrem Recht gekommen.

Den Schluß bildet die Chronik, eine ebenso mühevolle als lehrreiche Zusammenstellung alles dessen, was im verflossenen Jahre die Gemüter unsrer Bürger und Einwohner bewegt, erfreut oder auch nicht erfreut hat.

Doch was wollte alles das bedeuten, wenn diese Arbeiten aus alter und neuer Zeit nicht in einer graziösen Umrahmung geboten würden. Dafür hat Künstlerhand gesorgt, indem uns Fräulein Marie La Roche eine Anzahl reizender Vignetten zur Verfügung gestellt hat.

Ebenfalls einem Basler Künstler, Wilhelm Balmer, verdanken wir das treffliche Porträt Socins.

Die Redaktion spricht allen Mitarbeitern, die mit Wort und Bild auch diesen Band so erfreulich ausgestattet haben, den besten Dank aus, und wünscht ihnen und allen weitern Freunden und Lesern des Jahrbuches ein recht glückseliges neues Jahr.

Basel, den 10. Dezember 1899.

Die Herausgeber.

Inhaltsverzeichnis.

Carl Haegler: August Socin	1
Karl Gauß: Der Abschluß der Gegenreformation im Birseck	26
Bernhard Riggenbach: Martin Borrhaus (Cellarius), ein Sonderling aus der Reformationszeit	47
Theodor von Liebenau: Felix Plater von Basel und Rennward Cysat von Luzern	85
Italienische Reise von Achilles Ryhiner	110
Hans Barth: Mengaud und die Revolutionierung der Schweiz	136
Georg W. A. Kahlbaum: Aus Christian Friedrich Schönbeins Leben	205
Albert Geßler: Christian Friedrich Schönbein (Festspiel)	229
Miscellen	247
Fritz Baur: Basler Chronik vom 1. Nov. 1898 bis 31. Okt. 1899	273

August Socin.

Am 24. Februar 1899 sah Basel ein Leichenbegängnis, wie es in unserer Stadt selten ist. Der endlose Trauerzug bewegte sich durch eine dichtgedrängte Menge — Leute aller Berufe und Stände —, deren Physiognomie nicht das Gepräge der Neugierde, sondern des schmerzlichen Impulses und der Teilnahme trug, daß dem, der es nicht schon länger wußte, klar werden mußte, wie innig der Verstorbene mit Basels Bevölkerung verwachsen war.

Solch eine allgemeine Teilnahme erringen nur politische Persönlichkeiten, deren Name auf aller Lippen ist, Denker und Dichter, die mit dem gedruckten Wort den breiten Schichten des Volkes näher treten oder — gottbegnadete Aerzte, die durch ihre Kunst und ihr Herz es verstanden haben, sich so mit der Bevölkerung zu verweben, daß durch ihr Scheiden bei Vielen ein Stück der eigenen Persönlichkeit weggerissen wird und mit der Liebe und Anhänglichkeit auch der egoistische Schmerz, das Gefühl der Verlassenheit und Hilflosigkeit, mächtig zum Ausdruck kommt.

Das Leben eines Arztes, auch wenn er die Spitzen der akademischen Laufbahn erklimmt, verläuft für seine weitere Umgebung meist geräuschlos und ohne in die Augen fallende Ereignisse; seine wissenschaftliche Thätigkeit entzieht sich der Beurteilung und auch dem Interesse bei der Allgemeinheit und die Ausübung seines Berufes, diese schwerste aber dankbarste Aufgabe, hat etwas so Intimes,

daß Jeder, der seine ärztliche Kunst nachsucht und dem er geholfen hat, den Gedanken in sich trägt, er gehöre ihm mehr als einem Andern.

Wenn es daher gilt, an diesem Ehrenplatz ein Lebensbild von August Socin zu geben, so ist die Aufgabe, trotzdem dieser Mann zu den bekanntesten und geachtetsten Figuren unserer Stadt gehörte, eine sehr schwere; ein Arzt gehört dem Einzelnen mehr als der Allgemeinheit und das beste Stück des Lebensbildes muß ungeschrieben bleiben; es reflektiert in zahllosen kleinen Lichtern aus den Herzen derjenigen, denen er mit Rat und That, mit Hand und Herz geholfen hat.

August Socin entstammt einem edeln, alten Geschlecht; im Jahr 1413 wanderte ein Zweig desselben aus dem Stammsitz Siena, wo der Palazzo Socini jetzt noch steht, nach Bellinzona aus und siedelte im Jahr 1555 nach Basel über. Zahlreiche Glieder der Familie, meist ursprünglich Kaufleute, hatten in Basel hohe politische Stellungen inne. Am bekanntesten wurde wohl Emanuel Socin (1628—1717), der nach einer wechselvollen militärischen Laufbahn in fremden Ländern als Bürgermeister während einer sehr bewegten Zeit an der Spitze unseres Gemeinwesens stand und den Mitbürgern seine enecgische, kriegsgewohnte Faust zeigte. Doch auch Vertreter der friedlichen Künste finden sich in der Familie: ein Arzt, Abel Socin geb. 1751, der sich durch zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten weit bekannt machte.

August Socin wurde am 21. Februar 1837 in Vivis geboren. Sein Vater, der junge Pfarrer der deutschen Gemeinde, hatte eine Tochter aus derselben, Elise Friederike Johannot, heimgeführt, konnte sich aber seiner glücklichen Ehe nicht lange erfreuen; er starb zwei Tage nach der Geburt seines zweiten Sohnes

August. Mit großer Energie fand sich die Mutter in die schwierigen Verhältnisse; sie errichtete im väterlichen Haus ein Töchterpensionat, das bald in hoher Blüte stand.

Diese Mutter muß eine seltene Frau gewesen sein und, wie Socin immer bekannte, war der Einfluß ihrer Erziehung für sein ganzes Leben maßgebend. Mit großer Energie und Thatkraft begabt, behielt sie bei aller Strenge die gewinnende Liebenswürdigkeit, die auch August Socin zu eigen wurde. Ohne daß sie gelehrt war, weckte Alles ihr Interesse und ihr lebhafter Geist trieb sie dazu, dieses Interesse auch bei Andern wach zu rufen; es lebte in ihr der warme Glaube, der all ihr Thun beeinflußte, der sie aber weder kopfhängerisch noch engherzig machte.

Als ihre Söhne zwölf und zehn Jahre alt waren, schickte sie dieselben für den Schulbesuch nach Basel, wo sie der Großvater, Ratsherr Socin-Heusler, aufnahm. Ohne ihre Kinder, in deren Gedeihen sie ihre ganze Lebensaufgabe sah, hielt es sie nicht mehr lang in der eigenen Heimat; bald zog sie selber nach Basel, nahm die Söhne zu sich und widmete sich nun ganz ihrer Erziehung.

August Socin hing aber auch mit unendlicher Liebe an dieser Mutter. Er konnte in spätern Jahren sagen: „Ich weiß nicht, ob ich es so weit gebracht hätte, wenn der Vater am Leben geblieben wäre; der Sporn für meine ganze Entwicklung war die Liebe zur Mutter und die Achtung vor dieser Frau, die den harten Kampf nicht scheute, um ihren Söhnen eine sorgfältige Erziehung angedeihen zu lassen.“ Der Mann, der täglich große Operationen mit der Ruhe ausführte, welche die Sicherheit verleiht, war wie ein Kind, als die Notwendigkeit an ihn herantrat, bei seiner Mutter eine kleine Geschwulst zu entfernen — eine kurze und durchaus ungefährliche Operation — und nur die wiederholten Einwürfe seiner Umgebung, daß die Frau unter seiner Hand doch am sichersten geborgen sei, konnten ihn schließlich bewegen, das Messer

zu ergreifen. Als diese Mutter hochbetagt nach langer Krankheit im Jahr 1878 starb, bricht er in einem Brief in die ergreifende Klage aus: „Meine Mutter ist tot. . . . . Mit ihr verliere ich Alles, was andere Menschen mit dem Begriff Familie und trautem Heim verbinden."

Einen nachhaltigen Einfluß auf sein späteres Fühlen hatten seine Jugendjahre, die er in ziemlicher Ungebundenheit in Vivis verlebte. Das feine Empfinden für die Schönheit und Größe der Natur in allen ihren Ausdrücken, besonders aber in der Gebirgs- und Waldlandschaft war ein Schatz, den er — vor Andern fast verborgen — sein ganzes Leben hindurch bewahrte, und diese oft sehnsüchtige Liebe zur Natur schrieb er hauptsächlich den Eindrücken zu, die er an den sonnigen Gestaden des Leman in reicher Fülle aufnehmen konnte.

Frau Socin lebte mit ihren beiden Söhnen ziemlich abgeschlossen, ohne die Geselligkeit ganz zu meiden, aber immer war die kleine Familie beisammen; es war, wie August Socin später oft bestätigte, nicht das Machtwort der Mutter, sondern die Anhänglichkeit und das Gefühl der absoluten Zusammengehörigkeit, das es mit sich brachte, daß die Söhne dem geselligen Verkehr Gleichaltriger meist fernblieben und sich immer im Mutterhause aufhielten.[1]) Dabei waren sie aber nichts weniger als Kopfhänger. Ein Zeugnis dafür bilden die Schulaufsätze des 14 und 15-jährigen August, die von geistreichen Beobachtungen und humoristischen Wendungen sprudeln, so daß man oft den spätern witzigen Gesellschafter zu hören glaubt. In einem solchen Aufsatz mit dem Thema: „Wer

[1]) Diese relative Abgeschlossenheit mag der Grund gewesen sein, warum Socin — der Basler — während seines ganzen Lebens nicht Dialekt sprechen lernte. Er sprach ein vollendetes Deutsch, das aber immer einen leichten französischen Accent behielt. Am liebsten drückte er sich französisch aus und beim Rechnen z. B., insoweit wenigstens die Zahlen halblaut dabei gesprochen werden, benützte er nur die französische Sprache.

die Wahl hat, hat die Qual" schreibt der 15-jährige Schalk z. B.: — — „man wählt das Eine, aber sobald man sich entschlossen hat, so glaubt man immer auf das Schlechteste gefallen zu sein (hier ist — wie ich bemerken muß — keineswegs von der Wahl der Ratsherrn, National- und Ständeräte die Rede)."

Nachdem er die Schulen unserer Stadt durchlaufen und im Frühjahr 1854, also 17-jährig, das Maturitätsexamen abgelegt hatte, immatrikulierte er sich in der medizinischen Fakultät zu Basel. Dem studentischen Treiben hielt er sich hier wie auch später in Würzburg vollständig fern; die Ursache dafür lag weniger in seiner Natur, welche für die Geselligkeit wie geschaffen war, als in der Art seiner Erziehung, die nicht nur durch die Sprache (im Mutterhaus wurde nur französisch gesprochen), sondern auch im Geist der korrekten französischen Art sich anschloß, so daß der junge Mann für das Burschenleben kein Verständnis hatte.

Im Herbst 1855 zog er zur Universität Würzburg über, wo das frische Leben der sprossenden neuen Aera in den Lehrern Virchow, Scanzoni und Koelliker pulsierte. An seinem 20. Geburtstag fand dort seine Doktorpromotion statt und es ist dies kein Zufall, denn nach den Institutionen der Universität war zur Erwerbung dieses Grades das 20. Lebensjahr erforderlich.

Die nächsten Jahre verbrachte er in Prag und Wien, deren große Spitäler seiner Fortbildung ein reiches Material boten; neben seinen Studien aber ließ er der Jugendlust mehr die Zügel schießen als dies bisher der Fall war; Theater, Konzerte und besonders das gesellschaftliche Leben zogen ihn sehr an und überall war er als liebenswürdiger, lustiger, oft übermütiger Gesellschafter gerne aufgenommen.

Im Juni 1859 stellte er sich in Basel zum Staatsexamen. Der junge, überall sattelfeste Examinand, der nicht nur Vieles gesehen, sondern auch das Gesehene geistig verarbeitet hatte, erwarb

sich rasch die Achtung und die Zuneigung der Examinatoren und Professor Mieg trat mit ihm in Verbindung und schlug ihm die Assistentenstelle an der chirurgischen Abteilung des Bürgerspitals vor. Socin ergriff mit Freuden die Offerte und nachdem er noch während einiger Monate die Spitäler von Paris besucht hatte, betrat er im Herbst 1859 als Assistenzarzt von Professor Mieg die chirurgische Abteilung des Bürgerspitals, die bis zu seinem Tode sein Arbeitsfeld blieb.

Die Offerte war nicht nur entscheidend für seine Carriere, sondern für seine medizinische Richtung überhaupt. Auch nach dem Doktorexamen in Würzburg war bei seinen bisherigen Studien noch keine besondere Neigung zu einer Spezialität hervorgetreten; erst als er Paris aufsuchte, und zwar mit dem Gedanken an die spätere Stellung, wandte er seine Aufmerksamkeit besonders auf die chirurgischen Spitäler und Lehrer und da war es hauptsächlich Pirogoff, der einen nachhaltigen Einfluß auf ihn ausübte. „Die Spezialität liegt im Arzt und nicht in der Krankheit," schrieb er später einmal in sein Merkbuch und er selber hat die Wahrheit dieses Wortes am besten bewiesen: ohne eine chirurgische Vorbildung genossen zu haben, brachen bei seinem Eintritt in den Bürgerspital nicht nur seine Neigung sondern besonders seine Befähigung zu dieser Spezialität sich frei die Bahn. Der Chirurg lag ihm im Blut; nicht derjenige, wie ihn die ältern Repräsentanten der damaligen Zeit darstellten, wo interne und externe Medizin sich fast nur durch die Art der Krankheit unterschieden. Die operative Thätigkeit, die heute den Chirurgen so wesentlich vom internen Mediziner unterscheidet, beschränkte sich damals auf einzelne kleinere Eingriffe und Amputationen verletzter oder brandiger Glieder. Zum Chirurgen aber, wie wir ihn jetzt kennen, war der junge Assistenzarzt geboren, denn er besaß in reichem Maße Alles, was dazu gehörte: das scharfe Auge zum Erkennen des Leidens, hauptsächlich aber den raschen

Entschluß, der auf der Sicherheit, mit dem das Ziel ins Auge gefaßt wird, basiert und die leichte geschickte Hand.

Mieg erkannte die Bedeutung seines Assistenten bald und ließ ihn schrankenlos schalten und walten. Trotzdem aber sich der junge Arzt in verschiedener Beziehung seinem Chef überlegen fühlte, bewahrte er zeitlebens eine große Hochachtung für ihn; an der ruhigen und sichern Art in der Diagnostik, die nur eine große Erfahrung giebt, wie sie Mieg in hohem Grad zu eigen war, konnte er noch Vieles lernen. Mieg aber fühlte sehr wohl den neuen, kräftigen Geist, der mit Socin's Eintritt in den Spital einzog und gab im November 1861 zu Gunsten seines Assistenten seine Stellung als Oberarzt ab, „weil — wie er sich sarkastisch ausdrückt — er unter einem solchen Assistenten nicht mehr Oberarzt sein könne."

So stand nun der 24-jährige Arzt, seit einem halben Jahr Privatdozent, an der Spitze einer großen Spitalabteilung und er fand da ein reiches Feld für seinen Thätigkeitsdrang: außer den chirurgischen Krankheiten im engern Sinn, wurden damals auch die Augenkranken dort verpflegt und überdies fielen auch Geburtshilfe und Frauenkrankheiten in den Bereich seines Wirkens. Am besten wird der Einfluß dieses neuen Geistes, der im Spital wehte, illustriert durch die Krankenbewegung und die Zahl der chirurgischen Eingriffe:

Während in den fünfziger Jahren der Krankenbestand auf der chirurgischen Abteilung gleichmäßig zwischen 300 und 400 schwankte, betrug derselbe im Jahr 1861: 497 und im Jahr 1864: 677, er hatte sich in den vier Jahren von Socin's Wirken also fast verdoppelt.[1])

Noch charakteristischer aber für die Aktivität des jungen Leiters sind die Zahlenverhältnisse der operativen Eingriffe: in den fünf-

[1]) Jetzt beträgt der Krankenstand 11—1200.

ziger Jahren wurden jährlich durchschnittlich acht Operationen ausgeführt; eine Operation war also ein Ereignis, das auch von der Spitalleitung gehörig berücksichtigt wurde, indem man Operateur und Assistenten je eine Flasche Operationswein bei dieser Gelegenheit zur Stärkung verabreichen ließ. Außer den Amputationen geschädigter Gliedmaßen, die in erschreckender Häufigkeit vorgenommen wurden, waren diese Operationen meist unbedeutender Natur, d. h. solche wie sie jetzt zum Teil auch in der Sprechstunde vorgenommen werden.

Schon 1860 stieg die Zahl der Operationen auf 22; 1862 wurden 71 und 1865: 82 größere Operationen ausgeführt [1]) und zwar wurden dabei die Amputationen relativ seltener; trotz des energischen aktiven Vorgehens strebte Socin schon damals mehr und mehr zu erhalten, was gerettet werden konnte. In seiner Thätigkeit wurde er neben dem ordentlichen Assistenzarzt durch Dr. Schieß, der sich damals vor kurzem in Basel niedergelassen hatte, unterstützt; er überließ ihm mit der Zeit den größten Teil der Augenoperationen. Bald wurde aber den Augenkranken ein eigenes Heim in der Augenheilanstalt eröffnet und unter die Leitung von Dr. Schieß gestellt und 1868 mit Bezug des neuen Merian'schen Spitalflügels wurde auch für Frauenkrankheiten und Geburtshilfe eine besondere Abteilung im Bürgerspital geschaffen und dieselbe dem bisherigen Assistenzarzt Socin's, Dr. J. J. Bischoff, unterstellt.

Die Verantwortlichkeit, die Socin mit der selbständigen Spitalstellung auf seine jungen Schultern nahm, war eine außerordentlich große, aber er zeigte sich ihr vollständig gewachsen; wohl kamen Augenblicke, wo er in der Behandlungsweise seiner Patienten sich etwas unsicher fühlte; wie er später erzählen konnte, reiste er hie und da Nachts nach Zürich, um bei Billroth, mit dem ihn eine enge Freundschaft verband, Rates zu holen; aber sein klarer

[1]) Jetzt beträgt die Zahl der größeren Operationen 3—400 (1897: 341); „Operationswein" wird nicht mehr verabreicht.

Blick und seine eiserne Energie halfen ihm über die Schwierigkeiten hinweg. Technisch als Operateur war er vollständig Autodidakt, denn während zu Leitern chirurgischer Abteilungen schon damals gewöhnlich nur Aerzte gewählt wurden, die durch längere Assistentenzeit bei bekannten Chirurgen an großen Krankenhäusern in die Spezialität eingeführt waren und sich besonders die operative Fertigkeit angeeignet hatten, gelangte Socin von einer ganz universell benutzten Studienzeit weg zur Spezialität, und wenn er während seiner kurzen Assistentenzeit von Professor Mieg in der Diagnostik noch manches lernen konnte, so war er für die operative Technik ganz auf sich selber angewiesen. Wie sehr er zum Chirurgen geeignet war, zeigen besonders die ersten Jahre seiner Thätigkeit, während welcher er größere chirurgische Eingriffe unter eigener Verantwortung vornahm, die er vorher vielleicht hatte ausführen sehen, selber aber unter der Anleitung eines Lehrers nicht ausgeführt hatte.

Neben dieser großen Thätigkeit im Spital und einer rasch zunehmenden Privatpraxis, wozu ihm hauptsächlich der ihm sehr wohlgesinnte Professor Jung und in uneigennütziger Weise auch sein Chef, Professor Mieg, verhalf, vernachlässigte Socin seine Stellung als akademischer Lehrer keineswegs. Im Februar 1862 wurde er zum Extraordinarius und zwei Jahre später zum Ordinarius ernannt. — Die Lehrthätigkeit bestand damals im theoretischen Unterricht und in dem Abhalten von Krankenvisiten mit den Studenten. Schon im Jahr 1822 erhielten die Spitalärzte vom Pflegamt die Bewilligung, daß den täglichen Krankenbesuchen auch Studenten beiwohnen durften, insofern sich keine Inconvenienzen aus solchen Besuchen für das Spital entwickelten. Wenn nun Socin bei diesen Gelegenheiten auch längere Vorträge abhalten konnte, so boten einerseits die gewöhnlichen Spitalkranken, die sich ausschließlich aus der Stadt rekrutierten, nur ungenügendes Lehrmaterial und anderseits machte sich — besonders im Interesse der Kranken — der Mangel eines

geeigneten Operationslokales, wo die Studierenden sowohl dem Vortrag als der Operation folgen konnten, fühlbar. Nach langem Zaudern wurde auf die energische Betreibung von Bürgermeister C. F. Burckhardt und Stadtschreiber G. Bischoff und wohl unter dem gewichtigen Druck einer Berufung Socins nach Bern im Jahr 1865 zwischen Staat und Pflegamt ein neuer Klinikvertrag abgeschlossen, der durch Schaffung von Freibetten und durch Staatsbeiträge zu den Unterrichtskosten die Stellung des klinischen Lehrers im Spital wesentlich verbesserte und im Jahr 1867 wurde Socin ein nach seinen Angaben erstellter und eingerichteter Operationssaal übergeben.[1]) Mit 9 Studenten begann er im Winter-Semester 1865 eine eigentliche Klinik. Er war damals schon ein sehr beliebter Lehrer und die Frequenz seiner Klinik steigerte sich rasch; 1876 hatte dieselbe 32, 1886: 44 Zuhörer. —

In dieser Thätigkeit im Stillen als akademischer Lehrer und Oberarzt im Bürgerspital verblieb Socin bis ihn der Tod abrief. Verschiedene Berufungen an andere, größere Universitäten des In- und Auslandes lehnte er ab. Was ihn in Basel festhielt war einmal die Anhänglichkeit an die hiesigen Verhältnisse und andererseits das Bewußtsein, daß hier an Universität und Spital für ihn Aufgaben und Ziele vorlagen, die zu verfolgen ihm seine Gewissen-

[1]) Es war dies der erste. 10 Jahre später durfte er ein neues Operationslokal beziehen, dessen geistiger Schöpfer er war und das lange Zeit für eine ganze Anzahl von ähnlichen Bauten des Auslandes als Muster diente. Die Entwicklung der Chirurgie war aber eine außerordentlich rasche; neue Erkenntnisse stürzten die alten Anschauungen um und auch ein solches Operationslokal veraltete und entsprach den Forderungen der Neuzeit nicht mehr. — Nach seinen langjährigen Wünschen in dieser Beziehung wurde ihm vom Pflegamt mit Unterstützung des Staates in liberalster Weise der Bau eines großen Operationsgebäudes bewilligt und ihm für Aufstellung und Einrichtung vollständig freie Hand gelassen. Es entstand eine Schöpfung, wie sie bisher wohl einzig in ihrer Art ist. Socin aber, der sie ins Leben gerufen, hat das Gebäude nicht mehr bezogen.

haftigkeit gebot. „Ich habe die Ueberzeugung, daß meine Dienste in Basel wichtiger sind als in Würzburg und daß meine Aufgabe hier größer ist als dort;" äußerte er sich anläßlich einer Berufung, „eine große Klinikfrequenz, die nach hunderten zählt, halte ich auch bei glänzenden äußern Verhältnissen für den Lehrer weniger für wünschenswert, weil der Kontakt mit dem Schüler, d. h. das Verständnis für den Einzelnen dort unmöglich ist."

Von seinem Thätigkeitsfeld in Basel entfernte er sich nur zweimal auf längere Zeit, beidemal um sein Können in den Dienst der Opfer des Krieges zu stellen: 1866 eilte er mit seinem Assistenten Burckhardt (später Prof. A. Burckhardt-Merian) während des österreichisch-italienischen Krieges nach Verona, wo er in den Lazaretten Arbeit genug fand. Sein Wirken wurde aber bald durch eine schwere Dysenterie unterbrochen und im Zustand äußerster Erschöpfung, dem Tode nahe, wurde er unter mannigfachen Hindernissen nach Wien transportiert, wo er sich relativ rasch wieder erholte. Den zweiten Anlaß gab der deutsch-französische Krieg; mit einem Stab von Assistenten zog er auf den Ruf des badischen Frauenvereins hin nach Karlsruhe und leitete dort das sogen. Bahnhoflazarett, wo während der Zeit seiner Wirksamkeit ca. 700 Verletzte (meist aus der Schlacht von Wörth) verpflegt wurden.

Mit der beruflichen und der akademischen Thätigkeit war seine Leistungsfähigkeit nicht erschöpft; eine ganze Anzahl von Kommissionen, die zum Teil mit seiner Lehrthätigkeit zusammenhingen, wählte ihn zum Mitglied und auch im großen Rat saß er während 12 Jahren, wo er zusammen mit Dr. Fritz Müller für sanitarische Forderungen beredt und energisch eintrat; politisch trat er sonst nicht hervor; es fehlte ihm nicht das rege Interesse am Gedeihen unseres Gemeinwesens, aber die ihm eigene Gewissenhaftigkeit gestattete es ihm nicht, ohne gründliches Studium, für welches ihm die Zeit fehlte, in den politischen Tagesfragen eine hervortretende Rolle zu spielen.

Soweit die Stellung Socin's nach außen und nun noch einige Worte über seine Bedeutung als Arzt und als Lehrer.

Socin besaß vor Allem zwei Dinge, die alle hervorragenden Aerzte charakterisieren: einen Schatz von praktischer Psychologie und große Herzensgüte. Er behandelte den Kranken und nicht die Krankheit und dazu gehört eben das scharfe innere Auge, das dem Andern rasch in die Seele zu blicken vermag, eine Fähigkeit, die nur von denen erworben werden kann, welche eine besondere Gabe dafür besitzen. Die ärztliche Psychologie erfordert aber noch eine besondere Eigenschaft: die Fähigkeit, nicht nur mit den Andern zu fühlen, sondern auch mit den Andern leiden zu können und dieses Verständnis der Leiden Anderer setzt — wenn man nicht in körperlichen Leiden groß geworden ist — viel Herzensgüte voraus. Diese seine Herzensgüte trug Socin nicht zur Schau, wenn dies nicht etwa durch seinen Humor geschah, er ließ sie einen oft suchen oder erraten; sie zeigte sich aber im Verkehr mit seinen Patienten, in seinem milden Urteil über Andersgeartete und hauptsächlich auch in seinen Briefen, wo er sein Inneres überhaupt mehr erschloß als bei dem persönlichen Verkehr.

Selbst eine ausgeprägte Individualität individualisierte er auch Andere, besonders aber seine Kranken. Auch im Spital, wo für den Oberarzt und besonders für den akademischen Lehrer die Patienten leicht zu Nummern oder zu Trägern einer Diagnose werden, war ihm der Kranke nie Material, an dem er seine Diagnostik oder seine sichere Hand bewähren konnte oder wo ihm Gelegenheit geboten wurde, einen glänzenden Vortrag zu halten; er blieb ihm stets der Mitmensch, der litt, und wenn bei ungeberdigem oder unvernünftigem Benehmen der Patienten ein rauhes Wort auch nicht selten war, so verwischte er sofort jede Kränkung durch eine meist humoristisch gefärbte, liebevolle Bemerkung.

Trotz seiner Stellung als akademischer Lehrer blieb er in erster Linie der Arzt. In einer Rede an seine Studenten sagte er einmal:

„Die Naturwissenschaft hat die Medizin aus dem Pfuhl wesenloser und willkürlicher Spekulationen gerettet und daher wohnt in uns Medizinern stets eine grenzenlose Verehrung und Dankbarkeit gegen die Naturwissenschaften und deren Träger. Allein die Medizin kann und darf nicht ausschließlich wissenschaftliche Aufgaben lösen, sie hat auch praktische Verpflichtungen; sie soll nützlich und hilfbereit sein. Sie ist einem praktischen Bedürfnis entsprungen und sie soll sich dieses ihres Ursprungs nicht schämen. Und das ist eben das Schwere: der Mediziner soll auch dann seine Pflicht erfüllen, wenn ihn die naturwissenschaftliche Methode verläßt; mit einem Wort: der Mediziner darf nicht der Zukunft allein, er muß der Gegenwart dienen.“ In vier Worten faßt er am Schluß das zusammen, was einen guten Mediziner ausmacht — und er charakterisiert dabei unabsichtlich sich selber — „wissen, können, denken, fühlen.“

Seine operative Technik war, wie oben schon bemerkt wurde, seine eigenste Errungenschaft; er gehört in dieser Hinsicht keiner Schule an. Die angeborene Geschicklichkeit der Hand, die sich auch in seinem Talent zum Zeichnen äußerte, hat natürlich diese ohne Schulung erworbene operative Fertigkeit gefördert, aber diese Fertigkeit wurzelt viel weniger in der Hand als im Kopf; sie ist mehr Gehirnthätigkeit als Handarbeit und ihre Motoren sind: eine genaue Kenntnis des Gefüges und Getriebes unseres Körpers zu gesunden und kranken Zeiten, ein klarer Kopf, der das Ziel deutlich vor Augen sieht und den raschen nie wankenden Entschluß erzeugt.

Es ist dabei hervorzuheben, daß Socin den ungeahnten Aufschwung der Chirurgie miterlebt hat, als er schon längst in Amt und Würden stand, daß er also die große Veränderung der Anschauungen in sich verarbeiten mußte. Es kann nicht verwundern, daß er auch selbst thätigen Anteil an der glänzenden Entwicklung der Chirurgie hatte. Außer einer Anzahl von Operationsmethoden die er angegeben hat, charakterisiert es seinen weitschauenden ungetrübten Blick besonders, daß

er die von Lister angegebene neue Wundbehandlung zu einer Zeit adoptiert und energisch durchgeführt hat, als seine Kollegen dieselben entweder noch nicht kannten oder sich mißtrauisch abwartend verhielten. Es war dies kein Kleines, denn die Adoption dieses Systems, welches die Entwicklung der Chirurgie überhaupt ermöglichte, bedeutete nicht nur einen äußerlichen Wechsel der Behandlungsweise, sondern einen Bruch mit den meisten bisherigen Anschauungen von solcher Schärfe, daß selbst der Altmeister Billroth in seinen Briefen über die Schwierigkeit klagte, in seinem Alter Begriffe, die ihm in Fleisch und Blut übergegangen waren, in dieser Weise umzuwerten.

Zum Lehrer war Socin in hervorragendem Maße ausgestattet. Nicht große Erfahrung allein oder ein oratorisches Talent machen den guten Lehrer aus, sondern die Fähigkeit, die Schüler für das Fach und die Krankheit zu interessieren und ihnen Alles so klar zu legen, daß der schwierigste Fall den Schülern in der Beurteilung einfach vorkommt. Es gehört zum guten Lehrer also nicht nur ein umfassendes Wissen, das Socin, der nie rastete, seine Weiterbildung zu fördern, in vollem Maße besaß, sondern die seltene Fähigkeit, sich in den Geist und das Auffassungsvermögen der Schüler hineinzuversetzen, herabzusteigen vom Piedestal der Autorität und dem Gedankengang der Jungen, Unerfahrenen mit feinem innern Ohr zu lauschen.

Auch das oratorische Talent besaß Socin übrigens in hohem Grad; wer aber in der Klinik die elegante Redeweise und den geistsprühenden, oft mit feinem Humor gewürzten Vortrag bewunderte, der wußte nicht, wie sehr — in frühern Jahren wenigstens — Socin seine Klinik vorbereitet hatte: der Vortrag war Wort für Wort aufgeschrieben, oft verbessert und zwar nicht bloß im Sinn und in den Ziffern, sondern auch in Ausdrücken und Satzwendungen.

Trotz der hohen Meinung, die er von seiner Stellung als akademischer Lehrer hatte und trotzdem er die allgemein von Kollegen

und Schülern ihm entgegengebrachte Verehrung wohl fühlte und nicht unempfindlich dafür war, blieb er doch sehr bescheiden. „Unsere Hochschulen sind nicht Institutionen, welche an Einzelne gebunden sind"; — rief er den Studenten zu, als sie ihm und seinem Kollegen, Professor Hagenbach-Bischoff, am 25. Professorenjubiläum einen Fackelzug brachten und der Sprecher Socins Verdienste hervorgehoben hatte — „so lange dieselben ihren heiligen Verpflichtungen, den geistigen Besitz der Menschheit zu wahren und zu mehren, treu bleiben, so lange werden sie ungefährdet und unangetastet frisch und ewig jung über ganze Generationen hinwegschreiten," und in sein Merkbuch schrieb er a. 1892: „Eine Universität ist nicht nur etwas Materielles; was ihren Wert macht, sind nicht nur Gebäude und Sammlungen, es ist nicht einmal das Lehrtalent der Professoren und die Lernbegierde der Studenten — sondern der Geist, welcher beide vereinigt zu einer ideellen Gemeinschaft. Der Student soll nicht studieren, um „fertig" zu werden, d. h. um das Examen zu bestehen, der Lehrer soll nicht lehren um „fertige," d. h. examentüchtige Schüler heranzubilden. Beide sollen sich nicht in der frivolen Hoffnung wiegen, daß sie etwas „Endgültiges" besitzen. Beide sollen sich bescheiden, nicht am Ziel, sondern auf dem richtigen Weg zu sein, mit andern Worten, die richtige Methode zu haben. Auf der Universität soll man lernen; — richtig zu lernen. Letzteres selbst dauert das ganze Leben."

Gerade seine Persönlichkeit aber war es, der ein Hauptverdienst für das Blühen und die Entwicklung der medizinischen Fakultät in Basel zukommt; bei Neubesetzung von Lehrstühlen war sein Rat maßgebend und er scheute selber in uneigennütziger Weise weder Mühe noch Zeit, um durch Korrespondenz und Reisen den richtigen Vertreter des Faches zu finden; der Erfolg hat gezeigt, wie sich auch hier sein klarer Blick bewährt hat.

Bekannt und geachtet bei allen seinen Kollegen des Kontinents verdankte er dies vorzüglich seiner Persönlichkeit, seinen praktischen

und organisatorischen Leistungen und vielleicht weniger seiner publizistischen Thätigkeit. Er trat in dieser Weise auffallend wenig hervor, auffallend, weil er Alles besaß, was dazu gehörte: die Erfahrung, das Wissen und die Leichtigkeit der Feder. Was ihn davor abhielt war eine gewisse Scheu vor dem gedruckten eigenen Wort, die in seiner peinlichen Gewissenhaftigkeit fußte; er haßte alles Halbe und Unfertige und bei seinen Arbeiten rückte der Text nur sehr langsam vor, weil er nie genug daran feilen konnte.

Außer einem Abschnitt in einem größeren chirurgischen Sammelwerk, dessen Umarbeitung er unter den Händen hatte, als ihn der Tod abrief und einer Anzahl kleinerer Mitteilungen, sind es hauptsächlich zwei Werke, die sein Denkmal bilden und auf seine Art und Denkweise ein charakteristisches Licht werfen. Es sind dies: „Kriegschirurgische Erfahrungen," die Socin als Frucht seines Wirkens während des deutsch-französischen Krieges anno 1872 herausgab und die „Jahresberichte der chirurgischen Abteilung des Bürgerspitals," die seit dem Jahr 1871 regelmäßig erschienen sind und vom Pflegamt des Spitals, in richtiger Würdigung des Wertes einer solchen Publikation, schenkweise an Chirurgen und Aerzte verschickt wurden.

Beiden Werken, so verschieden sie sich äußerlich präsentieren, ist neben den genauen Beobachtungen, die eine Unsumme von Arbeit und Zeit darstellen, das Eine gemeinsam: „das Bedürfnis nach Wahrheit und Klarheit über das, was wir wissen und nicht wissen" (Billroth). Das Wirkungsfeld des Chirurgen wird darin durch Krankengeschichten mit und ohne Kommentar aufgedeckt bis in jeden Winkel, nichts wird vertuscht; Socin gab in dieser Weise nicht nur rückhaltlos der medizinischen Welt Rechenschaft von seinen Leistungen, sondern die sachlich wiedergegebenen Beobachtungen aller Krankheitsfälle und deren Verlauf ergaben ein Material, das der Klarheit im Denken über die physiologischen und patholo-

gischen Prozesse im Organismus eine wesentliche Stütze verlieh. Socin war unter den Chirurgen mit Billroth (wohl nach einer Aussprache mit demselben) der Erste, der solche Jahresberichte herausgab; er blieb auch bis jetzt der Einzige, der solche Berichte regelmäßig und gleichmäßig Jahr für Jahr erscheinen ließ. — Beide Werke: „Kriegschirurgische Erfahrungen" und die „Jahresberichte" entsprangen aber besonders dem eigenen Bedürfnis, dem Bestreben, für sich selber diese Wahrheit und Klarheit zu erringen, auch wenn das Resultat bitter schmeckt. „Dein Handeln sei stets durchsichtig, damit den Umstehenden die Motive, Dir selbst das Ziel nie verdunkelt wäre. Dies setzt allerdings voraus eine hell erleuchtete Bahn, ein hochgestelltes Ziel und — gute Augen," diesen Rat gab er einmal in einer Rede einigen seiner Schüler mit, die das letzte Examen absolviert hatten. Sein sittlicher Ernst trat wohl nirgends so klar und scharf hervor, wie gerade in seinen wenigen, äußerlich bescheiden sich präsentierenden publizistischen Leistungen.

Hiemit hätte eigentlich die Biographie ihr Ende erreicht: ein reiches Leben, dessen Thätigkeit sich aber in der Stille abspielte; eine Entwicklung, der nie äußere Schwierigkeiten entgegenstanden, die im Gegenteil, durch die günstigsten Umstände unterstützt, sich ruhig und gleichmäßig vollzogen hat; eine reiche Begabung, der man zur rechten Zeit den rechten Platz anwies und die den großen Erwartungen, welche an sie gestellt wurden, glänzend entsprochen hat.

Wer aber Socin kannte, dem werden die spärlichen biographischen Notizen nicht genügen. Hinter dem gediegenen Bild, das uns Socin als Arzt und akademischer Lehrer zeigt, ragt er hervor als Mensch und wenn ein guter Arzt auch vor Allem ein guter Mensch sein muß, so trat bei Socin das rein Menschliche doch in den Vordergrund.

Viel beschäftigte Aerzte gehen leicht in ihrer Berufsarbeit mit allen ihren Sorgen und Kümmernissen vollständig auf und es wird andrerseits vom Publikum kein Beruf von der Persönlichkeit schwerer getrennt, als dies beim Arzt der Fall ist. Beim Beginn seiner Praxis klagt Socin in humoristischer Weise brieflich einem Freunde gegenüber, der ihm für ärztliche Bemühungen ein Geschenk geschickt hatte: „Es ist überhaupt unter den vielen eine der peinlichsten Schattenseiten des medizinischen Berufes, daß der Arzt, so bald er zu praktizieren anfängt, vollständig darauf verzichten muß, als Mensch betrachtet und behandelt zu werden. Macht er irgendwo einen freundschaftlichen Besuch, so dankt man ihm „einstweilen," und grüßt er jemand auf der Straße, der zufällig gesund sein will, so glaubt sich der Begrüßte sehr kompromittiert. Noch viel ärger wird es, wenn der junge Praktikus in seiner Unschuld Glaube, einen kranken Freund als Freund besuchen will oder glaubt, einen am Abgrund stehenden Bekannten auf die Gefahr aufmerksam machen zu dürfen. Der Arme, der den Rat weder wünschte noch befolgte, glaubt sich verpflichtet und flucht. Neujahr naht, die Schuld liegt ihm zentnerschwer auf dem Herzen und er rennt in alle Läden und fragt Alle nach des Arztes Wünschen, denn er hat die Ueberzeugung, daß dieser jeden Pulsschlag, jeden Händedruck, jedes im Laufe des Jahres gewechselte Wort in seinem Krankenjournal sorgfältig aufgezeichnet, etiquettiert und numeriert hat und daß er bei Ankunft des Geschenkes schätzen und rechnen wird."

Der Mann, der mit seiner hohen, eleganten Figur seine aristokratische Abstammung nicht verleugnen konnte, mit den klaren blauen Augen, welche alle Nüancen der Empfindung, besonders aber der warmen, widerspiegelten, mit der peinlichen Sorgfalt für sein Aeußeres, die so gar nichts Geziertes hatte und den gewinnenden Umgangsformen, that es Allen an, die mit ihm in Berührung kamen.

Der Zauber seiner Persönlichkeit lag aber nicht nur im Aeußeren, für welches wir Menschen ja nicht unempfindlich sind und worauf er selber auch, — wenigstens was die Umgangsformen anbetrifft — großen Wert legte, wie die folgende drastische Notiz in seinem Merkbuche zeigt: „Es giebt knorrige Klötze, an welchen jeder Hobel stumpf und jede Axt schartig wird. Sie erfordern den Keil und den Hammer, dienen nicht zu polierten Möbeln und glatten Parquetböden; sondern wandern ins Waschhaus und leisten gute Dienste, wenn viel schmutzige Wäsche aufgehäuft ist." — Korrekt und liebenswürdig in seiner Art des Verkehrs mit Andern, oft mit einem Anflug von Sarkasmus, verstand er es, sein Temperament auch in unangenehmen Situationen zu zügeln. Die kriegerische Natur seiner Vorfahren brannte auch in ihm; er war der Mann, der Schwierigkeiten frisch entgegentrat, wo er solche erkannte, und dem kein Kämpfen zu viel war, bis er erreichte, was er für gut und zweckmäßig fand. Die äußere Form aber blieb dabei eine gemessene und für den Wortstreit war er nicht zu haben; hier war er im Gegenteil der Mann der Versöhnung, der stets in geistreicher und humoristischer Weise ein Wort fand, das die Gemüter wieder beruhigte und zusammenführte. „Man muß mit allen Leuten zu leben wissen, auch wenn man nicht mit ihnen übereinstimmt."

Es war aber vorwiegend etwas Anderes, was ihm die Macht gab, sich Vertrauen und Zuneigung der Menschen im Flug zu erobern: ein Schatz von Gemüt und Humor, den ihm seine aufreibende Thätigkeit, die der bitteren Erfahrungen genug bot, nicht rauben konnte. Gemüt und wahrer Humor sind wohl untrennbar; ersteres ist wenigstens immer die Voraussetzung für den letzteren. Sein unverwüstlicher Humor äußerte sich aber nicht in derben Witzen; es war mehr die Fähigkeit, die Augen für die heiteren Seiten des Lebens — auch bei unangenehmen Situationen — offen zu halten, und den Eindruck kurz und treffend in einer vielleicht sarkastischen, aber

immer liebenswürdigen Form wiederzugeben. Die Franzosen nennen dies „esprit"; übersetzt werden kann der Ausdruck deswegen nicht, weil den Germanen diese Fähigkeit gewöhnlich abgeht. Das „Geistreiche" wendet sich mehr an den Verstand als an das Gemüt.

Aber gerade das Gemüt spielte bei Socin eine hervorragende Rolle. Wie jeder Gemütsmensch, bewahrte er, so wenig dies bei dem sicher auftretenden, weltgewandten Manne hervortreten mochte, ein vollständig naives Empfinden. Auch den schönen Künsten stand er durchaus naiv gegenüber, und er beurteilte sich selber dabei sehr richtig. „Sagen Sie Devrient doch," schrieb er in einem Briefe zu Handen des bekannten dramatischen Künstlers, „daß meiner Ansicht nach die Kunst auf mich deswegen demoralisierend wirkt, weil ich sie nur mit dem Gemüt erfassen kann. Wer hinlänglich künstlerisch gebildet ist, um bei einem Kunstgenuß mit dem Verstand folgen zu können, der ist vor dieser demoralisierenden Wirkung sicher. Die Mittel, deren sich gerade die Musik und auch die dramatische Kunst bedienen, wenden sich zu direkt an die Leidenschaften, als daß nicht die Einbildungskraft des rohen Barbaren mit ihnen durchbrennte! Zu einem solchen muß ich mich wenigstens für diese beiden Kunstzweige stempeln, obgleich ich doch zu ahnen wähne, wie herrlich es wohl den Griechen dabei zu Mute sein mußte."

Bei seinem autoritären Auftreten, das sich aus seiner früh erworbenen hervorragenden Stellung und vielleicht auch aus seinem Bewußtsein von der Macht erklärte, die er gewohnter Weise auf Andere ausübte, blieb diese Gemütstiefe den Meisten seiner Umgebung verborgen. Am deutlichsten trat sie hervor in seiner Korrespondenz und bei seinen Jagdausflügen. Seine Briefe, die mir in liebenswürdigster Weise von verschiedenen Seiten sind zur Verfügung gestellt worden, und aus denen hier einige Proben wiedergegeben sind, werfen auf seine warme, große Denkweise charakteristische Schlaglichter und überall sprüht der Geist in kurzen und treffenden Bemerkungen.

Er war ein passionierter Jäger, der seine einzige Erholung in dieser Liebhaberei suchte; aber es war im Grunde wohl weniger der Sport, der Socin in die Wälder trieb, als die Liebe zur Natur und zu dem naiven Naturempfinden. Seiner Umgebung gegenüber freilich gab er sich stets und vor Allem als der waidgerechte Jäger; seinen Jagdtagebüchern allein vertraute er seine Eindrücke ganz und rückhaltlos an:

„Meinen Gedanken nachhängend, eilte ich meinen Begleitern voraus und schritt einsam fürbaß. Doch bald mußte ich stehen bleiben, um hier bei einer Biegung des Weges den herrlichen Anblick des zwischen turmhohen Felsblöcken sich herabstürzenden Bergbaches zu genießen, da einen alten Bekannten in der stark ausgeprägten Persönlichkeit einer mächtigen Tanne und einer malerisch über dem rauschenden Wasser sich neigenden alten Weide zu begrüßen. Die schönste von ihnen hat der letzte Winterschnee geknickt, sie liegt, eine Leiche, am Wege! — Eine unaussprechliche Klarheit liegt über der Landschaft. Unter den schiefen Strahlen der niedergehenden Sonne erglüht der Wald in buntem Farbengemisch; golden flattert das Laub des Ahorns, rot flammen die Kuppeln der Buchen, während die beständigen, treuen Fichten und Tannen den ernsten Grundton angeben. Darüber hinaus leuchten in unendlicher Klarheit die weißen Häupter, die Schroffen und Wände — auch lauter traute Bekannte von den sommerlichen Gemsjagden her. Giebt es etwas Entzückenderes, als einen solchen schönen Herbsttag im Gebirg? Er kommt mir vor wie das ernste Lächeln eines geprüften Mannes, welcher etwas Großes vollbracht hat und sich nun daran freut. Und wenn gar noch der drohende, wilde und doch sehnsuchtsvolle Schrei des werbenden Brunsthirsches von den Wänden widerhallt, wo bleibt da die herkömmliche Herbstlyrik mit ihren Todesgedanken und ihrem Verwesungsduft? — Verkündet nicht dieser Schrei denselben Trieb nach Leben und Schaffen nur noch ernster und ein-

dringlicher, als der schmachtende Schlag der Nachtigall im Rosenhag zur Maienzeit? — Die Natur altert nie; unter Blüten ebenso gut wie unter welken Blättern, unter Schnee und Eis erbebt ihr ewig junger Leib von Liebeswonne und Schaffensdrang. — Die innige Berührung mit dieser sich verjüngenden Natur, das ist der edelste Reiz der Jagd, wie ich sie verstehe. Auf stillen und einsamen Pirschgängen eröffnet sich vor uns ein mystisches Buch, das uns bisher verschlossen und versiegelt war, und in dem wir nun plötzlich zu lesen lernen. Dieser wunderbaren Größe gegenüber lernt man erst sein eigenes Menschengewicht nach dem richtigen Maß schätzen. Wohl fühlt man sich ihr gegenüber recht klein; aber ohne innere Bedrückung oder Demütigung. Im Gegenteil, man kommt zur Klarheit und Ruhe, man wird allen spekulativen Unsinn los und verwandelt sich selbst in ein Stücklein gesunder Natur."

Und ein anderes Beispiel seiner poetischer Naturbetrachtung, die er frühmorgens bei der Jagd auf den Auerhahn in sich aufnahm: „Wie dämmerig dunkel der endlose Dom mit seinen zahllos blitzenden Himmelslichtern und der vollen Mondampel! Wie zart die Vorhänge der dünnen Nebelstreifen! Wie feierlich die heilige Ruhe, unterbrochen nur vom feinen Rieseln der verborgenen Waldwässer! Hie und da ein schüchterner Frühsänger — dann der Solist mit seinem heimlichen Knacken; nach und nach fällt der Chor ein: vielstimmiger Drosselgesang und Finkenschlag, begleitet vom Rauschen der majestätischen Waldorgel im frischen Morgenhauch; — und über der Altarseite im Osten, immer rosiger angekündigt, erscheint zum Schluß die Herrscherin und ergießt das allgewaltige belebende Sonnenlicht über die erwachende Erde."

Wie gegenüber der Kunst, so blieb sein Empfinden auch gegenüber der Natur vollständig naiv. „Hoffentlich," — schreibt er in einem Briefe, — „seid ihr Beide Menschen, die das Schauen an sich verstehen, als eine unvermischte Empfindung. Das Bild allein,

das unmittelbare Bildgefühl, ist der ästhetische Genuß. Alles Reflektieren dabei hat nur sekundären Wert. Wenn der Mensch beim Schauen denkt, so verfällt er in die Romantik und trübt sich den Genuß. Es giebt Menschen, die nicht an einem Abgrund vorbeigehen können, ohne an die Hölle zu denken; eine schöne Ruine ist für sie nur Anlaß zu Reflexionen über die Vergänglichkeit; sie sind sehr zu bedauern, oder — zu jung."

Ein Gemüt, das so tief wurzelt, muß seinen Untergrund in dem Glauben haben. Wie aber Socin sein Gemütsleben überhaupt vor Anderen verhüllte, so erschloß sich auch sein warmer Kinderglaube, dem die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse nichts anzuhaben vermochten, fast nur durch Bemerkungen in seinen Briefen oder in seinen Tagebüchern. „Ohne Glauben hängt die Seele am Rande des Abgrundes, den der Gedanke gegraben hat." — „Die Gedankenarbeit, die in materialistischer Weise die letzten Fragen beantworten will, bringt eine Unruhe, die nie eine innere Befriedigung gewähren kann. Die Ruhe kommt erst wieder, wenn man den kritisierenden Verstand schlafen schickt und dem Glauben bedingungslos die Thür öffnet" — oder (a. 1875): „Der Glaube muß etwas Unverständliches zum Gegenstand haben, sonst ist er kein Glaube; wer nichts mehr glauben kann, ist impotent und unproduktiv; das beweist die Geschichte jedes Individuums und jedes Volkes. Produktive Menschen sind gläubig, ebenso wie produktive Volksepochen. Es liegt so tief gewurzelt in der Natur des Menschen, an etwas zu glauben, daß selbst religiöse Nihilisten sich davon nicht befreien können. Sie negieren die Göttlichkeit Christi, glauben aber dafür an die Homöopathen oder an den Magnetismus oder an eine Krankheit, die sie nicht haben, oder an Schopenhauer, den sie nicht verstehen. Ohne Glauben, d. h. Festhalten an Unverständlichem, keine Einbildungskraft, keine Produktivität!" — (a. 1887): „Skepticismus ist Scheidewasser; manche Flecken kann er zum Schwinden bringen; aber — der Stoff geht mit!"

Socin's Naturell, aber hauptsächlich die große Ausdehnung seiner Verpflichtungen als Arzt und Lehrer mit all den Aufregungen, die gerade ein Chirurg dabei zu durchleben hat, gestalteten sein Leben zu einem äußerst unruhigen. Eine regelmäßige Tageseinteilung, oder gar regelmäßige Essenszeiten gab es für ihn nicht. Diese Unruhe entsprang allerdings zum Teil seinem Thätigkeitstrieb: „Das Leben hat im Grunde nur Wert, so lange es thatenreich und rastlos dahinstürmt." Und doch empfand er immer — schon als junger Arzt — das Bedürfnis nach der Ruhe, „wo man sich selber wieder einmal Herz und Nieren prüfen kann," und dieses Ruhebedürfnis findet in seinen Briefen mannigfachen Ausdruck: „Die Chirurgie verschlingt immer mehr den ganzen Menschen." — „Meist bin ich in der Stimmung eines auf lange Zeit Abreisenden zehn Minuten vor Abfahrt des Blitzzuges." — Von Zeit zu Zeit faßte er, wie aus seinem Merkbuche und seinen Briefen hervorgeht, energische Vorsätze, für sein Menschentum etwas mehr Zeit frei zu halten; er abonnierte Plätze in Theater und Konzertsaal: die Plätze blieben meist leer, und vor den vielen Verpflichtungen zerstoben alle Vorsätze im Wind.

„Ich besitze leider nicht die Kunst, meine Zeit einzuteilen. Dazu gehört — lachen Sie nicht — eine Rücksichtslosigkeit, die ich nicht besitze."

Trotz dieser aufreibenden Thätigkeit aber hat Socin bis in sein Alter seine jugendliche, geistige und körperliche Elastizität bewahrt. „Wann wird der Mensch alt?" schreibt er, — „beim ersten grauen Haar, wie die Frauen, die noch keine haben, wohl sagen? — wenn die Stirn sich runzelt? das Haar erbleicht und das Auge nur noch in die Ferne sieht? — mit 40, 50 oder 60 Jahren? — Der Mensch wird alt, wenn er aufhört, vorwärts zu schauen! Es giebt zwanzigjährige Jünglinge, die zum Grausen alt sind." — Doch, trotz dieser Energie, jung zu bleiben, klagt er seinem

Tagebuch, während er einsam am Frühmorgen im Wald saß: „Wie jetzt die Sterne weit glänzen! Nur in der Jugend beugt sich der Himmel so nah auf uns herunter, daß wir die Sterne mit ausgestreckter Hand pflücken könnten."

Der Gedanke eines nahen Todes aber beschäftigte ihn seit einem Influenzaanfall, der ihn ein Jahr vor seinem Tode befiel und körperlich schwächte; doch hatte dieser Gedanke für ihn nichts Peinliches. Als er, mitten aus der vollen Thätigkeit heraus, sich fiebernd im Januar 1899 zu Bette legte, sagte er zu einem Freund, der ihn aufsuchte und seine Besorgnisse wegscherzen wollte: „Ich fühle es, von diesem Bett werde ich nicht mehr aufstehen; doch der Tod hat für mich nichts Bitteres. Ich suchte zu leisten, was zu leisten in meiner Kraft war und ich könnte es nur mit großem Schmerz erleben, wie ich im eigenen Bewußtsein des allmählichen körperlichen und geistigen Zerfalls, bemitleidet von der Umgebung, meinen Verpflichtungen nicht mehr voll nachzukommen vermöchte."

Sein Wunsch, sich nicht zu überleben, ist erfüllt worden. Er starb nach kurzer Krankheit am 22. Januar 1899.

Obgleich August Socin in der großen, allgemeinen Geschichte unseres Gemeinwesens keine Rolle gespielt, hat seine markante Persönlichkeit mit sicherer, kräftiger Hand selbst Geschichte gemacht: in unserer medizinischen Fakultät, im Bürgerspital, und nicht zum mindesten in den Herzen seiner zahlreichen Patienten und Freunde.

Carl S. Haegler.

Der Abschluß der Gegenreformation im Birseck.

Von K. Gauß.



In den Jahren 1582 bis 1595 waren die Ortschaften der ehemaligen Vogteien Zwingen, Pfeffingen und Birseck, die in der Reformationszeit schon sehr frühe für das neuverkündigte Evangelium sich entschieden hatten, nach langem Widerstande von ihrem Landesherrn, dem Bischof von Basel Christoph Blarer von Wartensee in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückgeführt worden.[1]) Die Mittel waren die üblichen: Zwang, Einschüchterung, endlose Plackereien, Absetzung von Predigern und Anstellung von Priestern. Neu war vielleicht das eine, daß man einzelnen Gemein-

[1]) Vergl. die Gegenreformation in den ehemaligen Vogteien Zwingen, Pfeffingen und Birseck des untern Bistums Basel am Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Aus den Akten dargestellt von Jakob Burckhardt, Antistes.

den heterodoxe Prediger aufdrängte. Damit schnitt man ihnen die Verbindung mit Basel ab, ohne welche die Gemeinden auf die Dauer bei ihrem Glauben sich nicht zu erhalten vermochten; sodann brachte man die Gemeinden in Verwirrung, daß sie zuletzt selbst nicht mehr wußten, welcher „Sekte" sie angehörten.[1]) In Laufen wählte der Bischof aus eigener Machtvollkommenheit einen Schulmeister aus Weil in der Markgrafschaft, Sebastian Schmidt, der sich zur Augsburger Konfession bekannte. Bald darauf wurde er nach Therwil versetzt, und zuletzt amtete er lange Zeit bis zu seinem Tode im Jahre 1611 in Allschwil. In Oberwil war ein zürcherischer Geistlicher Johannes Wirt angestellt worden, der als Professor in Basel bei seinen Kollegen „in der Leer den artigkel daß würdige Sakrament unseres lieben Herren Jesu Christi betreffendt zu etwas ungnaden gefallen" und darum der Regenz entsetzt worden war.[2]) Als im Jahre 1595 der größere Teil der Gemeinden Reinach, Therwil, Oberwil und Ettingen dem Bischof sich unterworfen hatte, konnte im allgemeinen das Werk als abgeschlossen betrachtet werden. Immerhin stieß auch nachher der Bischof noch auf mancherlei Widerstand. Freiheits- und andere Strafen, sowie Landesverweisung vermochten die Saat nicht so bald zu ersticken, die in der Zeit der Reformation aufgegangen war. Mag immerhin die Klage des Bischofs begründet gewesen sein, daß Oberwil, da es keinen eigenen Pfarrer habe, schlecht mit Meßlesen und Predigt versehen sei, es

---

[1]) Bischöfliche Akten XXXIV. 13. Im Juni 1634 wurde in Basel ein Mann verhört, der im katholischen Glauben geboren und erzogen worden war, aber seinen Aberglauben längst hatte fallen lassen. Er erklärte: „alweil er zu Allschweyler gewesen, wiewohl die Underweisung selbiger Orten sehr schlecht gewesen, habe er doch so viel gefaßt, welches er noch immer für wahr gehalten und noch behalte, daß wir mit empfahen des brotts und weins des Herrn mit unserm Geist und Glauben den leib und blut des Herrn empfangen." Kirchenakten A. 7 Fol. 170.

[2]) Kirchenakten A. 7 Fol. 29.

war schließlich doch auch die Treue am Bekenntnis, welche dem Landesherrn das Urteil abnötigte, daß seine Unterthanen in Oberwil „schier wiederumb zu der Lutherischen Sekt sich neigen" wollten.[1]) Ja noch ein Menschenalter später wurde geklagt, daß in Oberwil die Ketzer noch recht zahlreich seien.[2])

Eine Gemeinde aber hatte den Zumutungen des Bischofs erfolgreichen Widerstand geleistet. Allschwil hatte sich beim alten Glauben zu halten vermocht. Der Bischof hatte diesem Dorfe die Augsburger Konfession offiziell zugestanden, nachdem sein Pfarrer Sebastian Schmidt die unterthänige Bitte eingereicht hatte, der Bischof möge „die Evangelischen wie bisher zu dem Prädikanten zu Allschwyl zu gehen und die evangelische Religion zu üben und zu gebrauchen, gnädig zulassen."[3]) Allschwil war also der Zufluchtsort aller Evangelischen des Birsecks, die treu geblieben waren, und der markgräfische Schulmeister der für sie bestellte Hirte. Was dieses Dorf vor weitern Zwangsmaßregeln bewahrt hat, ist nicht ganz deutlich zu erkennen. Jedenfalls aber waren die Treue zum Bekenntnis, das weitere Bemühungen als fruchtlos erscheinen ließ, sowie die Furcht des Bischofs vor Basel, das ihm zu nahe lag und von dem er darum stets eine Einmischung befürchtete, nicht ganz ohne Einfluß auf die Entschließungen des geistlichen Herrn gewesen. Thatsache ist jedenfalls, daß bis Ende des Jahres 1611 kein ernsthafter Versuch gemacht worden ist, das Dorf zu reformieren. Damals aber bot der Tod des Prädikanten Schmidt dem Bischof Wilhelm den erwünschten Anlaß, den Plan, den er so wenig wie sein Vorgänger aus dem Auge gelassen hatte, wieder aufzunehmen.

[1]) Liestal. Altes Archiv L 114 B Lit. A. 3.

[2]) Bischöfliches Archiv XXXIV. 21.

[3]) Vergl. Burckhardt, a. a. O. 162 und die später angeführte Relation Rinecks von Baldenstein, wo von der interimsweisen Konzession des Bischofs geredet wird.

Gleich nach dem Tode ihres Pfarrers zeigten der Meyer und die Geschworenen dem Obervogt auf Birseck das Ereignis an und stellten die Frage, wer über die Feiertage — es war in der Weihnachtszeit — den Kirchendienst versehen solle. „Darüber ich sie gleich woll nur schimpfweiß beantwurttet — berichtete der Obervogt an den Bischof —, weille Inen Hegenheim am nechsten gelegen, sollen sie dahin in die Kirchen gehen; hierüber sie gelechlet und daraußen ich leichtlich abgenommen, daß sie eine schlechte Lust zu der catholischen Religion haben." [1]) Die Vorsteher der Gemeinde erklärten nun, ihr alter Pfarrer habe während seiner Krankheit einen Vikar gehabt, der im Wiesenthal daheim und noch vorhanden sei; der könnte die Gemeinde versorgen.

Der Obervogt berichtete den Stand der Dinge an den Bischof und dieser forderte nun unverzüglich das Domkapitel in Freiburg auf, die nötigen Schritte zu thun, um den Prädikanten durch einen katholischen Priester zu ersetzen. Das Domkapitel hielt dafür, daß das „angedeut gut Christenlich werkh lenger nit einzuostellen, sunder den armen Leuthen, da sie sich anderst dahin willig ergeben, zu befürderung Irer Seelen seeligkheit helffen zulaßen." [2]) Die Gelegenheit sei jetzt um so günstiger, als man dem Bischof nicht den Vorwurf machen könne, den Pfarrer verstoßen zu haben. Freilich konnte sich das Domkapitel nicht entschließen, mit der Schnelligkeit vorzugehen, welche der Bischof erwartet und gewünscht hatte. Seine Meinung war vielmehr, man müsse in der Angelegenheit behutsam vorgehen, die Gemüter der Unterthanen, wenn auch nicht aller („wie deren zweiffels ohne viel halsstarrig sich widersezen werden") vorerst gewonnen und durch Zuspruch eingenommen werden. Um das zu erreichen, sollte der Bischof die vornehmsten und einflußreichsten Männer nach Pruntrut bescheiden und ihnen die Notwendigkeit des

[1]) Liestal. Archiv L 114 B Lit. a. 8.

[2]) Bischöfliches Archiv XXXIV. 1.

Glaubenswechsels persönlich, nicht etwa durch Patres, vor Augen stellen. Die Leute würden dann nach ihrer Heimkehr viel von der „affection“ des Bischofs zu erzählen haben. Mit der Einsetzung eines katholischen Priesters sei darum noch so lange zu warten, bis der Bischof „deren Unterthanen etlich oder den mehrertheils zu der Catholischen Religion affectioniert“ wüßte. Vorläufig könnte der Pfarrer von Hegenheim Allschwil dergestalt bedienen, daß er „an Sonn- und Feiertagen allein zu Allenschweiler predigte und zu Hegenheimb Meß hielt und celebrierte, Seine Predigen auch dahin richte, damit Er anfangs allein Moralisierte“ und jeder Polemik gegen die augsburgische Konfession sich enthielte.

Jedoch die Bemühungen des Bischofs blieben erfolglos. Der Vikar aus dem Wiesenthal, mit Namen Rapp, blieb, heiratete die Tochter seines Vorgängers und die Gemeinde war froh, einen Pfarrer nach ihrem Herzen zu haben.

Mehr als ein Jahrzehnt ging dahin. Aber den Bischof ließ der Gedanke an Allschwil nicht ruhen. Und das um so weniger, als ihm im Jahre 1623 gelungen war, Großhüningen katholisch zu machen. Seit der Reformation nämlich, war dieser Ort von Basel aus kirchlich bedient worden. Zuletzt amtete dort ein Andreß Stöcklein. Derselbe wurde nun vertrieben, fand aber sogleich wieder eine Stellung in Sissach. Denn der Sissacher Pfarrer war eben seines Amtes entsetzt worden. Es war ihm nämlich verboten worden, Weinhandel zu treiben. Er wußte sich aber zu helfen. Er fuhr als Bauer verkleidet an den Weinmarkt nach Luzern. Die Sache kam jedoch aus und der Pfarrer mußte seine Stelle verlassen.[1]) Zum großen Aerger und Verdruß der österreichischen Regierung wurden aber auch nach der Vertreibung des Pfarrers aus Großhüningen noch viele Kinder reformiert getauft. Sie wurden nach

[1]) Vaterländische Bibliothek Basel. Baslerische Geschichten O. 6.

Basel gebracht. Die Wirren des Krieges gestatteten nicht, energisch gegen die Ungehorsamen vorzugehen. Darum berichtet Hotz in seiner Chronik: „Es solle der tyrannische Teufflische Juncker von Flachslandt, so vor diesem zu großen Hüningen geregieret, ausgossen haben gegen seinen Bauersweibern, wann der Krieg ein endt habe, wolle Er alle diejenigen Weiber, so ihre Kinder alhier haben tauffen lassen, verbrennen, Ihre Vätter verviertheilen, die Gfatteren hencken und die Kinder ertrenckhen lassen. O du abtrünniger Junckher, es wird dir zu seiner Zeit der Lohn werden.“ [1])

Der Erfolg in Großhüningen war für den Bischof ein neuer Ansporn. Bei Gelegenheit der Jahresrechnung im Herbst 1624 brachte er den Deputaten gegenüber die Sache wieder zur Sprache und gab seinen Entschluß kund, das Werk jetzt durchzuführen. Dem Domkapitel ließ er die Aufforderung zukommen, sich „umb einen dahin Baslischer nähe halben qualificierten Pfarherrn zuo bewerben, denselben auch mit rechtmäßiger Portion und sonderbarem Pfarhaus zuo versorgen.“ [2]) Das Domkapitel ging auf die Suche, fand aber den geeigneten Mann nicht; es erklärte sich jedoch bereit, die Frage noch weiter im Auge zu behalten. Im ganzen macht das Verhalten des Domkapitels eher den Eindruck, als ob ihm die Sache nicht so sehr am Herzen gelegen hätte, wie dem Bischof. Denn es schrieb am 24. September 1624: „Ob E. Fl. Gn. ahniezo gleich diß werkh fürnemen oder aber biß man sehen khan, wie sich die Sachen mit dem im Landt einquartierten Kriegs Volkh anlassen, noch etwas innhalten wöllen, das thuon E. Fl. Gn., denen alle circumstantiae besser alß uns bekhandt, wir underthänig haimbstellen.“ Sollte der Bischof mit der Aenderung nicht mehr länger warten wollen, so sollte er „ex sua diöcesi einen dem Ortt nächstgesessnen Priester oder Pfarrer dahin gnediglich vermögen, der sich

[1]) Vaterländische Bibliothek O. 84. 23. Februar 1633.

[2]) Bischöfliches Archiv XXXIV. 7.

der Sachen ein Anfang zu machen ein Zeit lang daselbsten aufhalte, dessen Pfarr oder stell inmittelst durch einen andern versehen werde, bis man einen beständigen qualificierten Pfarrer dahin bekhommen khan."

Die Bemühungen des Domkapitels blieben ohne Erfolg. Man fand zwar eine geeignete Persönlichkeit, allein dieselbe ließ sich nicht überreden, sich auf die Bekehrung Allschwils einzulassen.[1]) Man verschob also die Reformation auf gelegenere Zeit. Und sie kam.

In Deutschland wütete der große Krieg. Das Glück hatte sich auf die Seite der Katholiken geneigt. Die protestantischen Mächte waren überall unterlegen. Die Hände waren ihnen gebunden. Jetzt war die Zeit zu handeln. „Solches alles desto besser zu effektuiren, köndte khein bessere Gelegenheit, bey welcher die Catholische Religion in ansehung von Gott dem allmechtigen unterschiedlich aufeinander verliehener Viktorien halber florirt vund die Verfolger derselben gedempt, zur einführung erfunden werden, alß eben bey dieser Zeith."[2]) So hatte sich der Bischof in einer Instruktion an den Suffragan und Vikar zu Handen des Rats von Luzern am 28. September 1626 geäußert. Zuvor hatte er auch dem Erzherzog Leopold von Oesterreich sein Vorhaben eröffnet. Er redete eine entschiedene Sprache, die etwas von dem Hochgefühl spüren läßt, welches die wiederholten Siege in den Katholiken wach gerufen hatten. Er erklärte nämlich, er sei „deß genzlichen willens vund der meinung die unkatholische Religion der endts forthzuschicken vund hingegen die Römisch Catholische mit Gottes Hilff und Gnaden in Kurzem einzupflanzen." Was den Bischof in seiner Hoffnung bestärkte, war einmal der Umstand, daß die Bewohner Allschwils außerhalb Basels und von katholischen Christen umringt seien und „bei ihrem Lawen und Kalten Predicanten mehrers zu Catholisch als Lutherischen Glaubens be-

[1]) Bischöfliches Archiv XXXIV. 8.

[2]) Bischöfliches Archiv XXXIV. 9.

khantnuß ercleren und neigen,“ sodann daß wohl Basel unter den gegenwärtigen Verhältnissen kaum im stande sei, sich der Allschwiler anzunehmen. Der Tag der Einführung war bereits festgesetzt.

Beim Bischof liefen von allen Seiten, wohin er sich gewendet hatte, zustimmende Antworten ein. Luzern als Vorort der katholischen Stände war mit dem Plane des Bischofs vollständig einverstanden,[1]) wünschte nur, daß auch an Solothurn Mitteilung gemacht werde, stellte es aber im übrigen dem Bischof anheim, ob er sofort einschreiten oder noch abwarten wolle. Ebenso rät der Nuntius von Luzern aus zu thatkräftigem Vorgehen und verspricht seine Unterstützung.[2]) Am längsten ließ der Erzherzog von Oesterreich auf eine Aeußerung warten. Erst Ende Oktober schrieb er von Innsbruck, er habe darauf gerechnet, daß der Bischof ohne eine Antwort abzuwarten, auf die von ihm vorgesehene Zeit sein heilsames Vorhaben ins Werk setzen werde, und wünschte dem Bischof von dem Allmächtigen allen glücklichen Fortgang. Der vorderösterreichischen Regierung erteilte er den Befehl, „daß Sye ihr ebenmeßig uffsehen darauf legen und wo Sye darumb von E. G. ersucht, demselben zuo dessen Fortsetzung alle mögliche Hilff und beystand zuo erweysen nit underlassen sollen.“[3])

Jedoch der festgesetzte Tag ging vorüber, ohne daß das Vorhaben des Bischofs durchgeführt worden wäre. Man gewann also Zeit, sich bis auf weiteres allerlei Betrachtungen hinzugeben über „bevögliche und gleichsamb nottringente Ursachen vnd Motiven, warumb daß fürstliche Baßlische Dorff Allenschweiler zue reformiern oder zuer Röm.-Catholischen nemblichen Ires Landtsfürsten Religion zue bringen.“[4])

[1]) Bischöfliches Archiv XXXIV. 10.
[2]) Bischöfliches Archiv XXXIV. 11.
[3]) Bischöfliches Archiv XXXIV. 12.
[4]) Bischöfliches Archiv XXXIV. 13.

Es ist nicht ohne Interesse, einige von den sechszehn aufgeführten Gründen etwas näher ins Auge zu fassen. Zuerst wird besonders hervorgehoben und als vornehmlicher Grund an die Spitze gestellt, daß etliche aus der Gemeinde vor vielen Jahren und auch jetzt noch die Einführung der katholischen Religion begehrten mit Rücksicht darauf, daß „Sye nemblichen selbsten nit mehr wüßen oder judicieren künden, ob Sye Luteri, Calvini oder Zwingliani Religion aigentlichen beygethan oder anhengig syen.“ Sodann wird geklagt, daß die Allschwiler den Katholiken mehr zusetzten als alle andern angrenzenden widrigen Religionsverwandten, indem sie ihre katholischen Dienstboten zum Fleischessen und zum Besuch des evangelischen Gottesdienstes „wider daß herkhommen“ zwängen, die Tage der zwölf Apostel und andere gebotene Feiertage nicht hielten, sondern durch „wöschwäschen“ und andere Arbeiten schändeten. Weiterhin wird ihnen der Vorwurf gemacht, daß sie eine nicht geringschätzige Adelsperson ohne Begrüßung des Obervogts in Arrest genommen hätten, daß viele sich hätten anwerben lassen, daß man allerlei leichtfertigem Gesindel Unterschlupf gewähre, sich gegenseitig verpflichte, nichts „gräuelbares“ über den andern zu sagen, daß sie, wenn man sie examiniere, „alle ganz glaß rein und vnnschuldig sein“ wollen.

Für alles das wird nun der Prediger verantwortlich gemacht, der „mit einem Vnnschicklichen Prädig schlechtlichen aedificiert und von Jnen gar Vbel respektiert vnnd für ein einfalt tractiert württ,“ der in stetigem Zank und Hader lebe und dazu dem Weine ganz und gar ergeben sei, daß er teils schon anderwärts Vermählte, teils auch „mit andern impedimentis canonicis behaffte“ zusammengegeben habe. „Letzlichen ist unläugbar, ja müssen es selbstens bekhönnen, daß under Jnen, sonderlich dem Jüngsten Volkh das Laster der Unzucht und andere öbbigkeiten also överhandt genommen, daß wo solchen nit durch ein Exemplarisch Leben Thon vnd lassen eines rechten seelsorgers geholffen wirdt, die samentliche Gemeinde

anders nit als den unaußbleibten Zorn und straff des gerechten Gott zu gewarten."

Alle die Gründe, welche der Bischof für sein Vorhaben ins Feld führte, waren aber nur für den überzeugend, bei dem es für die Notwendigkeit der Reformation überhaupt keines Beweises mehr bedurfte. Denn es tritt klar aus seinen Worten zu Tage, daß die Leute einen Glaubenswechsel durchaus nicht begehrten, daß es ferner in sittlicher Beziehung wenn nicht besser, so jedenfalls nicht schlimmer stand als in den katholischen Dörfern. Aber wenn man auch alle Anschuldigungen mit Erfolg zurückgewiesen hätte und sämtliche Gründe in ihrer Nichtigkeit und Unhaltbarkeit aufgezeigt hätte, der Bischof hätte doch nur geantwortet: Thut nichts, Allschwil muß wieder katholisch werden.

Bis im April des folgenden Jahres blieb nun wieder alles ruhig. Nun aber schickte der Bischof den Kapuzinerpater Rudolfus an den Rat von Solothurn. Aus der Instruktion, die dem Manne mitgegeben wurde, erfahren wir, welches Bedenken die Durchführung des schon so lange erstrebten Werkes immer noch verzögert hatte. Der Bischof befürchtete immer noch eine Einmischung Basels. Da nun die Stadt die Religionsänderung ungleich aufnehmen, „vermutlich nachbaurschafft vnnd des Predicanten halber intuitu religionis" sich widersetzen und „den unterthanen mit allerhandt scheinbaren unstatthaften Defensionen verhilfflich sein" könnte, so möchte doch der Rat „den widrigen querulanten kein Gehör und Beyfall" geben, sondern „bei vnnverhoffter impugnation vnnd widersetzung dem Bischof alle mögliche assistenz und hilfflichen beysprung" leisten. Um dem Rate die Entschließung zu erleichtern, sollte der Gesandte daran erinnern, daß der Nuntius den Bischof wiederholt zu seinem Vorhaben aufgefordert und Luzern als Vorort der katholischen Stände dem Plane seine Zustimmung erteilt habe.[1]) Am

[1]) Bischöfliches Archiv XXXIV. 14.

21. April antwortete der Rat von Solothurn, daß er „mit höchsten Freuden" den Plan vernommen habe. Falls Basel sich wirklich widersetzen sollte, möchte der Bischof unverzüglich an den Rat berichten, damit sie sich darnach zu verhalten wüßten.[1])

Allein mit allem dem kam man nicht aus dem Stadium der Beratungen heraus. Nun aber warf der Obervogt auf Birseck, Johann Jakob Rineck von Baldenstein einen neuen Gedanken in die Verhandlungen. Seiner Meinung nach wäre das beste, schrieb er am 7. Mai 1627, wie er übrigens schon früher ausgesprochen habe, „wenn die Reformation ex improviso geschehe" und finde kein anderes Hindernis, „als warumb selbige nit khöndte uff nechstkünfftigen Sonntag Exaudi" angefangen werden, als etwa das, daß in so kurzer Zeit und wegen des Kriegsvolks in der Markgrafschaft nicht so leicht ein Altarstein herbeizuschaffen wäre, daß man erst vor kurzer Zeit in der Steingrube angefangen habe zu graben, „anjetzo aber einen abzuholen sich meine Ampts- oder auch lothringischen Unterthanen in ansehen sie zu glatte schueroß dazu nit gerne wöllen gebruchen lassen, welches impedimentum aber durch ein altare portabile (so ich selbst im hauß) leichtlichen kann remediert werden."

Schwerer hielt es freilich, einen Priester zu finden, der sich zu dem Werke bereit erklärte und beständig an Ort und Stelle bleiben könnte. Für den geeignetsten hielt man den Pfarrer von Therwil, Joseph Liechtin. Allein dieser antwortete auf die offizielle Anfrage, ob er auch die Pfarrei Allschwil bedienen könne, mit einem entschiedenen Nein.[2]) Die Rücksicht auf die Ehre Gottes, das Heil der Nächsten und den Gehorsam gegen die Obern sowie die Aussicht, sich durch die Bekehrung der Ketzer Verdienste zu sammeln,

---

[1]) Bischöfliches Archiv XXXIV. 15.

[2]) Bischöfliches Archiv XXXIV. 17. 9. Mai.

ließ ihn einen Augenblick fragen, ob er nicht doch der Aufgabe sich unterziehen sollte. Allein wenn er die Frage näher ins Auge faßte, so waren der Gründe doch so viele und so gewichtige, daß er, ohne der Arbeitsscheu bezichtigt werden zu dürfen, diese Seelsorge glaubte von der Hand weisen zu können. Da er kränklich sei, könnte er die vermehrte Arbeit nicht auf sich nehmen. Er habe keine Verwandte, die ihm in Allschwil den Haushalt führen könne. In Therwil habe er eine alte Mutter, die viel darnieder liege und seiner Gegenwart bedürfe, und eine Schwester, die, noch jung und unerfahren, nicht allein bei den beiden Vikaren könnte gelassen werden, da ihr sonst, wenn nicht Gefahr, so doch zum wenigsten Schande drohe (si non periculum saltem infamia). Für ihn selbst sei die Gemeinde mit 900 Seelen ohnehin schon zu groß und die Seelsorge durch die große Zahl von Ketzern in Oberwil noch besonders schwierig. Die Unerfahrenheit der beiden jüngern Geistlichen, deren Verpflegung in seiner Abwesenheit Schwierigkeiten bereite, ihre Uneinigkeit, ihr Ungehorsam, außerdem die Klagen der Pfarrkinder, daß sie die französisch sprechenden Vikare nicht verständen, schließlich auch der Bau der neuen Kirche, der seine Anwesenheit und Aufsicht verlange, alles das mache es ihm unmöglich, dem Rufe zu folgen. Man ließ jedoch höheren Orts diese Entschuldigungen nicht gelten und der Priester mußte schließlich dem Geheiß der Obern gehorchen.

Der Bischof war nämlich auf den Vorschlag seines entschiedenen Obervogts eingetreten und hatte am 7. Mai an die vorderösterreichische Regierung die Mitteilung gemacht, daß er auf den Sonntag Exaudi in Allschwil die katholische Religion einführen wolle. Einige Tage später erhielt der Bischof die Antwort, sie wollten die gewisse Verfügung thun, „das uf besagten Sontag in nechst darbei gelegenen österreichischem Dorff Blodeligheim (Blotzheim) Landtser Ambts biß in 200 wehrhaffter Mann sambt Iren bevelchshabern auch einem

Landtserischen beampten sich befinden vnd in bereitschafft selbig tag über aufhalten sollen, auf den fahl man Irer bedörffte." [1])

Den kirchlichen Teil der ganzen Aktion zu leiten, hatte der Kapuzinerpater Rudolfus von Delsberg übernommen. Er hatte mit dem Wunsche seine Zusage gegeben, „daß der himmlische Gärtner den Verkündigern des Evangeliums das rechte Wort gebe, auf daß die ausgebrochenen und außerhalb der Heilsrebe schon lange eingepflanzten Zweige wieder lebendig gemacht und in den guten Oelbaum gepfropft werden könnten." Dem Rat von Solothurn hatte er den Wunsch ausgesprochen, er möchte sich bei der Handlung durch den Vogt von Dornach vertreten lassen, da er ihnen unter Umständen wertvolle Dienste leisten könne. [2])

Junker Rineck von Baldenstein nahm die Sache energisch an die Hand, sorgte für die nötigen Requisiten und Paramente und ließ sie, wie Ochs berichtet, [3]) in einem Fasse nach Allschwil bringen, um ja nicht etwa die Leute auf die Dinge aufmerksam zu machen, die ihrer harrten. Am Abend des 15. Mai traf er selbst in Allschwil ein, begleitet von den ihm vom Bischof beigegebenen Räten sowie dem Obervogt von Pfeffingen, dem Oberhauptmann Jakob Christoph Blarer und Hans Reutter von Weil. Eine militärische Bedeckung lag in der Nähe bereit, um im Falle energischen Widerstandes sofort loszuschlagen. Die Vertreter des Bischofs nahmen ihr Quartier in dem „wohlerbauwenen und zugerüsten Hause des Lorenz Gürtler." Gleich nach seiner Ankunft erteilte der Obervogt den Befehl, daß innerhalb einer Stunde nicht allein alle Bürger und Hintersassen, sondern auch die nach Allschwil pfarrgenössigen Unterthanen der Höfe Schönenbuch zu erscheinen hätten. Während man wartete, ließ sich der Schreiber des Landseramtes anmelden

---

[1]) Bischöfliches Archiv XXXIV. 19.

[2]) Bischöfliches Archiv XXXIV. 20 vom 12. Mai.

[3]) Ochs, Geschichte der Stadt und Landschaft Basel 6. S. 597.

und machte die Mitteilung, daß die zweihundert Musketierer, welche die österreichische Regierung für alle Fälle gesandt habe, in Blotzheim angelangt seien, und daß, wenn es die Not erfordere, noch eine größere Zahl könnte aufgeboten werden. Rineck von Baldenstein ersuchte den Schreiber, der Eröffnung des bischöflichen Befehls an die Unterthanen beizuwohnen, damit er dann selbst wisse, wie sich die Leute zur Sache stellten und wie er sich selbst zu verhalten habe.

Als die ganze Gemeinde versammelt war, brachte der Vogt „promissis promittendis die Ursachen, warum der Bischof gleichsam gezwungen sei, die uncatholische Religion abzuschaffen und unsere allein seeligmachende einzuführen, mit etwaß Extendirung für vnnd an." Er wies zunächst darauf hin, daß „inn H. Schrüfft versehen sonderlich aber der h. Paulus bezeuget, daß nhur ein Religion selig mache oder unß uff den Weg der himmlischen freuden leitte." Die Unterthanen müßten es aber selber bekennen, daß sie nicht wüßten, was sie glaubten und welcher Sekte sie angehörten; daher auch der Bischof sie nicht mehr länger in ihrem Irrtum dürfe stecken lassen. Denn wenn vermöge des Religions- oder Profanfriedens, „welchen die protestierenden Stände gleichsamb für ein Evangelium halten und crafft dessen ihre Unterthanen zu ihrem Glauben mehreren theilß zwingen," warum sollte denn der Bischof ein gleichmäßiges mit den Seinigen vorzunehmen nicht befugt sein? Wollte man einwerfen: der Bischof Blarer habe aber Allschwil die augsburgische Konfession gelassen, warum sollte es jetzt anders werden? dann wurde geantwortet: „Ob es gleich woll den Vnnderthanen nit gebürtt secreta oder Geheimnuß der Fürsten und Herren zuerforschen," so seien doch drei unterschiedliche Ursachen: Einmal sei die Konzession nur interimsweise erteilt worden, nämlich so lange, bis die andern Dörfer ganz katholisch würden; sodann sei ihnen allein die augsburgische Religion oder Konfession vergönnt wor-

den, welche deutsche Messe, Ohrenbeichte und dergleichen erfordere. Da aber das alles von ihnen nicht geübt worden sei, sei die Konzession eigentlich dahingefallen. Drittens könnten solche Konzessionen für den Nachfolger im Amte nicht verbindlich sein, besonders ihnen gegenüber nicht, weil sie in vielseitige Leichtfertigkeit geraten seien. Um der wohlverdienten Strafe Gottes zu entgehen, gebe es keinen andern Weg, als die Religion anzunehmen, die ihre Vorfahren schon gehabt und „dabei in Zeitlichem und Ewigem soviel hundert Jahre sich am besten und sichersten befunden" hätten. Schließlich sei auch der römisch katholische Glaube, „wie sie etwa durch Eingebung ihrer Predikanten oder anderer widriger Religionsverwandten möchten vermeinen, nicht so schwer sondern um so viel leichter als alle andern," wie sie denn mit der Zeit von ihren Pfarrherren vernehmen würden. Sollten sie bei dem einen oder andern Artikel des Glaubens noch im Unklaren sein, so seien die Priester angewiesen, „nicht nur von der Kanzel, sondern auch apart, so oft und viel sie es begehren, mit rechten oder in Heiliger schrüfft fundenen Gründen zu instruiren." Darum sollten sie die große Gnade und väterliche Fürsorge des Bischofs „mit beiden Händen oder Armen" ergreifen.

Die Gemeinde war über diese Rede des Vogts nicht wenig erstaunt und ließ durch den Meyer das Begehren stellen: „Weylen man sie also vnnversehener sach mit einem so hochbedenkhlichen zuemueten überfallen ja gleichsamb übereylet, wölle man Jnen doch acht tag bedenckh lassen." Der Vogt erwiderte, daß dies der Instruktion des Bischofs zuwiderlaufe und daß sie einfach Gehorsam zu leisten hätten. Die Gemeinde widersetzte sich und fing an zu schreien. Der Obervogt, die bischöflichen Kommissare und der österreichische Amtsschreiber redeten ihnen mit Ernst zu und wiederholten, daß kein längerer Aufschub zu erhalten sei. Vielmehr wurde ihnen geboten, daß „sie alle alß auch ihre Weiber und Kinder auf den

folgenden Sonntag Exaudi bey willkürlicher Straff bey dem nit neuen sondern alten rechten vnd wahrhafften Gottesdienst sich instellen und die rechte evangelische Lehre, deren sie sich immer rühmten, hören" sollten.

Auf weitere Verhandlungen trat man nicht mehr ein. Vielmehr forderte der Obervogt den Kirchenpflegern die Schlüssel zur Kirche und zu den in ihr verwahrten Sachen ab. Da nun auch der vom Bischof bestellte Verweser mittlerweile angekommen war, ließ Rineck von Baldenstein den Predikanten rufen und eröffnete ihm im Beisein Ihrer Hochehrwürden und der übrigen, daß er seines Dienstes entlassen sei und anderwärts Gelegenheit suchen müsse. Wenn er es wünsche, könne man ihm eine „fürschrift" erteilen und ihn „bestermaßen" empfehlen, „ihm auch neben einem Viatico mit genugsamer fuer und anderem behilfflich sein." Auch sei ihm noch gestattet, seine Ausstände einzufordern; nur dürfe er nicht die Unterthanen vom neuen Glauben abwendig zu machen versuchen. Der Pfarrer verlangte Aufschub; er wurde ihm rundweg abgeschlagen, dagegen der Befehl erteilt, sofort den Pfarrhof zu räumen.

Die Beamten begaben sich nun in die Kirche. Man fand noch den „wohlvergoldeten Kelch samt der Paten, urbaria vnnd andere dahin gehörige documenta, etwaß alte zerbrochene Monstranzen, drei paar zinnene Meßkändtlin und hölzerne Zierrat." Meßgewänder und Leuchter dagegen fehlten. Der Abendmahlstisch, „weil viel zu klein vnnd unförmblich," wurde abgebrochen und interimsweise ein hölzerner Tisch sammt einer Altartafel und Kruzifix aufgerichtet, in denselben das altare portabile eingelassen und alles aufs beste geschmückt.

Am folgenden Tage ließ der Obervogt zusammenläuten und von Haus zu Haus zur Kirche bieten. Als „sowoll Mann als weybs Persohnen sich sammethaft (soviel man wüssen mögen) inn-

gestellt," nahm der Suffragan die Rekonziliation vor, der Pater Capucinus hielt die Predigt und der Kammerer des Leimenthals celebrierte die Messe; zuletzt wurde „zu Ehr des Allmechtigen das Te Deum laudamus gesungen." Daraufhin wurde vom Suffragan der neue Pfarrer „nebent einer Stattlichen und menniglich erachtens woll ädificierenter Exhortation, über eine halbe Stundt lang, dem ganzen Volkh präsentiert." Die ganze Feier schloß damit, daß der Obervogt das strenge Verbot kundgab, „bey willkürlicher straff ja verweisung des Landts" „an ander Vnncatholische ort vnnd Kirchen zu gehen, noch weniger Kinder taufen oder ehelichen insegnen zu lassen."

So war das Werk glücklich vollendet und mit erleichtertem Herzen konnte der Obervogt seinen Bericht an den Bischof mit den Worten schließen: „Gottlob alles glückhlich und woll abgangen und also weder anzogenen österreichischen noch deren von mir verordneten Mußcetiern nichts bedörfft." [1])

Tags darauf meldete Rineck von Baldenstein an den Bischof, daß sich die Unterthanen auf des Herrn Josephus und sein besonderes Zusprechen ziemlich ergeben hätten und, wie er hoffe, sich nach und nach wohl schicken würden. [2]) Nun aber machte ihm doch der Pfarrer noch etwelche Schwierigkeit. Denn er sowohl wie besonders die Frau, die als Tochter des Amtsvorgängers mit der Gemeinde besonders enge verwachsen war, weigerten sich, das Haus und Dorf zu verlassen, mit der Begründung, „sie könnten und möchten nicht nach Basel, weil das nicht Ire Religion sei." Der Obervogt schrieb nun aber an Jörg Wilhelm Waldburg von Freundstein in Binningen, er möchte dem Predikanten daselbst für eine Wohnung sorgen. Bevor aber eine Antwort eingelaufen war, wurde das Pfarrhaus

[1]) Bischöfliches Archiv XXXIV. 21. Relation J. J. Rineck von Baldenstein vom 17. Mai 1627.

[2]) Bischöfliches Archiv XXXIV. 22.

geräumt, der neue Pfarrer vor dem Weggange des Junkers eingesetzt und der alte Pfarrer mit Weib und Kind fortgeführt. Er fand in Binningen im Hause des Jörg Waldener Aufnahme, bis er eine andere Kondition gefunden hätte.

Der vertriebene Pfarrer scheint jedoch nicht müßig gewesen zu sein. Denn es ging bald das Gerede, daß er jeweilen nach Allschwil wandere, heimlicher Weise katechisiere und sie im Lutheranismo konfirmiere. Darüber schreibt ein Ungenannter an den Bischof am 24. Juni:[1]) „Ueber welches ich Ew. Fürstl. Gn. versichern will, daß dieß Orts dem armen Tropfen höchlich Unrecht geschieht; denn verschienener Tagen mir her Joseph gesagt, daß selbiger erst einmal (da ich dann eben auch da gewesen und er bei mir zu schaffen gehabt) von der Zeit der Reformation allda gewesen." Zudem gehe es ihm in Binningen fast ärger als zu Allschwil „in Erwägung, daß die Stadt ihn länger alldorten nicht leiden will."

Wie aber hat sich nun Basel zu dem Ereignis gestellt? Waren die Befürchtungen des Bischofs völlig unbegründet, daß Basel intervenieren werde? Rineck von Baldenstein berichtet am 18. Mai an den Bischof,[2]) er habe bisher weder von Baslern noch andern Leuten gehört, daß sie viel zu dieser Reformation sagen, „weniger etwas thettlichs fürzenemmen möchten gesindt sein;" nur daß alle Tage aus der Stadt entweder zu ihm oder seinem Gastgeber Leute kämen, die aber „im geringsten sich nüt merkhen lassen."

Ganz so war es freilich nicht. Denn schon am Tage nach dem Ereignis befaßte sich der Rat von Basel mit der Sache. „Weill gestrigen tags Ihre fl. Gn. H. Wilhelm Bischove zu Basel zu Alenschweiler die Mees eingeführt, beneben auch vill selzamer

[1]) Vergl. Burckhardt, a. a. O. 171. Der Brief wird dort auf S. Schmidt bezogen, betrifft aber ganz ohne Zweifel seinen Schwiegersohn Rapp.

[2]) Bischöfliches Archiv XXXIV. 22.

reden wegen kriegsvolk gehen, sollen die Herren XIII fürsorg haben." [1]) Zwei Tage darauf wurde der Ratschlag der Dreizehnerherren verlesen und beschlossen, daß darnach sollte gehandelt werden. [2]) Ochs berichtet: „Der Rath klagte bey den evangelischen Städten über diese Verletzung des Vertrages von 1585." [3]) Jedoch ist fraglich, ob das wirklich geschehen ist; es scheint vielmehr, daß man die Sache nachträglich hat fallen lassen. Wenigstens wissen die eidgenössischen Abschiede nichts von dieser Angelegenheit zu berichten. [4]) Basel hat nämlich „wegen der an seinen Grenzen sich täglich mehrenden Kriegsmacht" eine Zusammenkunft der vier evangelischen Stände ausgeschrieben. Dieselbe fand im Juni in Zürich statt. Der Abgesandte Basels berichtete über die Beschaffenheit dieser Kriegsmacht und eröffnete insbesondere, es seien mehrfache Warnungen gekommen, dahin lautend, daß der General von Pappenheim einen Anschlag auf Basel beabsichtige und zu diesem Zweck einen vornehmen Ingenieur bestellt und allerlei Kriegsinstrumente habe zurüsten lassen.

Basel bat darum um getreues Aufsehen und daß Zürich und Bern für das nächste Bedürfnis tausend Mann so gerüstet halten sollten, daß Basel derselben auf die erste Mahnung, welche ohne dringende Not nicht geschehen werde, versichert sein könne. Man versprach, nach bestem Vermögen Basel zu Hilfe eilen zu wollen.

Auch Luzern hatte seinen Beistand zugesichert. Dasselbe erwartete man von andern katholischen Ständen. Nun aber ließ sich wohl voraussehen, daß die katholischen Orte, um Hilfe gemahnt,

[1]) Basler Ratsprotokoll vom 7. Mai 1627.

[2]) Ebenda, vom 9. Mai. Basel als protestantische Stadt zählt noch nach dem julianischen Kalender, man hat also 10 zuzuzählen. Das bischöfliche Archiv datiert gemäß der gregorianischen Kalenderreform.

[3]) Ochs, Geschichte der Stadt und Landschaft Basel 6. S. 598.

[4]) Eidgenössische Abschiede, 5. Band, 2. Abteil. 1. 428. a. b.

für ihr Volk ohne Zweifel die Uebung ihrer Religion gestattet haben wollten. So selbstverständlich uns das scheint, in Basel erregte dieser Gedanke Bedenken und man verlangte über diesen Punkt, daran „Hohes und Wichtiges gelegen ist,“ von den evangelischen Orten ein Gutachten.

Die Gesandten sagten sich nun, wenn Basel auf die Unterstützung der katholischen Orte verzichten würde, wozu aber die gefährdete Stadt offenbar keine Neigung hatte, so gäbe es allerlei Verweise, man würde sich katholischerseits über Zurücksetzung und Verachtung beklagen. „Würde die zugezogene Hilfe wegen verweigerter Religionsübung heimkehren, so würde solches gemeiner Eidgenossenschaft zu Schimpf und Spott gereichen.“ Angesichts dieser Spannung ist es aber begreiflich, wenn auch nicht entschuldbar, daß Basel die Angelegenheit von Allschwil nicht zur Sprache brachte, wozu es wohl eine moralische, nicht aber eine politische Verpflichtung hatte. Denn abgesehen davon, daß Basel in dieser gefahrvollen Zeit sich nicht gerne isolierte, konnte man voraussetzen, daß die Reklamationen ebenso wenig den erwünschten Erfolg haben würden als früher, wo das ganze Birseck in den Schoß der katholischen Kirche zurückgeführt worden war.

So blieb das Vorgehen des Bischofs ungerügt. Er hatte also ganz richtig gesehen, daß unter den damaligen Verhältnissen der rechte Augenblick gekommen war, den Plan durchzuführen, da die Evangelischen nicht freie Hand hatten und auch Basel mit andern Fragen beschäftigt war und für die Sicherheit der Stadt zu sorgen hatte.

Es blieb nun für den Bischof nichts anderes mehr übrig, als die Kompetenz des neuen Allschwiler Priesters zu regeln. Nach längern Unterhandlungen kam man zu dem Ergebnis, daß dem Pfarrer ein Pfarrhaus sollte gebaut und ein Garten angelegt werden. [1])

---

[1]) Liestal. Altes Archiv L 114 B Lit. A. 13. 14.

Für das Einkommen sollten das Domkapitel und die Herren von Reichenstein und Reinach aufkommen. Er sollte erhalten: an Geld 150 ℔; an Korn 40 Vrzl., an Haber 18 Vrzl.; an Wein in fixo 7 Saum. Stroh von dem Zehnten, 100 Wellen. Kraut und Rüben zur Notdurft. Erbsen 4 Sester. Damit war auch die letzte Frage geregelt.

Auf diese Weise hat, wie der damalige Pfarrer von Benken in seinem Tagebuch anmerkt, „das Götzenwerk zu Allschwil wiederum angfangen." [1])

[1]) Tagebuch des Pfarrers Joh. Kündig in Benken im Pfarrarchiv Benken (6. Mai 1627).



Martin Borrhaus (Cellarius), ein Sonderling aus der Reformationszeit.

Von Bernhard Riggenbach,
weiland Lic. und Professor der Theologie in Basel.



1. Herkunft und Studienzeit.*)

Von Martin Borrhaus wußte man lange Zeit nicht einmal, wie er eigentlich und ursprünglich geheißen habe, sondern nur, daß er sich in seinen jüngeren Jahren Cellarius, später als Professor in Basel dagegen Borrhaus genannt, und die allgemeine Ansicht war die, daß der erstere Name der ererbte, der letztere der später

*) Die vorliegende Lebensbeschreibung des ehemaligen Basler Professors Martin Borrhaus fand sich fast druckfertig im Nachlaß von Professor Bernhard Riggenbach sel. vor. Er war zu derselben dadurch veranlaßt worden, daß der Oberbibliothekar Dr. L. Sieber eine bisher unbekannte eigenhändige Selbstbiographie des Borrhaus auf der Basler Universitätsbibliothek aufgefunden und Riggenbach aufgefordert hatte, sie zu verwerten, da dieser auch den Borrhaus betreffenden Artikel in der 2. Auflage von Herzogs Realencyklopädie verfaßt hatte. Bei der neuesten Auflage der Encyklopädie ist K. A. Bernoulli in die Arbeit Riggenbachs eingetreten, und auf seine Anregung hin hat sich die Familie des Verstorbenen entschlossen, die von demselben unter Berücksichtigung jener Selbstbiographie ausgearbeitete Lebensbeschreibung anläßlich der 400jährigen Wiederkehr von Borrhaus' Geburtsjahr zu veröffentlichen, in der Meinung vorzüglich, damit den vielen Freunden des Verstorbenen eine Freude zu bereiten.

angenommene sei, oder wie das Lexikon von Iselin sich drastisch ausdrückt: „er kam nach Basel und ließ nicht allein die Wiedertäufer, sondern auch seinen Namen Cellarius fahren.“ [1]) Die Selbstbiographie dagegen sagt, er sei als Martinus Borrhaus geboren worden. Seine Eltern seien ehrenwerte Bürger von Stuttgart gewesen, erzogen aber habe ihn ein angesehener Verwandter, Namens Simon Cellarius. Nachforschungen in Stuttgart haben ergeben, daß in den städtischen Akten jener Zeit der Name Burreß öfter vorkommt,[2]) und daß also der ganz irrtümlicherweise vielfach Borr-Haus gesprochene Eigenname Borrhaus nichts anderes ist als die Latinisierung des ursprünglichen Familiennamens, und zwar soll, wie die Schreibweise mit h deutlich zeigt, der Name nach dem Geiste jener Zeit als zusammenhängend mit dem attischen βορρᾶς (der Nordwind), mithin als „Nordmann“ erscheinen.

Simon Cellarius aber, der dem jungen Verwandten schon frühzeitig eine wissenschaftliche Bildung erteilen ließ, war in der That, wie sein Adoptivsohn ihm nachrühmt, ein wegen seiner Gelehrsamkeit und wegen seines Vertrauensverhältnisses zu Herzog Ulrich berühmter Mann. Er war, modern ausgedrückt, des Herzogs Kanzler, und eine wie hohe Stellung er einnahm, geht am besten daraus hervor, daß 1511 bei Ulrichs Hochzeit der Markgraf von Baden bei ihm logierte.[3])

Borrhaus — wie wir ihn nun durchgehend nennen wollen, auch während der Zeit, wo er sich selbst Cellarius nannte — begann seine akademischen Studien nach seiner eigenen Aussage im 13. Jahre zu Tübingen, und da nach der Tübinger Matrikel [4]) am 4. März 1512 „Martinus Sellarius Stutgardianus“ unter die akademischen Bürger aufgenommen wurde, so erweist sich das allgemein überlieferte Geburtsjahr 1499 als richtig.[5]) Von seiner Tübinger Studienzeit sagt Borrhaus zunächst nur allgemein, er habe Philosophie und scholastische Theologie studiert.

Die damalige Tübinger Theologie war wirklich eine scholastische. Der freie Geistesflug einer älteren Tübinger Schule, eines Gabriel

Biel, Paul Scriptoris und Konrad Summerhart, war verschwunden, und unumschränkt regierte eine neuere Tübinger Schule der „Dunkelmänner“ Lempp und Plantsch. Dagegen besaß damals die aristotelische Philosophie zu Tübingen in Stadianus, dem Lehrer und Gönner Melanchthons, einen geistvollen Vertreter, und wenn Borrhaus im weitern Verlauf seiner Erzählung berichtet, daß er mit Melanchthon, welcher genau zur gleichen Zeit wie er, in den Jahren 1512—1518, in Tübingen gelebt hat, auf vertrautestem Fuße gestanden habe, so werden wir kaum irre gehen, wenn wir annehmen, daß die beiden, Melanchthon, welcher sich damals mit dem Plan einer kritischen Ausgabe des Aristoteles trug, und Borrhaus, der spätere eifrige Kommentator aristotelischer Schriften, ihr Freundschaftsbündnis zu den Füßen Stades geschlossen haben. Auch waren beide eifrige Schüler des großen Mathematikers Johann Stöffler von Justingen. Theologische Gleichgestimmtheit war es jedenfalls nicht, was sie zusammengeführt hatte; denn Borrhaus sagt ausdrücklich, ihre Vertrautheit sei durch den Umstand keineswegs gestört worden, daß sie verschiedenen Richtungen angehört hätten, der eine derjenigen des Scotus, der andere derjenigen des Occam. Melanchthon war bekanntlich damals ein großer Verehrer des Occam.[6])

Ueber Borrhaus melden die Tübinger Universitätsakten weiterhin, daß er dort 1515 Magister artium geworden[7]) (also nicht in Heidelberg, wie man bisher Melchior Adam[8]) nachzuschreiben pflegte). Er scheint bis zum Jahre 1519 in Tübingen geblieben zu sein; denn er meldet, daß er die vaterländische Hochschule verlassen habe, als der Krieg des schwäbischen Bundes gegen die württembergische Herrschaft entbrannt sei und die Kriegszeiten, welche ja alle Blüte geistigen und wissenschaftlichen Lebens zu zerstören pflegten, eine Verödung der Universität zur Folge gehabt hätten.

Daß er sich nach Ingolstadt wandte, darf uns nicht verwundern, folgte doch gerade damals — und zwar ebenfalls infolge

der kriegerischen Zeitläufe — Joh. Reuchlin einem Rufe Herzog Wilhelms an die bairische Hochschule. Bei ihm, dem „in der geheimen Weisheit der Hebräer, Pythagoraer und Platoniker hochgelehrten Mann," bekennt er ein ganzes Jahr öffentliche Vorlesungen sowohl über hebräische als über griechische Sprache gehört zu haben. Da Reuchlin in Ingolstadt am 5. März 1520 über hebräische Grammatik und Aristophanes zu lesen anfing und im Frühling 1521, durch die Pest von dort vertrieben, nach Stuttgart zurückkehrte, so ist die Zeitbestimmung gegeben.[9]) Als die Pest in Ingolstadt ausbrach, stand Vorrhaus nach unserer Quelle eben im Begriff, die Laufbahn eines akademischen Lehrers zu betreten. Er sagt, die starke Frequenz der Ingolstädter Hochschule habe ihm diesen Wunsch nahe gelegt, und er habe deshalb nach der akademischen Sitte, welche einen öffentlichen Beweis von Geist und Gelehrsamkeit erheischte, im Alter von 22 Jahren unter dem Vorsitze von Dr. Johann Eck verschiedene philosophische Thesen in öffentlicher Disputation verteidigt. Und zwar sei er damals ein eifriger Anhänger dieses Theologen, eines Professors nicht der heiligen und himmlischen, sondern der scholastischen Theologie gewesen. Durch ihn sei er zum Baccalaureus der Theologie promoviert worden und hätte unter solchen Auspizien auch die weiteren theologischen Grade erworben, wenn nicht durch die göttliche Vorsehung seine Pläne durchkreuzt worden wären. In dieser Führung habe er erkennen dürfen die Wahrheit des salomonischen Spruches: „Es sind viele Anschläge in eines Mannes Herzen, aber der Rat des Herrn bleibt stehen.[10])

Als nämlich die Lehrer und Hörer von Ingolstadt während der Pest auseinanderstoben, beabsichtigte er auf den Rat seines Gönners, des Rechtsgelehrten Leonhard Eck, des Hauptratgebers Herzog Wilhelms von Bayern, einige Zeit in einem berühmten bairischen Kloster zu verweilen, bis er nach Erlöschen der Seuche

zu der unterbrochenen wissenschaftlichen Laufbahn zurückkehren könnte. Diesem Vorhaben trat jedoch Johann Eck, der sich denselben Ort zum Aufenthalt gewählt hatte, übelwollend entgegen.[11]) Darüber erbost, beschloß Borrhaus sich nach einer andern Universität zu wenden und zwar, Eck zum Trotz, nach Wittenberg. Ehe er abreiste, machte er Eck einen Besuch und erklärte ihm geradezu, er habe sich vorgenommen, nach Wittenberg zu reisen, um die von jenem so entschieden verurteilte Lehre Luthers genauer und gründlicher kennen zu lernen. Natürlich kam er damit übel an. Eck antwortete ihm „herb und rauh," es werde binnen kurzem Luther mit all seinen Anhängern elend umkommen, auf dem bevorstehenden Reichstage zu Worms würden Kaiser Karl und die christlichen Fürsten ihren Untergang beschließen. Ironisch bemerkt Borrhaus, Eck habe es leicht gehabt, den Propheten zu spielen, es stehe ja schon im 2. Psalm geschrieben: „Die Könige der Erde stehen auf und ratschlagen miteinander wider den Herrn und seinen Gesalbten!" Und weit entfernt, sich durch die Drohungen Ecks abschrecken zu lassen, sei er mit um so größerer Gewißheit und voll freudigen Verlangens, die wahre Religion kennen zu lernen, nach Wittenberg gezogen. Es seien ihm ohnehin von Kind auf am Papismus manche schlechterfundene und ausgedachte Lehren und namentlich der Umstand, daß derselbe seine Anhänger in viel zu knechtischer Abhängigkeit halte, anstößig gewesen, und neben diesem verborgenen Trieb des göttlichen Geistes habe ihn auch die Erinnerung an seine Freundschaft mit Melanchthon mächtig nach Wittenberg gezogen.

2. In Wittenberg.

Melanchthon nahm ihn denn auch als alten Freund mit großer Herzlichkeit auf und lud ihn ein, bei ihm in seinem Hause zu wohnen. Im Verkehr mit Melanchthon und mit vielen damals in Wittenberg studierenden jungen Männern, von welchen sein

Landsmann Symon Grynäus und der hochherzige französische Edelmann Anémond de Coct ihm lebenslang mit warmer Freundschaft zugethan blieben, verlebte Borrhaus zunächst eine überaus gesegnete Zeit unter dem gastfreundlichen Dache seines ehemaligen Studiengenossen. Hören wir ihn selbst: „Dieses Zusammenleben, welches zu gegenseitigen Erörterungen über wichtige Fragen tagtäglich Anlaß bot, erwies sich als besonders geeignet, daß Borrhaus ohne Mühe die Sophisterei, in welcher er erzogen worden war, verließ und die reine Lehre des hochheiligen Evangeliums annahm. Den Hauptanstoß dazu gab allerdings das Lesen des von Luther herausgegebenen Büchleins von der Freiheit eines Christenmenschen; denn an dem Tage, an welchem er dasselbe auf einem Abendspaziergang gelesen hatte, erzählte er sofort nach seiner Heimkehr seinem Tischgenossen, er habe aus dieser einen Schrift unter dem Beistand des göttlichen Geistes so viel Erleuchtung geschöpft, als es brauche zur wahren Befreiung des Geistes von dem knechtischen Joch der Sünde und des Todes und von der weltlichen Macht, in welcher der Gegner die Gewissen der Frommen gefangen gehalten habe und immer noch halte. Und von da an entstand in ihm eine stets wachsende Liebe zu der himmlischen Lehre und zu deren Lehrer Martin Luther, welcher damals, von Wittenberg abwesend, sich an einem sichern Orte vor der Wut der papistischen Partei versteckt hielt. Auch wurde er voll Eifer für die Schule von Wittenberg und fing deshalb an, von Philipp Melanchthon aufgefordert, ebenfalls ein Lehramt an ihr zu übernehmen, die mathematischen Wissenschaften zu lehren, welche er in Tübingen bei seinem getreuen Lehrer, dem berühmten Mathematiker Johann Stöffler erlernt hatte."

Diese letztere Thatsache, daß Borrhaus während jenes Aufenthaltes bei Melanchthon im Jahre 1521 auch irgendwie lehrend sich bethätigte, war aus der Biographie Melanchthons und aus

dem Artikel „Borrhaus“ in Melchior Adams Lebensbeschreibungen deutscher Theologen bereits bekannt. Melchior Adam berichtet, Melanchthon habe ihm wegen seines Scharfsinns und seiner vielseitigen Bildung zahlreiche Schüler zum Privatunterricht zugewiesen, und Borrhaus habe damit großen Erfolg gehabt.[12]) Auch scheint, daß dieser Privatunterricht zu einer eigentlichen akademischen Lehrthätigkeit hätte werden sollen; denn Borrhaus wurde am 7. April 1522 als Martinus Cellarius Stuckardianus, Magister Tubingensis, in die Matrikel eingetragen.[13]) Aber schon fünf Tage später, am 12. April 1522 schreibt Luther an Spalatin und an Joh. Lange, Cellarius habe die Stadt verlassen.[14]) Was war inzwischen geschehen?

Vernehmen wir zunächst, wie er selbst über diesen seinen Bruch mit Wittenberg sich ausdrückt: „Als Luther nach seiner Rückkehr das öffentliche Lehramt wie früher wieder aufgenommen hatte, geschah es, daß einige ungebildete Leute aus dem Volk zu ihm kamen und ihn um Rechenschaft über einige Dogmen baten. Die behandelte er sehr rauh, was Borrhaus durchaus nicht gefiel, denn er glaubte bei jenen Männern einen gewissen frommen Eifer voraussetzen zu dürfen, auch schien ihm, daß einzelne ihrer Lehren mit der heiligen Schrift durchaus im Einklang stünden. Als er nun nach ihrem Weggang dem Luther wegen seines allzustrengen Verfahrens mit jugendlicher Rückhaltslosigkeit heftige Vorwürfe machte . . . . . . da verließ er Wittenberg und kehrte nach Hause zurück. Seine Liebe zu jener Hochschule aber und zu ihren Lehrern, die ihm so viel Freundschaft bewiesen hatten, nahm er mit. Und immer hat er offen bekannt, daß in tausend Jahren kein Mann erweckt worden sei, der mit gleichem Mut, Feuer, Geist und Erfolg die mächtige Hure Babylon, d. h. das Reich des Antichrists angegriffen habe wie Luther. Aber er hat auch nie geläugnet und läugnet auch jetzt nicht, daß in den Schriften desselben vieles enthalten ist, was einer Ueberarbeitung dringend bedürftig wäre.“

Dies die Darstellung des Borrhaus selbst, auf welche jedoch unzweifelhaft ihre eigenen Schlußworte angewendet werden müssen! Denn wenn auch die Aussagen Luthers in den erwähnten Briefen an Spalatin und Lange als Kundgebungen der Gegenpartei eine wohl ebenfalls etwas einseitige Auffassung enthalten, so war doch der ganze Hergang auch nach den viel unbefangeneren Berichten Melanchthons wesentlich anders, und das Benehmen des jungen Magisters Cellarius viel weniger harmlos, als der greise Borrhaus es 37 Jahre später geschildert hat.

Am 27. Dezember 1521 waren drei Männer des Münzer'schen Anhangs, der Zwickauer Tuchmacher Klaus Storch, der frühere Wittenberger Student Marcus Stübner und ein anderer Zwickauer Tuchweber, dessen Namen wir nicht kennen, nach Wittenberg gekommen, um mit Luther in Verbindung zu treten und ihm ihre Offenbarungen vorzutragen. Da Stübner früher in freundschaftlicher Verbindung mit Melanchthon gestanden hatte, so nahm dieser ihn auch jetzt in sein Haus auf und schenkte ihm in wohlwollendster Weise Gehör. Auf diese ganz ungesuchte Weise bekam auch Borrhaus Gelegenheit, die Anschauungen der Zwickauer Propheten, wie Luther die Schwärmer ironisch nannte, genau kennen zu lernen. Ihr Benehmen war ein überaus gewinnendes. Der Anspruch, den sie erhoben, daß sie nämlich besondere göttliche Offenbarungen empfangen hätten, und die einzelnen Behauptungen, die sie aufstellten, die Unzuläßigkeit eines besondern geistlichen Standes, die Widersinnigkeit der Kindertaufe, die Notwendigkeit der Herstellung einer sichtbaren Gemeinde der Heiligen, die Forderung vollkommener Heiligkeit: das Alles ist ja auch seither je und je und zwar gerade von solchen geltend gemacht worden, denen ernstestes und tiefstes Christentum von niemanden hat können abgesprochen werden, so daß uns das zuwartende Verhalten Melanchthons durchaus nicht als ein schwächliches, sondern als ein sehr begreifliches erscheinen

muß; zumal er den Stübner als völlig ehrenwerten Charakter und in der heiligen Schrift trefflich beschlagenen Mann erprobt hatte. Melanchthons Berichte an den Kurfürsten und an Luther lauteten sogar eher günstig. Er betonte, daß man diese Männer jedenfalls nicht verächtlich behandeln dürfe.[15]) Und Friedrich der Weise erklärte, es sei ein großer Handel, den er als Laie nicht verstehe, und ehe er mit Wissen wider Gott handeln möchte, wolle er lieber einen Stab in seine Hand nehmen und arm davongehen.[16]) Und so blieben denn die Zwickauer vorläufig ebenso unangefochten in Wittenberg wie ihr Geistesverwandter Karlstadt, und speziell Stübner blieb Melanchthons Hausgenosse und machte als solcher den Vorrhaus immer mehr zu seinem Gesinnungsgenossen, während Melanchthon selbst bei aller persönlicher Sympathie für den Mann, und so sehr ihm einzelne seiner Aufstellungen einleuchteten, mit einem Urteilsspruch zurückhielt und alles auf Luther abstellte.

Als dieser am 7. März 1522 von der Wartburg zurückkehrte, befaßte er sich zunächst nur mit Karlstadt, und erst als er erklären konnte: „Ich habe seine Anordnungen umgestoßen,“ [17]) ließ er sich auch mit Stübner und Vorrhaus ein. Und zwar bedurfte es der nachdrücklichen Fürsprache Melanchthons, daß er denselben überhaupt eine Audienz gewährte. Die Unterredung fand dann in Melanchthons Gegenwart bei Luther im Augustinerkloster statt. Unter dem frischen Eindruck, den Luthers gewaltige Persönlichkeit und dessen berühmte acht Predigten gegen die Wittenberger Umsturzmänner auf ihn gemacht hatten, begrüßte ihn Vorrhaus mit einer wahren Apotheose: verstieg er sich doch dazu, ihm zu sagen, sein Beruf sei größer als der der Apostel, was sich Luther allen Ernstes verbat. Doch hörte er die Auslassungen Stübners ruhig an, erklärte aber dann mit großem Nachdruck, er finde von ihren Lehren und Offenbarungen nichts in der Schrift gegründet, es seien Ausgeburten fürwitziger Gedankengänge oder gar wahnwitzige und verderbliche Einflüsterungen

eines Lug- und Trug-Geistes. Diese letztere Zulage, die ja echt lutherisch, aber allerdings tief einschneidend war, machte auf den von Stübners göttlicher Sendung tief durchdrungenen Borrhaus einen größeren Eindruck als auf diesen selbst, und obgleich er weder angeredet noch zum Reden aufgefordert war, fing er an zu schäumen und zu schnauben, so daß Luther nachher schrieb, er habe noch nie einen Menschen in solcher Wut gesehen. Mit großem Geschrei und unsinnigen Geberden, auf den Boden stampfend, und das vor ihm stehende Tischlein mit Fäusten bearbeitend, gab er seiner Entrüstung Ausdruck, daß Luther gegen einen solchen Gottesmann einen solchen Argwohn ausspreche. Ungleich ruhiger blieb Stübner. Doch wich er nicht von seinen Ansprüchen besonderer Ausrüstung mit dem göttlichen Geiste, und als Luther ihm darauf keine weitere Antwort mehr gab als das Machtwort: „Gott verfluche dich, du Satan," verließen ihn die beiden mit großsprecherischen Drohungen, schüttelten noch an dem selbigen Tage Wittenbergs Staub von ihren Füßen und schickten von dem benachbarten Kemberg aus einen Brief an Luther voll Schmähungen und Verwünschungen. [13])

3. Unstät und flüchtig.

Was aus Stübner geworden ist, wissen wir nicht. Borrhaus blieb noch lange in dem Fahrwasser, in welches jener ihn gezogen, und ein Lutheraner ist er nie geworden. Seine Lebensschicksale während der folgenden Jahre waren denjenigen Karlstadts sehr ähnlich. Die Beiden sind ja am Ende auch um dieselbe Zeit für den Schluß ihres Lebens in denselben Hafen der baslerischen Universität eingelaufen. Doch scheinen sie weder in Wittenberg, noch in der Zwischenzeit, noch in Basel in näheren Beziehungen zu einander gestanden zu haben. Wenigstens findet sich nirgends, auch nicht in der Selbstbiographie die leiseste Spur davon. Es waren auch zwei ganz verschiedene Männer. Karlstadt war ein

„Streber" im schlimmsten Sinne des Wortes, in seine schiefe Stellung hineingekommen, weil ihn Luthers Lorbeeren nicht ruhig ließen, immer erfüllt von seinen persönlichen Interessen, umgetrieben von einer armseligen Eifersucht auf jeden Erfolg Luthers, stets darauf aus, eine Rolle zu spielen und zu diesem Zwecke unter Umständen recht gerne bereit, durch einen kleinen Widerruf alles das zurückzunehmen, was er noch eben mit dem tiefsten Brustton der Ueberzeugung für das Heiligtum seiner Seele ausgegeben hatte. Borrhaus dagegen war der richtige Schwärmer; ohne Klugheitserwägungen konnte er als solcher mit namenloser Leidenschaftlichkeit für Anschauungen und Personen, die ihm das Herz gewonnen, eintreten, aber er blieb konsequent; auch in den bedrängtesten Lagen versprach er nicht mehr als er gewissenshalber zu versprechen vermochte und, weit entfernt, gelegentlich auch auf seinen Vorteil bedacht zu sein ohne Rücksicht auf seine Ueberzeugung, war er vielmehr, wie wir sehen werden, noch in den Tagen eines durch vielen Schaden etwas klüger gewordenen Alters bereit, für andere einzutreten, ohne an sich selbst zu denken.

Immerhin aber verlief das Leben beider von 1522 an während einer Reihe von Jahren in sehr ähnlicher Weise. Wie Karlstadt auf den Segrenhof bei Wittenberg zog und sich von den Bauern „Naber Andres" (Nachbar Andreas) nennen ließ, so führte auch Borrhaus zunächst in seiner Heimat ein in seiner Autobiographie nicht näher bestimmtes „den Wissenschaften entfremdetes Leben." Und wie Karlstadt, so sah auch er sich sodann während längerer Zeit zu einem unstäten und flüchtigen Wanderleben verurteilt. Als Stationen desselben macht er selbst namhaft: Oesterreich, Krakau, „die weiten Einöden Polens," Danzig, Königsberg.

Aus einem Briefe, den er 1527 an Oekolampad schrieb, [19]) und auf den wir später noch zurückkommen werden, geht hervor, daß er sich von Stuttgart etwa im Jahre 1524 zunächst in die

Schweiz begeben hat und mit einzelnen der damals rumorenden Anabaptisten in Beziehung getreten ist; speziell mit Manz, dessen Ansichten über die Obrigkeit, den Eid und die Kindertaufe er damals vollständig beipflichtete.[20])

Es scheint, daß er auch an der ersten Disputation Zwinglis mit den Widertäufern, am 17. Januar 1525, hätte Teil nehmen sollen, sich aber vorher aus dem Staube gemacht hat. Sichere urkundliche Spuren von ihm finden wir erst wieder im Juni 1525, wo er in Preußen auftaucht und viel von sich reden macht.[21])

Hören wir auch über diese interessante Episode seines Lebens zuerst seinen eigenen Bericht. „Von Danzig kam er nach Königsberg. Nachdem er einige Zeit daselbst zugebracht, wurde es dem Fürsten angezeigt, Borrhaus befinde sich in seinem Lande, welchen einige Verläumder der Neuerung bei jenem angeschwärzt hatten als einen Umsturzmann und als einen von denjenigen bezeichnet hatten, welche gemeinhin Sakramentierer genannt werden, und zu welchen sofort vom ersten Anfang der Glaubensspaltung, Karlstadt, Zwingli und Oekolampad gezählt wurden, welche zuerst in Druckschriften ihre von Luther abweichende Ansicht über die Einsegnungsworte des heiligen Abendmahls darlegten. Als Borrhaus nun genötigt wurde, sich vor dem frommen Fürsten und dessen zahlreichem, aus Adeligen und Predigern zusammengesetzten Rate zu stellen, erklärte er schlicht und wahrheitsgemäß, weder gehöre er zu denen, welche neue, dem heiligen Evangelium Jesu Christi zuwiderlaufende Lehren ausbreiteten, noch sei er nach Preußen gekommen, um Neuerungen zu befördern, indem ihm vor dem Parteiwesen immer gegraut hätte; er jage dem Frieden nach und nicht den Streitigkeiten, er pflege die richtigen Lehren von ganzem Herzen und sei durchaus kein Verfechter der falschen, was alle, die ihn kennten, bezeugen dürften. Nachdem der Fürst diese seine Antwort vernommen, nahm er ihn an seinen Hof auf und bewies mit dem ihm angeborenen Wohl-

wollen dem zu Unterredungen und an seinen Tisch gezogenen Fremdling die huldvollste Freundlichkeit. Und da er an ihm einen freien Geist gewahrte, ihn auch wegen seiner Bildung und Wissenschaftlichkeit von den gelehrten Männern sehr geschätzt sah, und weiterhin bemerkte, daß er in theologischer Hinsicht von mehreren außergewöhnlichen Erwägungen umgetrieben werde, ließ er ihm durch seine gelehrten Theologen den Auftrag geben, seine Ansichten niederzuschreiben, damit gelehrte Männer ihr Urteil darüber abgeben könnten. Diesen Befehl des Fürsten, der durchaus ehrenvoll war, entschloß sich Borrhaus auszuführen. Weil ihm aber der Hof für ein solches Unternehmen nicht der geeignete Ort zu sein schien, so bat er den Fürsten, er möge ihm irgend eine vom Lärm des Hofes entfernte Stelle seiner Herrschaft anweisen, wo er seine Gedanken ruhig zu Papier bringen könne, auch möge er ihm durch einen der Bischöfe eine Anzahl für seinen Zweck förderlicher und nützlicher Bücher verschaffen. Beides gewährte ihm der Fürst. Sofort nahm einer der Bischöfe, ein Mann von seltener Bildung und Liebenswürdigkeit ihn mit in seine Diözese an der Ostsee, wo der Bernstein gesammelt wird, und verschaffte ihm Gelegenheit Bücher mitzunehmen, so viel er wollte. So fuhr er nach Litthauen, und dort hat er in einem stattlichen Schlosse, in welchem Ritter vom sog. Orden des heil. Johannes, lauter Männer edler Abkunft, wohnten, aufs ehrenvollste und freigebigste verpflegt, das erwogen und niedergeschrieben, was später in dem Buche, betitelt „de operibus Dei,“ veröffentlicht wurde. Als dies die Diener des Evangeliums zu Königsberg gelesen hatten, gaben sie den Bescheid, der Fürst wünsche, daß Borrhaus über die Gegenstände, die er in seiner Schrift erörtert hatte, mit Luther selbst als dem hervorragendsten Kirchenmann, verhandeln solle. Da das nichts als billig war, so willfahrte er dem Fürsten und reiste nach Wittenberg, von jenem versehen mit einem sehr ansehnlichen Ehrengeschenk.“

Diese Erzählung ergänzt das, was man bisher über die merkwürdige Klausur des verdächtigen Theologen aus der Korrespondenz zwischen Luther und den preußischen Reformatoren Paul Speratus und Joh. Briesmann wußte, in mehrfacher Hinsicht und wird im großen und ganzen bestätigt durch die Urkunden zur Reformationsgeschichte des Herzogtums Preußen, welche Dr. Paul Tschackert herausgegeben hat.[22])

Borrhaus war anfangs Juni 1525 nach Königsberg gekommen, also gerade in dem Augenblick, wo durch die Verheiratung des Bischofs Georg von Polentz die Reformation des Herzogtums Preußen unter großem Jubel ihrer Anhänger ihren Höhepunkt erreicht hatte. In diesem Zeitpunkt mußte das Auftreten des nationalen und theologischen Fremdlings den Kirchenmännern Herzog Albrechts besonders bedenklich erscheinen. Unrecht wollten sie ihm nicht thun. Sollte er sich als guten Geist erproben, so waren sie, wie sie Luther schrieben, gewillt, ihm alle Ehre und Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, im andern Fall aber wollten sie ihn bei Zeiten unschädlich machen und dafür sorgen, daß er nicht etwa da oder dort Unkraut säe in ihren Weizen. Sie zitierten ihn also im Einverständnis mit dem Herzog an den Hof. Doch sollte er sich nicht als Gefangener vorkommen. Er wurde aufs beste bewirtet. So klein er war — Borrhaus war auch nach seines Basler Schülers und Kollegen Pantaleon Ueberlieferung zwar kräftig aussehend und wohlbeleibt, aber eine nahezu zwerghafte Erscheinung[23]) —, das „Menschlein," wie Briesmann ihn nennt, muß doch etwas Imponierendes gehabt und trotz der Charakteristik einer „unsäglichen Aufgeblasenheit," die wiederum Briesmann von ihm giebt, nicht den Eindruck eines gewöhnlichen Prahlhansen gemacht haben, sonst hätte nicht Herzog Albrecht selbst seinetwegen an Luther geschrieben und so viel Umstände mit dem Männlein gemacht.[24])

Jenes stattliche Schloß aber, wo Borrhaus seine Klausurarbeit niedergeschrieben hat, war ohne Zweifel Balga am frischen Haff,

wo der Bischof von Samland, Georg von Polentz, nach seiner Verheiratung residierte.[25]) Die Darlegung seiner theologischen Anschauungen, die Borrhaus in der alten Johanniterburg abgefaßt und die er dann dem damaligen preußischen Oberkirchenrat eingereicht hat, ist nicht mehr erhalten; denn auf eine im Königsberger Staatsarchiv aufbewahrte kurze spiritualistische Abhandlung über das Wort Jesu an den Nicodemus Joh. 3, 5 „es sei denn, daß Jemand aus Wasser und Geist geboren werde, vermag er nicht in das Reich Gottes einzugehen“ kann sich das noch vorhandene offizielle Gutachten, das Paul Speratus über die Lehre des Fremdlings abfaßte, nicht beziehen.[26]) Auch muß Borrhaus, trotz seiner vorhin vernommenen, eigenen Erklärung, sich damals noch ungleich anabaptistischer ausgedrückt haben als in der zwei Jahre später zu Straßburg unter dem Titel „de operibus Dei“ veröffentlichten Schrift. Sonst hätte der Wahrspruch der preußischen Theologen jedenfalls wesentlich anders gelautet. Nach denselben hatte sich Borrhaus als einen Lügen- und Irrgeist namentlich dadurch erwiesen, daß er die spezifisch Münzerische Ansicht verteidigte, der ausgiebt, ein Sieg der Frommen über die Gottlosen müsse sich „in diesem Leben auf Erden“ vollziehen. Wir werden sehen, daß er in der Schrift „de operibus Dei“ als ein gerade nach dieser Richtung von den anabaptistischen Idealen und Irrtümern seiner Jugend gänzlich zurückgekommener sich zeigt.

Auch die Art und Weise, wie er auf Grund jenes Gutachtens der herzoglichen Hoftheologen von Königsberg weggewiesen wurde, war doch etwas weniger rühmlich, als man aus der Autobiographie schließen könnte. Er wurde förmlich abgeschubt, und der von Tschackert diplomatisch genau kopierte Revers,[27]) den er vor seiner Abreise aus Preußen am 9. Februar 1526 auf dem Schlosse zu Königsberg ausstellen mußte, ist hiefür in so köstlicher Weise charakteristisch, daß ich mir nicht versagen kann, ihn mitzuteilen:

„Ich Martinus Cellarius von Stuttgart bekenne mich mit meiner eigenen Handschrift, nachdem ich mich in diesem verflossenen 25. Jahr in das Land Prussen und bis gen Kunigsperg in des durchlauchtigsten, hochgeborenen Fürsten und Herrn Albrecht, Markgrafen zu Brandenburg und Herzogen in Prussen, meines gnädigsten Herrn Fürstenthum, ohne von seiner fürstlichen Gnaden selbst oder von Jemand aus seiner Umgebung beruft zu sein, begeben und mich etlicher Lehr, die an diesen Orten für irrig geachtet sind, mit Reden und Schriften hab hören lassen, daß ich durch seine fürstlichen Gnaden und auch durch derselben Herren Doktoren und Prediger frundlich erinnert, ermahnt und mit Schriften unterwiesen worden bin, solches abzustellen. Da ich aber davon nit hab wollen abston, haben seine fürstlichen Gnaden christlich Ursach genommen, mich in christlicher ehrlicher Verwahrung zu erhalten und vergunnt zu lesen und zu schriben, aber es hat so viel nicht von mir mögen erhalten werden, daß ich von meiner Meinung hätte wellen ablassen. So hat seine fürstliche Gnad als ein christlicher Fürst auf mein unterthänig bitten, mich aus dem Lande gen Wittenburg an den hochgelehrten Herrn Doctorum Martinum Luther gewiesen, um ein zit lang daselbst zu bliben, ob ich da mucht der waret unterricht werden. Welches ich mich in aller Unterthänigkeit bedank. Ich gelob und versprich daruff bei meinem christlichen und evangelischen Ja,[28]) auch bei meiner wahren Ehren und Treuen, daß ich mich innerhalb dreyen Tagen aufmachen und stracks aus seiner fürstlichen Gnaden Fürstenthum begeben, auch schlecht und mit solcher Eile Wittenburg zuziehen will, daß ich an keinem Ort über zwo Nacht still liege, so lang und viel, bis ich gen Wittenburg kumm in die Stadt, und wenn ich dahin kumm, will ich mich alsbald ermeldtem Doctori Martino anzeigen und bitten, mich der Waret zu unterrichten, dem ich auch also nach Nothdurft der Sach will auswarten. Ich soll und will auch uf diesem Zug weder in seiner fürstlichen

Gnaden Fürstenthum noch anderer Orten unterwegen mit Predigen, Schriften oder Reden mich meiner Artikel nicht vernehmen noch hören lassen. Das Alles zu halten, hab ich diesen Brief mit meiner Hand geschrieben und unterschrieben, auch mit Mund und Hand dem ehrbaren, ehrenvesten und gestrengen Herrn Heinrich von Miltitz, hochgedachten meines gnädigsten Herrn und Herzogen in Prussen Hofmeister gentzlichen zu vollziehen angelobt und zugesagt. Geschehen und geben auf dem Schloß Kunigsperg in Prussen an dem 9. Tag Februarii, anno 1526. Martinus Cellarius, subscripsit manu propria."

4. Zweite Begegnung mit Luther.

Es wäre sehr interessant zu wissen, wie viel Zeit jener hochobrigkeitlich angeordnete Expreßzug „von Kunigsperg nach Wittenburg" gebraucht hat. Daß Borrhaus seinem Versprechen nachgekommen ist und den ihm vom Herzog Albrecht zur Wiederherstellung seiner angegriffenen theologischen Gesundheit verordneten Aufenthalt in der That, wenn auch ohne Erfolg, ausgeführt hat, wissen wir von Melanchthon, welcher an den Königsberger Domprediger Dr. Joh. Briesmann schreibt:[29]) Martinus Cellarius ist bei uns, er kam von Euch her in unser Sachsenland gezogen. Er streitet mit uns über das von ihm geträumte Gottesreich mit dem herrlichen neuen Jerusalem. Doch hoffe ich, das Männlein werde noch zur gesunden Vernunft kommen. Einstweilen ist er freilich äußerst halsstarrig."

Mit dieser Aussage Melanchthons stimmt der Bericht vollständig überein, den Borrhaus in seiner Autobiographie von seinem Besuche bei Luther erstattet. Er erzählt, er habe sofort nach seiner Ankunft in Wittenberg Luther sagen lassen, daß er eine Besprechung mit ihm wünsche, und daß er ihn bitte, er möge, wenn es ihm

seine Zeit erlaube, nicht verschmähen, ihn freundlich anzuhören. Unverzüglich habe Luther ihn aufs freundlichste empfangen und sich in die gewünschte Unterredung mit ihm eingelassen; wie denn überhaupt dieser in seinen Predigten und Schriften so scharfe und heftige Mann im Privatgespräch und persönlichen Verkehr die größte Umgänglichkeit und Liebenswürdigkeit gezeigt habe. Borrhaus legte Luther eine Anzahl theologischer Fragen vor. Doch berichtet er ausdrücklich, daß er sie ihm bloß zur Betrachtung und Erwägung und nicht etwa in der Weise unterbreitet habe, als sei er gewillt, sich den Antworten Luthers, als unfehlbaren Urteilssprüchen zu unterwerfen. Er zählt die hauptsächlichsten seiner Fragen in der Biographie auf.

Ueber den Eindruck, den seine Sätze auf Luther machten, schreibt er: „Als Borrhaus dies und ähnliches Luther zur Erwägung vorlegte, verwunderte sich dieser, daß ein junger Mann von 27 Jahren solche ungewöhnliche Untersuchungen vorbringen könne. Einzelne derselben billigte er ausdrücklich, andere hat er weder gebilligt noch mißbilligt, einige verwarf er, weil sie ihm mit seiner Lehre nicht übereinzustimmen schienen. So namentlich, was Borrhaus beiläufig hinsichtlich des heiligen Abendmahls bemerkt hatte. Es schien ihm nämlich, daß Borrhaus bei der Erklärung der Einsetzungsworte von seiner Ansicht abweiche. Und das empfand er um so schwerer und schmerzlicher, weil diese Kontroverse eben kurz vorher entbrannt war. Da jedoch der Jüngling bescheiden und hochherzig war, er überdies bemerkte, daß er friedlichen Gemütes sei, so trug er den Jahren desselben und seiner eigenen Würde Rechnung, und nahm es ihm nicht übel, sondern versprach ihm, wenn er bei ihm bleiben wolle, so wolle er ihm seine Hilfe und Förderung nicht entziehen. Da jedoch Borrhaus einmal beschlossen hatte, in sein Vaterland zurückzukehren, so verließ er Wittenberg und zog von dannen."

Den richtigen Beweggrund seines definitiven Abschieds vom Norden wird Pantaleon angeben, wenn er sagt, Borrhaus sei zwar in Wittenberg zu den gelehrtesten Männern Deutschlands gezählt worden, aber die Verhältnisse der sächsischen Kirchen seien für ihn ungünstig gewesen. Wir setzen hinzu: Sie wären immer ungünstiger geworden; denn mit Zwinglis klarem Unterricht vom Nachtmahl Christi, welcher gerade in jenen Frühlingstagen 1526 erschien, trübte sich die Situation für alle ihm nicht vollständig Beistimmenden in der Umgebung Luthers wieder wesentlich.

5. In Straßburg.

Im milderen Süden lächelte unserem Borrhaus fortan ein freundlicheres Geschick. Er verfiel keineswegs, wie man bisher annahm, auch nach der zweiten Entfernung von Wittenberg und für die ganzen 15 Jahre bis zu seiner Anstellung in Basel der Armut und der Notwendigkeit, die Wissenschaften zu vernachlässigen und sein Brot mit Handarbeit zu verdienen. Im Elsaß, wohin er sich, wie es scheint, direkt von Wittenberg aus wandte, fand er bei Capito und Butzer die freundlichste Aufnahme. Beide äußerten sich in Briefen vom Ende November und Dezember 1526 sehr günstig über ihn. Capito schrieb an Zwingli,[30]) er habe den Mann sehr lieb gewonnen; er habe allerdings seine Schrullen (habet sua dogmata), aber er sei ein Mensch zum liebhaben, den Namen Zwingli halte er hoch, und Gott werde ihn ins künftige schon noch mehr erleuchten. Und nicht weniger sanguinisch lautet Butzers Urteil in einem Briefe an Farel:[31]) „Guter Gott, welch' Genie ist das und welch' frommes Genie! Wahrlich, das ist ein ganz anderer Geist als Denck." Doch wurde dem vielgeprüften Manne etwas noch viel besseres zu teil, als selbst die Gunst dieser trefflichen Männer, nämlich Herz und Hand einer frommen und wohlhabenden Frau aus dem durch den edlen letzten Bischof von Basel rühmlichst bekannt gewordenen

unterelsässischen Adelsgeschlechte von Uttenheim. „Da," heißt es in unserer Quelle, „lernte Borrhaus die Wahrheit des salomonischen Spruches kennen:[32]) „Haus und Güter erbt man von Eltern, aber ein vernünftiges Weib kommt vom Herrn." Von dieser Ehe spürte er, daß sie durch die Güte Gottes zu Stande gekommen sei, welcher die Betrübten zu trösten und die Gebeugten aufzurichten pflegt. Auch kehrte ihm in ihr die Liebe zur wissenschaftlichen Arbeit, welche er geraume Zeit vernachlässigt hatte, zurück, und er fand reichlich Muße, dasjenige auszudenken, was er später im Druck herausgegeben hat."

Demnach haben wir uns Borrhaus jetzt vorzustellen procul negotiis in dem behaglichen Dasein des beatus ille homo, qui sedet in sua domo, qui sedet post fornacem et habet bonam pacem. Er hatte vom Herrn eine gleichgesinnte, hochherzige Ehefrau bekommen, und diese Ehefrau hatte von ihren Eltern irgendwo im Unterelsaß Haus und Güter geerbt. Dort saß nun Borrhaus und setzte als sorgenfreier Privatgelehrter, ab und zu mit den Straßburger Freunden verkehrend, die in Tübingen, Ingolstadt und Wittenberg begonnenen linguistischen, philosophischen und theologischen Studien fort, von welchen seine spätere umfassende akademische und litterarische Thätigkeit Zeugnis ablegt.

Die erste Frucht dieser Studien war das im Sommer 1527 zu Straßburg gedruckte Buch „de operibus Dei." Capito schrieb ihm dazu eine überaus wohlwollende Einleitung, in welcher er den Verfasser vorstellte als einen ganz besonders mit Geist begabten Mann Gottes. Diese höchst originelle Schrift, welche in neuerer Zeit von Alexander Schweizer eingehend gewürdigt worden ist,[33]) erregte bei den Zeitgenossen, wie wir sofort sehen werden, das größte Aufsehen. Aus einer Aeußerung Capitos in einem Brief an Zwingli[34]) geht hervor, daß diese erste Publikation des Borrhaus veranlaßt wurde durch den „Hyperaspistes" des Erasmus,[35]) eine Schrift,

welche die Freiheit des menschlichen Willens mit den Schilden von Schrift und Kirchenlehre gegen die Pfeile Luthers und Zwinglis bedecken sollte. Und allerdings huldigen seine Ausführungen, im völligen Gegensatz zu Erasmus und echt reformatorisch, dem absolutesten Determinismus. Alles wird auf Gott zurückgeführt, die Erwählung und Verwerfung. Nur fleischlicher Sinn kann über das Decretum absolutum murren, der Fromme muß sich seiner freuen als einer Verherrlichung Gottes. Wie die Verdammnis weder aus der ererbten, noch aus der eigenen Sünde folgt, sondern nur aus der göttlichen Verwerfung, so ist auch die Seligkeit in keiner Weise gebunden an sogen. äußere Gnadenmittel, sondern nur an die göttliche Erwählung, welche vollständig frei unter Skythen und Römern, wie unter Israeliten des alten und neuen Bundes vorhanden ist.

In dieser bis zur großartigsten Konsequenz durchgeführten Prädestinationslehre glaubte sich Borrhaus eins mit Zwingli. Zuversichtlich hoffte er daher auf Zwinglis Zustimmung, und als ihm hinterbracht wurde, daß jener im Gegenteil über das Büchlein sehr erbittert sei, so konnte er solches fast nicht für wahr halten. Er schrieb sofort an Zwingli[36]) und bat ihn um Aufschluß. Es komme ihm unglaublich vor, daß Zwingli, welcher seines Wissens zuerst in dieser Zeit der Offenbarung Christi die Gnade der Prädestination aufs stärkste betont habe, von einer Erörterung derselben, wie er sie in seiner Schrift versucht habe, sollte unangenehm berührt worden sein. Es könne doch ihn, der so gar nichts vom freien Willen mehr wissen wolle, ihn den Freund einer Obrigkeit, ihn, der die Macht der Erwählung über alles verherrliche, niemand mit Grund zu den Anabaptisten zählen. Trotzdem hat unter anderm der Berner Berthold Haller dies in einem Brief an Zwingli gethan.

Was Haller und Zwingli zu solch' ernsten Bedenken gegen Borrhaus bestimmte, das war die Art und Weise, wie er die

Kindertaufe freigab und ihr keinerlei Heilswirkung zuerkennen wollte.

Vorrhaus hatte den Grundsatz des reformierten Dogmas, „alles Gott, nichts der Kreatur" bis zur äußersten Konsequenz auch auf die Taufe angewendet und die Notwendigkeit der Kindertaufe geläugnet. Nun hatte allerdings Zwingli selbst in seiner Schrift „vom Touf" ausdrücklich erklärt, man könne auch ohne die Taufe selig werden, die Taufe mache den, der sich taufen lasse, nicht gerecht, befestige auch seinen Glauben nicht, denn ein äußerlich Ding könne den Glauben nicht befestigen, sondern allein der ziehende Gott.[37]) In der theologischen Prämisse war er also mit Vorrhaus einig, nicht aber im praktischen Schluß. Vielmehr stellte er den Wiedertäufern gegenüber die kategorische Forderung auf, es dürfe den Christen-Kindern, die Glieder der Kirche Christi und aus seinem Volke seien, die Taufe, das neutestamentliche Bundeszeichen, nicht vorenthalten bleiben; denn als Erwählte — und das seien sie als Glieder des Volkes Gottes — seien sie Kinder Gottes nicht erst wenn sie glaubten, sondern schon bevor sie glaubten.[38])

Diese Stellung zur Kindertaufe wollte Zwingli nicht wieder aufgeben. Er warnte deshalb, wie Haller gewünscht hatte, die Straßburger eindringlich vor Vorrhaus. Und obgleich Capito und auch Oekolampad sich wiederholt zu dessen gunsten ins Mittel legten,[39]) verharrte er bei seinem ablehnenden Verhalten, zumal Vorrhaus zu nichts weiterem zu bewegen war als zu dem Bekenntnis, er sei früher gegen die unterschiedslose Kindertaufe zu schroff aufgetreten, und zu der Erklärung, daß er zwar die Kindertaufe als eine Konzession an die Schwachen um der Liebe willen sich jetzt könne gefallen lassen, ja daß er, hätte er selbst ein Kind, es zur Taufe bringen wollte, daß er aber die Notwendigkeit der Kindertaufe nicht zugeben könne.[40]) Das war alles, was Oekolampad von ihm erreichte. Dieser nämlich, dem Vorrhaus wahr-

scheinlich seine Publikation ebenfalls zugesandt hatte, war daraufhin mit ihm in Briefwechsel getreten. Aus dieser freundschaftlichen Korrespondenz zwischen den beiden und aus der warmen Fürbitte, die Oekolampad bei Zwingli für Borrhaus einlegte, hat man, in Verbindung mit der erst viel späteren Uebersiedelung des letztern nach Basel, den durchaus grundlosen Schluß gezogen, [41]) Borrhaus sei damals, 1527 schon nach Basel gekommen und von Oekolampad bekehrt worden. An dieser Bekehrungsgeschichte ist, wie an so mancher anderen, kein wahres Wort. Oekolampad hat vermöge der großartigen Weitherzigkeit, die ihn überhaupt vor den meisten seiner Zeitgenossen auszeichnete, mit Borrhaus, wie mit so vielen anderen nicht ganz nach dem wittenbergischen oder zürcherischen Normalmaß gerichteten Männern, auf Grund persönlicher Wertschätzung in herzlicher Weise verkehrt, wo nicht persönlich, so jedenfalls brieflich. Und Borrhaus, welcher sich nie an dem agitatorischen Treiben der Wiedertäufer beteiligt und deren extreme Anschauungen höchstens am Anfang geteilt hatte, ist von gewissen Sonderlehren nie zurückgekommen. Auch Capito aber ließ sich weder von Zwingli noch von Pellikan [42]) gegen den ihm sehr lieb gewordenen Sonderling einnehmen, sondern fuhr fort, wie Butzer Zwingli gegenüber klagte, [43]) einen allzu freundschaftlichen Verkehr zu unterhalten mit diesem „vom eigentlichen Wiedertäufergeist ergriffenen Menschen" und andere teilten, wie aus einem begeisterten Briefe Farels an Capito hervorgeht, [44]) dessen günstiges Urteil über Borrhaus vollständig. Stellen wir das Urteil Capitos aus dessen Briefen zusammen, so ergiebt sich folgende, ungemein ansprechende Charakteristik von Borrhaus: „Er leistet den Wiedertäufern Widerstand. Was er an den Schriften von Manz hinsichtlich der Obrigkeit, des Eides und der Wiederholung der Taufe früher gebilligt hat, bekämpft er jetzt eifrig. Das Kreuz hat ihn in die Schule genommen und vortrefflich abgerieben. Er, der früher maßlos war, redet jetzt von niemand

übel. Die Wittenberger, die ihn als einen albernen, übermütigen und unruhigen Schwärmer hinstellen, segnet er, so oft und so weit es mit der Wahrheit bestehen mag, Zwingli und Oekolampad liebt er sehr. Zwingli nimmt er sogar wegen des Ertränkens von Manz nach Kräften in Schutz. Und auch Denk und Hetzer gegenüber führt er, obschon ihn der letztere aufs heftigste schmäht, ohne sich im geringsten erbittern zu lassen, die sanftmütigste Sprache. Es fließt bei ihm alles aus einem mitleidsvollen, barmherzigen Gemüt. Mit Straßburgs Predigern lebt er in brüderlichster Eintracht und seine musterhaft glückliche Ehe mit einer vortrefflichen Gattin ist vielfach der Gegenstand des Neides." Und diese Charakteristik hat um so größeren Wert, weil auch der strengere Butzer, so wenig er von Capitos allzugroßer Vertrauensseligkeit erbaut war, doch an Zwingli schreiben mußte, Borrhaus führe einen so exemplarisch frommen Wandel, daß sie ihn wegen des einzigen Auswuchses der Abneigung gegen die Kindertaufe nicht von sich stoßen könnten.[45])

Daß sein Lebensweg dennoch eine Wendung nahm und Borrhaus im Jahre 1536 nach Basel übersiedelte, dafür giebt unsere Quelle zwei durchaus glaubwürdige Gründe an: einerseits den Tod der Gattin, womit ihm, da die Ehe kinderlos geblieben war, offenbar auch die ökonomisch gesicherte Lage verloren ging, andererseits der Umstand, daß er unter Basels Gelehrten nicht nur manche gute Bekannte, sondern auch einen geliebten Freund hatte, den Simon Grynäus. Ob er mit diesem schon in der Jugend in der gemeinsamen schwäbischen Heimat oder in Wittenberg befreundet gewesen, oder ob er nach dem Tode seiner Gattin etwa zunächst in sein Vaterland sich gewendet und dort mit Grynäus bekannt geworden, als dieser in den Jahren 1534 und 1535 auf Herzog Ulrichs Wunsch bei der Durchführung der württembergischen Kirchenreformation und der tübingischen Universitätsreorganisation sich beteiligte, erfahren wir nicht.

6. In Basel.

In Basel fand Borrhaus zwar vorerst keine Anstellung, sondern mußte sich nach Pantaleons Zeugnis seinen Lebensunterhalt als Glaser erwerben. Es war das offenbar dasjenige Handwerk, das er schon früher nach seinem erstmaligen Zusammenstoß mit Luther in seiner Heimat betrieben hatte. Doch gefiel es ihm in Basel, der, wie er schreibt, durch ihre gelehrten Männer, ihre gepriesene Frömmigkeit und ihre berühmte Hochschule so anziehenden Stadt, immer besser, und er beschloß, wenn es des Herrn Wille sei, so wolle er seine übrige Lebenszeit in Basel zubringen. Seine Freunde verhalfen ihm auch zu einer zweiten Gattin. Wie dieselbe geheißen, und weß Geistes Kind sie gewesen, sagt er nicht. Daß er auch durch diese zweite Heirat, wie durch die erste, in bessere Verhältnisse gekommen, läßt sich mit Bestimmtheit aus der Basler Universitätsmatrikel schließen, welche ausdrücklich bemerkt, daß er bei seiner Inskription im Sommer 1538 sechs Solidi bezahlt habe.[46]) Diese Immatrikulation erfolgte, weil man ihm Hoffnung machte, daß er bei erster Gelegenheit ein seinen Fähigkeiten entsprechendes Lehramt erhalten werde. In der Zwischenzeit veröffentlichte er 1539 einen umfangreichen wissenschaftlichen und praktischen Kommentar zum Prediger Salomo mit einer Vorrede an keinen geringern als an Kaiser Karl V. und im September 1541 unter dem Titel „De censura veri et falsi" eine Erklärung zweier aristotelischer Schriften. Endlich im Dezember 1541 nach dem Tode des mysteriösen Professors Afinius, von dem man nichts weiß als den Namen, erhielt Borrhaus die Professur der Rhetorik, welche ihm zu erneuten aristotelischen Studien Veranlassung gab, namentlich zu einer Vergleichung Ciceros mit Aristoteles und zu dem Nachweis, inwiefern jener seine Lehre von der Redekunst aus diesem bereichert und vermehrt habe. Die Frucht dieser fortgesetzten

Beschäftigung mit Aristoteles waren zwei umfangreiche Folianten über die Rhetorik und über die Staatslehre des großen griechischen Philosophen.

Eigentliche Befriedigung empfand er jedoch erst, als ihm 1546 nach Karlstadts Tode die Professur des Alten Testaments übertragen wurde, für welche er durch seine fortwährend gepflegten linguistischen Kenntnisse im Hebräischen, Chaldäischen und Syrischen und durch seine ausgesprochene Vorliebe für theologische Untersuchungen vorzüglich geeignet war. Allerdings bestand fortwährend in kirchlichen Kreisen einiges Mißtrauen gegen ihn, was er in seiner Lebensbeschreibung denn auch gar nicht verhehlt. Er schreibt in sehr bemerkenswerter Weise: Da er aber wahrnahm, daß er von solchen, die seinen Geist und seine Lehre nicht für bewährt hielten, als Klopffechter (dogmatista) verschrieen werde, so zerstreute er in öffentlichen Vorlesungen und Disputationen, welche er öfter in Gegenwart der Gelehrten abhielt, durch vorgebrachte Ausführungen und Darlegungen diesen Verdacht und zeigte eine solche Mäßigung, daß die, welche ihn gehört hatten, erklären mußten, er verdiene jenes Prädikat durchaus nicht. Denn er befleißigte sich immer allen Ernstes dahin, mit allen Frieden und gutes Einvernehmen zu halten, so weit es ihm immer möglich war, fern von der Sucht, irgend wem zu schaden, darauf bedacht, sich verdient zu machen, in seinem Herzen festhaltend jenen Spruch des großen Friedensfürsten Jesus Christus: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Kinder Gottes genannt werden.“ Aus diesem Grunde floh er in den kirchlichen Kämpfen alle Wortklauberei wie die Pest und betonte, daß es in vielen ernsten Fragen wirklich nur auf ein Wortgefecht herauskomme, so z. B. bei der Rechtfertigung, ob sie eine Wiedergeburt sei aus dem heil. Geist, und ob die Anrechnung der durch den Glauben ergriffenen Gerechtigkeit Jesu Christi den bei Mose und den Propheten verheißenen Geist der Gottesliebe aus-

schließe. Weshalb ein Friedliebender durch zweckmäßige Ausführungen und Darlegungen den Streit leicht beilegen könne.

Nach den Basler Universitätsakten genoß nun allerdings Borrhaus unter seinen akademischen Kollegen hohe Achtung. Er war dreimal, 1546, 1553 und 1564, Rektor der Universität. Dagegen scheint er nach 1546 in seiner Stellung als Professor der Theologie angefochten worden zu sein, denn Sebastian Münster schreibt in diesem Jahre an Pellikan,[47]) er werde von gewisser Seite aufgefordert, mit alttestamentlichen Vorlesungen fortzufahren, bis ausgemacht sei, was man mit Cellarius machen werde. Auch die Würde eines Doktors, welche er als ordentlicher Professor anzunehmen verpflichtet war, scheint er, ähnlich wie Myconius, aus prinzipiellen Bedenken längere Zeit ausgeschlagen zu haben. Erst am 9. Juli 1549 ließ er die Promotion durch seinen Kollegen Wolfgang Wyssenburg über sich ergehen.[48]) Bei dieser Gelegenheit verteidigte er Thesen über den Ursprung und die Natur des alten und neuen Menschen, „eine," wie Hagenbach sagt,[49]) „im Geist der Mystik geschriebene Abhandlung." Seine Kollegen in der theologischen Fakultät waren außer dem eben genannten Wolfgang Wyssenburg, dem treuen Genossen Oekolampads, nur noch die beiden Antistites Oswald Myconius und Simon Sulzer. Mit Myconius scheint er besser harmoniert zu haben als mit Sulzer. Als der letztere das Orgelspiel wieder einführte, war Borrhaus einer der entschiedensten Gegner dieser Neuerung.[50])

Als theologischer Lehrer muß er, was uns nach allem vernommenen nicht verwundern darf, sehr anregend gewesen sein. Einer seiner begeistertsten Schüler war der nachmalige Antistes Joh. Jak. Grynäus.[51]) Auch scheint er sich seiner Zuhörer im persönlichen Verkehr liebevoll angenommen zu haben. Curio dankt ihm in einem undatierten Briefe von Lausanne aus[52]) (also zwischen 1543 und 1547) für die großen und unzählbaren Wohlthaten, mit

welchen er Tag für Tag die in Basel studierenden Italiener (z. B. Bernardino Ochino) überhäufe, und fährt dann fort: „Das ist das Merkmal eines richtigen Lehrers, daß er die jungen Leute nicht nur mit vortrefflichen Vorträgen wissenschaftlich ausbildet, sondern auch mit treuem Rat, wohlwollender Zurechtweisung und christlicher Gastfreundschaft unterstützt. Daß Du das thust, verwundert mich nicht, da Du mit allgemein anerkannter Gelehrsamkeit eine seltene Frömmigkeit und himmlische Weisheit verbindest."

Mit Curio, der 1547 als Professor der Eloquenz in Basel angestellt wurde, und mit Castellio, der schon etwas früher dorthin gekommen war, trat Borrhaus in der Folge in enge freundschaftliche Verbindung. Und die Vermutung Calvins, daß Borrhaus und nicht, wie Beza meinte, Lälius Socinus, neben Curio und Castellio der dritte Verfasser des nach Servets Tod zu Basel erschienenen berühmten Buches „Martinus Bellius, de non puniendis gladio haereticis" sei, ist um so glaubhafter, weil ein Manuskript der Basler Kirchenbibliothek ausdrücklich besagt: In Basel seien drei Professoren, welche die Calvinisten als offenkundige Anhänger Servets betrachteten, nämlich Martinus Cellarius oder Borrhaus, Coelius Secundus und Sebastianus Castalio.[53]) Wenn Calvin meinte, „tels gens seraient contents, qu'il n'y eut ne loy, ne bride au monde,"[54]) so ist das eine Insinuation, welche dem früheren Freund der Zwickauer Propheten gegenüber mindestens ebenso statthaft war, wie dem Antiprädestinatianer Castellio und dem der Freundschaft mit dem Antitrinitarier Gribaldi bezichtigten Curio. Und jedenfalls ist es einem Manne, der wie Borrhaus um seiner theologischen Sondermeinung willen in einer wenn auch gelinden Haft gesessen, wahrlich sehr wohl zuzutrauen, daß er in dem Servethandel nicht für den Richter, sondern für den Verurteilten lebhaft Partei ergriffen hat. Uebrigens hinderte ihn seine Freundschaft für Castellio nicht, demselben entschieden gegenüber zu treten und ihn wegen seiner

Opposition gegen die Prädestinationslehre scharf zurecht zu weisen und den Druck von Castellios Gegenschrift zu hintertreiben.[55])

Das alles wird in des Borrhaus Autobiographie mit keinem Wort berührt. Dieselbe erwähnt überhaupt die persönlichen Beziehungen ihres Verfassers während der fast 30 Jahre seines Basler Aufenthalts in keiner Weise. Außer Simon Grynäus, welcher ja schon 1541 starb, wird kein einziger Name genannt, nicht einmal derjenige der zweiten Gattin. Die dritte hat er möglicherweise erst nach der Abfassung der Biographie geheiratet. Sie hieß Anna Schmid und nennt sich auf dem Epitaphium, das sie dem Gatten setzte, ausdrücklich „uxor tertia.“[56])

Der, wie die Schriftzüge zeigen, flüchtig geschriebene Schluß der Autobiographie besteht in einer Aufzählung der litterarischen Arbeiten und nur einer Andeutung über eine uns auch sonst bezeugte Nebenbeschäftigung des Verfassers. In ersterer Hinsicht werden außer der bereits erörterten Jugendarbeit „De operibus Dei“ und den gelegentlich genannten Schriften über aristotelische Werke und über den Prediger Salomos noch als schon erschienen aufgeführt: Die 1555 gedruckte „Commentatio astronomica et geographica in Cosmographiae elementa“ und die Kommentare zu den fünf Büchern Mose, zu der heiligen Geschichte Josuas, der Richter, der Ruth, Samuels und der Könige. Späterhin werden als druckfertig bezeichnet Kommentare zu den sämtlichen Propheten, zum Buche Hiob und zur Apokalypse. Hievon sind in der Folge wenigstens zwei Bände noch erschienen: der eine enthält den Kommentar zum Buche Hiob, der andere die Erklärung des Jesaia und der Apokalypse.

Von Druckschriften des Verfassers, die er selbst nicht erwähnt, besitzt die Basler Universitätsbibliothek eine, die schon genannte Abhandlung über den neuen und den alten Menschen, und dann ein „Iudicium de usu, quem desperabundi Francisci Spierae tum exemplum tum doctrina afferat,“ ein weiteres Denkmal

von des Verfassers Beziehungen zu Coelius Sec. Curio und von seiner Zugehörigkeit zu dessen Kreise, zu den von Calvin so oft mit Ingrimm genannten Coeliani. Doch davon schweigt unsere Biographie weislich. Hingegen macht sie nach einer anderen Richtung hin wenigstens Andeutungen. Sie sagt, Borrhaus habe auch eine Schrift bereit über die verborgenen und geheimnisvollen Naturkräfte, in welcher er die Art und Weise darlegen werde, wie die Pflanzen und Metalle in elementa simplicia aufgelöst werden. Dadurch man erfahren werde, was für geheime und wunderbare Kräfte denselben innewohnen, und wie aus ihren Flüssigkeiten und Säften Salze und Oele gewonnen werden können. Und zwar werde er nur mitteilen, was er durch eigene Experimente in Erfahrung gebracht habe und werde diese geheimnisvollen Dinge auf eine solche Weise beleuchten, daß die mosaische Kosmologie ihre richtige Erklärung finden werde. Daß Borrhaus ein besonderer Liebhaber chemischer Experimente war, wußte man bereits. Felix Plater erzählt in seinen Memoiren,[57]) daß ein Emmenthaler, Namens Rust, der ein „Alchymist und Poet gewesen“ und im Jahre 1546 nach Basel gekommen, ein guter Freund seines Vaters gewesen sei und ebenso des Doctoris Borrhai, der auch mit Distillieren umging. Und auch Pantaleon vergißt diesen Sport des Borrhaus nicht zu erwähnen. Er beschreibt dessen Lebensweise mit den Worten: „Er verbrachte alle seine Zeit mit lesen, schreiben und mit dem herausziehen von Oelen aus verschiedenen Naturprodukten.“ Nur daß er die Ergebnisse seiner Versuche auch wissenschaftlich dargestellt hat und dabei sogar zu exegetisch-apologetischen Resultaten gelangt ist, war bisher gänzlich unbekannt.

Leider konnte diese Schrift nicht ausfindig gemacht werden, ebensowenig einige weitere, welche Konrad Geßners Bibliographie und die Athenae Rauricae dem Borrhaus zuschreiben. Die Schriften des Borrhaus gehören überhaupt zu den größten Rari-

täten. Und wohl nur deshalb haben auch seine exegetischen Verdienste noch keinerlei Würdigung gefunden. Letzteres ist um so mehr zu bedauern, als ein linguistisch so tüchtiger und theologisch so origineller Mann wie Borrhaus, welcher sich des tiefen Unterschiedes zwischen Altem und Neuem Testament ungleich mehr bewußt war als die meisten seiner Zeitgenossen und auf Grund desselben mit staunenswerter Klarheit und Entschiedenheit die bedingungslose Autorität des Alten Testaments für die Glieder des neuen Bundes verwarf, in seinen exegetischen Arbeiten ohne Zweifel manches Interessante zu Tage gefördert hat.

Gestorben ist Borrhaus als eines der Opfer des großen Sterbens von 1564, jener entsetzlichen Pestepidemie, über die wir durch die Autobiographien des Arztes Felix Plater und des Staatsmannes Andreas Ryff und durch die Schilderungen des selbst so unendlich schwer betroffenen Curio genau unterrichtet sind. Jene Schreckenszeit begann, wie Ryff erzählt,[58]) in der Basel-Martinimeß 1563 und dauerte über ein Jahr. Die Zahl der baslerischen Opfer giebt Ryff auf 12,000 an. Plater ist vorsichtiger. Er sagt:[59]) „Die Zahl der Abgestorbenen war groß, doch ungewiß, weil man nicht, wie später, die Abgestorbenen aufschrieb. Man redet gemeinlich von viel tusent, das doch nit sein kann. Doktor Sulzerus, domolen obrister Pfarrherr und ich, der mich by den Kranken sehr bruchen lassen und viel Volks uffschrieb, so hingeschieden, haben auf sonderbarer (d. h. sorgfältiger) Abrechnung geschetzt, es möchte nachzuechen auf 4000 Personen die Zal der Abgestorbenen gereicht haben, welches in Basel nit eine kleine Zal ist."

Die Seuche war im Herbst 1563 langsam den Rhein heraufgekommen, in Basel erreichte sie ihren Höhepunkt im Juli und August 1564. „Was domolen," schreibt Ryff, „für Trauer, Weinen, Klagen und Jammern ist fürgegangen, kann ein jedes Christenherz erkennen, denn oftmalen in einer Stund aus einer

Gasse vier, fünf, sechs Todtenbahren einander nach zu Grabe getragen worden." Er selbst verlor in vierzehn Tagen vier Brüder; „Gott verleih, daß wir im ewigen Leben einander anschauent, do größer Freud sein wird, denn in dieser mühseligen Welt." „Man legte," berichtet Plater, „zu der Zeit zwanzig Personen auf eim Kilchhof in ein Loch. Vom Spital trug man ohne Unterlaß Abgestorbene zu St. Elsbethen in große Gruben, die man, mehr do in zelegen, etlich Tag offen ließ und die lichten allein mit wenig Grund verdeckt. Die Gassen waren gar leer von Leuthen und gespürt man in Versammlungen, in Kirchen und anderswo großen Abbruch und Witene." Plater führt auch eine ganze Reihe einzelner namhafter Opfer der Seuche auf, so Frau Wibrandis Rosenblatt, die vier Männer gehabt, sofort nach ihr, gleichsam um sie in den Schatten zu stellen, wird genannt: Dorothe Walkerin an der Steinen, die elf Männer gehabt. Der Staat verlor dreizehn Ratsherren, die Kirche acht Pfarrer, die Universität sechs Professoren. Zu den am schwersten heimgesuchten Professorenfamilien gehörten die des Borrhaus und des Curio.

Curio, der schon einige Jahre vorher seine älteste Tochter Violanthis, die Gattin des Straßburger Professors Zanchi, verloren hatte, wurde im Sommer 1564 durch die Pest auch seiner drei hochbegabten jüngeren Töchter beraubt. Angela starb am 2., Caelia am 11. und Felicitas am 21. August. Nun hielt es das gebeugte Elternpaar nicht länger in Basel aus. Von dem gastfreundlichen Bullinger eingeladen, begab sich Curio mit seiner Gattin nach Zürich. Sein erster Brief an Borrhaus trägt das Datum des 29. August. Es entspann sich nämlich in jenen ernsten Tagen zwischen den beiden Freunden, dem in dem verseuchten Basel zurückgebliebenen Borrhaus und dem nach Zürich geflohenen Curio, der freilich nach kürzester Zeit in seines Gastfreundes Hause sich neuerdings von den Schrecken der Pest umringt sah, eine rege Korre-

spondenz, die in der Briefsammlung der ehemaligen Antistial-Bibliothek[60]) größtenteils in den Originalen erhalten ist. Diese noch ungedruckten Briefe des Borrhaus machen uns den Mann noch ganz besonders ehrwürdig.

Im ersten Schreiben vom 12. September meldet er voll Freuden, es sei erhebend, mit welcher Seelenstärke Frauen und Töchter, Ratsherren und Pfarrherren die Bitterkeit der Seuche und die Schrecken des Todes zu überwinden vermochten. Da zeige sich die Majestät des königlichen Geistes Christi, vermöge dessen Sünde, Jammer, Tod und die ehernen Pforten der Hölle besiegt würden.

Im zweiten Briefe vom 15. September kann er sein eigenes Haus noch als verschont bezeichnen. Er dankt der Güte Gottes, die dem Tyrannen den Eintritt über seine Schwelle verwehrt habe; sollte Gott in Zukunft anders verfügen, so hoffe er den Gast ohne Ungeduld empfangen zu können. Dem alten Menschen graue es vor dem Tode. Das Auge des neuen Menschen dagegen erblicke Jesum Christum, den glorreichen Sieger, welcher für die Seinen Sünde, Krankheit, jegliche Trübsal und selbst den Tod und die Hölle überwunden habe. Ausführlich wolle er ihm den Stand der Dinge in Basel nicht beschreiben, Curio habe schon Jammer genug, und erfreuliches gebe es doch nichts zu berichten. Auch dürfe er, der kleine Mann (Borrhaus war, wie bemerkt, von auffällig kleiner Statur) nur kleine Briefe schreiben, sonst verleugne er seinen Charakter! Zu solchen Scherzen war er dann allerdings eine Woche später nicht mehr aufgelegt, denn im dritten Brief vom 22. September muß er dem Freunde mitteilen, daß die Pest nun auch in seinem Hause Einkehr gehalten und ihm sein einziges Kind geraubt habe. Doch sei er von dem großen Tröster, dem heiligen Geist, in seiner Trauer ebenso mächtig getröstet worden, wie Coelius in der seinigen. Er sei überzeugt, daß Gott diese Trübsale keineswegs als erzürnter Richter, sondern als liebevoller Vater verhängt habe. Er wolle

den seinigen unter der Schmach des Kreuzes die Herrlichkeit seines himmlischen Reiches, im Tode das Leben zeigen. Uebrigens fange die Seuche an nachzulassen, wie denn nach Gottes Vorsehung zu der Menschen Heil unter dem Himmel immer wieder ein Wechsel eintrete.

Im vierten Briefe vom 29. September kommt er nochmals auf den Verlust seiner Tochter (Anna[61]) zurück. Er preist deren Unschuld und Gehorsam und klagt, daß die alten Eltern das freundliche und hilfreiche Kind schmerzlich entbehren. Der alte Mensch denke eben in Freud und Leid zuerst an sich selbst und nicht an die Verherrlichung Gottes und den Gewinn derer, die ins Himmelreich versetzt werden. Doch dürfe er sagen, daß so traurig sein und seiner Gattin alter Mensch sei, so gehoben sei ihr neuer Mensch. Bei Kindern, die man in der Furcht Gottes gut erzogen habe, sei von keinem „verlieren," sondern nur von einem „vorausschicken" die Rede, von einem vorausgegangensein aus der Sterblichkeit in die Unsterblichkeit, aus einem Leben voll Betrübnis und Elend in ein Leben voll Ruhe und Seligkeit.

Wenige Tage nachher ergriff die Pest auch Borrhaus selbst. Er starb nach viertägiger Krankheit am 11. Oktober 1564 und wurde im Kreuzgang des Münsters als derzeitiger Rektor mit besonderen akademischen Ehren beigesetzt.[62])

Den bleibenden Dank der hohen Schule zu Basel erwarb er sich auch dadurch, daß er ihr seine ganze Bibliothek vermachte, die, wie Peter Merian in seiner Geschichte der akademischen Sammlungen Basels sagt, für jene Zeit sehr ansehnliche Zahl von 167 Bänden. Zu einem hübschen Büchervorrat konnten es die damaligen Basler Professoren schon infolge der gesetzlichen Bestimmung bringen, wonach jedes neuerscheinende Buch erst dann in den Handel übergehen durfte, wenn es vom Dekan der betreffenden Fakultät geprüft worden war. Dieser Zensor aber durfte dann das Rezensionsexemplar behalten.[63])

Doch auch abgesehen von dem schönen Andenken, das die Bibliothek der Basler Hochschule von dem Manne besitzt, darf die Geschichte dieser letzteren ihn sehr wohl in Ehren halten. Er ist in der reichen Ahnengalerie der Basler Universität eine der originellsten und liebenswürdigsten Gestalten und hat, wie die übrigen Schwaben, welche bis jetzt der theologischen Fakultät in Basel angehört haben (es sind deren im ganzen acht; vier im 16. und vier im 19. Jahrhundet), das Ansehen derselben nur erhöht.

Anmerkungen.

[1]) Iselin, Allgem. Lexikon. Bd. I. S. 556. Aehnlich d. „Athenae Rauricae," p. 24: deserto Cellarii et adsumto Borrhai nomine.

[2]) Für d. Vorkommen des Namens Burreß in Stuttgart vergl. Würtemberg. Kirchengeschichte Calw. 1893. S. 712. Anm. 52.

[3]) Heyd, Herzog Ulrich v. Würtemberg. 1841—44. I. S. 148, vergl. 590 u. II. 58. Ferner: Würtembergisches Dienerbuch, u. Pfaff, Geschichte von Stuttgart.

[4]) Roth, Urkunden zur Geschichte der Universität Tübingen. S. 588.

[5]) Hiermit stimmt auch der Schluß der Autobiographie überein, wonach der Verfasser, als er 1559 sein Leben beschrieb, im 61. Jahre stand.

[6]) Schmidt, Melanchthon. S. 11. Hienach war das Gerücht falsch, Borrhaus sei einer der Zehn gewesen, welche am 25. Jan. 1514 mit Melanchthon in Tübingen promoviert worden, wie Joh. Jak. Grynäus in seinem Handexemplar von Camerarii narratio de Phil. Melanchthonis vita p. 14 mit den Worten angemerkt hat: „In numero XI Magistrorum fuisse dicitur Martinus Borrhaus praeceptor olim meus."

[7]) Roth, a. a. O.

[8]) Melchior Adam, vitae germanorum Theologorum. 1653. p. 399.

[9]) Vergl. Geiger, Joh. Reuchlin, u. Prantl, Geschichte der Universität Ingolstadt-Landshut-München, Tl. I. 146; 206 ff.

[10]) Sprüche Sal. 19, 21.

[11]) Gemeint ist das Kloster Polling, in dessen Bibliothek noch lange die Inschrift zu lesen war: Joh. Eckius, Decretor et Theol. Dr. peste Ingolstadii saeviente huc ad fratres, fama et amore eorum allectus, secessit et ob rei memoriam hoc monumentum fieri curavit. 1521. Vergl.

Daisenberger, Memorabilia de canonic. Pollingia p. 45. u. Wiedemann Dr. Johann Eck. S. 37.

[12]) Camerarius.... Schmidt, Melanchthon. S. 88. Vielleicht stand diese von Melanchthon veranlaßte Lehrthätigkeit des Borrhaus auch in Verbindung mit dem Umstand, das der Karlstadtianer M. Georg More die Lateinschule zu Grunde gerichtet hatte. Nach dem Bericht Einsiedels an den Kurfürsten vom 14. Febr. 1522 (vergl. Jäger, Karlstadt. S. 277), „hat der Schulmeister aus der Schule herausgepredigt, und die Bürger und Bürgerinnen vermahnt und aufs höchste gebeten, daß sie ihre Kinder wollten aus der Schule nehmen, sie sollten heimziehen und Handwerk lernen." Es ist möglich, daß Melanchthon die Schule, welche erst 1523 durch Bugenhagen wieder förmlich eingerichtet wurde, einstweilen durch Borrhaus fortsetzen ließ.

Melchior Adam, vitae german. Theol. S. 399 f.

[13]) Album Accademiae Vitenb. 110. Darnach ist Enders, Dr. Martin Luthers Briefwechsel, IV, 329, zu berichtigen, welcher die Immatrikulation ins Jahr 1520 verlegt.

[14]) De Wette. Dr. Martin Luthers Briefe. II. 179 u. 181.

[15]) Melanchthon, Opera ed. Bretschneider I. S. 513.

[16]) Spalatins Nachlaß, herausgegeben von Neudecker, S. 30.

[17]) Brief Luthers an Kaspar Güttel. De Wette a. a. O. II. S. 177.

[18]) Camerarius. vita Melanchlh. § 15.

[19]) Abgedruckt in: J. J. Herzog; das Leben Johannes Oekolampads und die Reformation der Kirche zu Basel. Basel. 1843. Tl. II. S. 303 f.

[20]) Brief Capito's an Zwingli 1527. Zwinglii Opera ed. Schuler II. 95.

[21]) Capito an Zwingli 1527. Zwingli Opera ed. II. 84.

Aus dem Briefe Luthers an seinen Freund und Schüler, den Königsburger Domprediger Dr Joh. Briesmann (d. d. post ascens. 1525; bei De Wette, 3,21 f.) könnte man mit Köstlin (Martin Luther I. 754 u. 816) schließen, Borrhaus sei, bevor er sich nach Preußen gewendet, eine Zeit lang bei Luther gewesen. Allein der dort genannte homo miser muß doch, wie auf Grund von Matthesius (VI. Predigt) schon De Wette (a. a. O. S. 21 Anmkg.) richtig annimmt, Karlstadt gewesen sein; denn Borrhaus kann auf einer Reise von Krakau durch Polen nach Ost-Preußen Wittenberg unmöglich berührt haben. Auch passen Luthers Aussagen, er habe den Mann, der sich von Feinden bedrängt zu ihm geflüchtet, freundlichst beherbergt und unterstützt, besser auf Karlstadt, als auf Borrhaus. Auf Borrhaus könnte sich der Brief Luthers nur dann beziehen, wenn das Datum lautete post ascens. 1526.

[22]) Publikationen aus den k. preußischen Staatsarchiven, Bd. 43—45. Urkunden zur Reformationsgeschichte des Herzogtums Preußen I—III ed. D. P. Tschackert.

[23]) Pantaleon, Prosopographia. 1566. III. S. 381.

[24]) Tschackert, a. a. O. Bd. 43, 184 f.; Bd. 44, 122 ff. — Die bezügl. Korrespondenz zwischen Herzog Albrecht und Luther scheint verloren gegangen zu sein. Vergl. a. a. O. Bd. 43, 123 ff.

[25]) Tschackert, a. a. O. Bd. 43, 117.

[26]) Tschackert a. a. O. Bd. 44, 143 f. (421 u. 422). Vergl. auch Cosack, Paul Speratus. S. 415.

[27]) Tschackert, a. a. O. Bd. 44, 150 f.

[28]) Diese Formulierung des Versprechens ist sehr bezeichnend für den Gegner des Eides und spricht unwiderleglich für die Eigenhändigkeit des Reverses.

[29]) Dieser Brief Melanchthons, der kein Datum trägt, ist früher irrig in den Sommer 1525 gesetzt worden: Tschackert (a. a. O. Bd. 44, 151) nimmt — unzweifelhaft richtig — an, daß er im Frühling 1526 geschrieben sei.

[30]) Zwinglii Opera. ed. VII. 563 u. 580.

[31]) Herminjard, Correspondance des Reformateurs I. 465 ff.

[32]) Spr. Sal. 19, 14.

[33]) Alexander Schweizer, die Centraldogmen der reformierten Kirche. Bd. I, S. 135 ff.

[34]) Schweizer a. a. O.

[35]) Desiderius Erasmus, Hyperaspistes diatribes adv. Luth. serv. arb. 1526.

[36]) Opera Zwinglii, ed. Schuler. VIII, 87 ff.

[37]) Mörikofer: Ulrich Zwingli. I, S. 291.

[38]) Mörikofer: Ulrich Zwingli. II, S. 72 f.

[39]) Opera Zwinglii, ed. Schuler. VIII. p. 83. 85. 88. 94 ss.

[40]) Brief von Borrhaus an Oekolampad, siehe Herzog, das Leben Joh. Oekolampads. Bd. II. Anhang. S. 304.

[41]) So, auf Grund der Aelteren, noch Hagenbach, Oekolampad. S. 109.

[42]) Vergl. Chronikon. S. 160.

[43]) Opera Zwinglii, ed. Schuler. VIII. 161 f.

[44]) Herminjard, Corr. des Réformateurs. II. 177 ff.

[45]) Opera Zwinglii, ed. Schuler. VIII. p. 83. cf. 94.

[46]) Matrikel der Universität Basel. Bd. I. Fol. 169 a steht: „M. Martinus Cellarius (von der Hand Pantaleons beigefügt: „Borrhaus dictus"). 6 sol."

[47]) Vergl. Geiger, Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland. IV. (1890.) S. 116.

[48]) Vergl. Melchior Adam, vitae germanor. Theolog. l. c.

[49]) Hagenbach, die theolog. Schule Basels. S. 12.

[50]) Gottl. Linder, Simon Sulzer. S. 53.

[51]) Thommen, Geschichte der Universität Basel. S. 118.

[52]) Caelii Sec. Curionis epistolae. p. 298.

[53]) Mähly. S. 132.

[54]) A. a. O.

[55]) Diese Gegenschrift Castellio's gegen Borrhaus ist erst lange nach Beider Tod, 1578, als der zweite der 4 Traktate, mit einer neuen Auflage der Dialoge erschienen. Es ist ein nicht sehr höflicher und freundschaftlicher offener Brief an Borrhaus.

[56]) Tonjola, Basilea sepulta. § 21.

[57]) Boos, S. 119.

[58]) Andreas Ryff, Autobiographie, über die Pest.

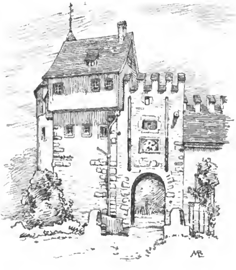
[59]) Felix Plater, Autobiographie, über die Pest.

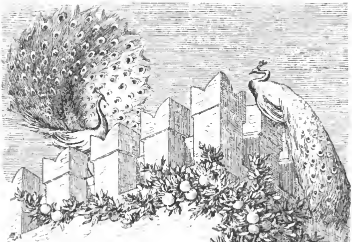
[60]) Die ehemalige Antistitial-Bibliothek, auch Kirchenbibliothek genannt, ist nunmehr auf der Universitätsbibliothek in Basel deponiert.

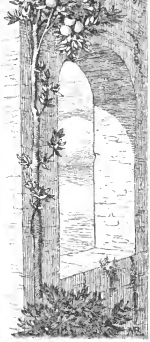
[61]) b. Felix Plater.

[62]) Matrikel der Universität Basel. Bd. 1. Fol 188 b.

[63]) Thommen, Geschichte der Universität Basel. S. 39.







Felix Plater von Basel und Rennward Cysat von Luzern.

Von Theodor von Liebenau.

„Der Gartenbau," schreibt Rennward Cysat, „ist ein lustiges Studium, das billig alle Faulpeltzen erwecken und aufmuntern sollte, die Werke Gottes zu betrachten und dergleichen lustigen Arbeiten obzuliegen, den schändlichen und schädlichen Müssiggang zu vermeiden."

Der vielbeschäftigte luzernische Staatsmann und Historiker Rennward Cysat, der ältere (geboren 1545, gestorben 1614), fand wirklich selbst auf

seinen diplomatischen Reisen in der Schweiz, in Deutschland und Italien noch Zeit, sich dem Studium der Botanik und Naturwissenschaften zu widmen und für seinen an der Musegg gelegenen Garten seltene Pflanzen und vorzügliche Obstsorten zu erwerben. Diese Vorliebe für die Naturwissenschaften war Cysat fast angeboren. Während der Jugendzeit, wo Rennward nach nur 6¼-jährigem Besuche der Stadtschulen in Luzern, seit 1559 als Apothekerlehrling sich besonders durch eifrige Selbststudien weiter gebildet hatte, erweiterte er allmählich seinen Gesichtskreis. Im Mannesalter benutzte Cysat seine Beziehungen zu hervorragenden Gelehrten, Staatsmännern, Welt- und Ordensgeistlichen, um seinen Garten mit schönen und seltenen Blumen zu bereichern. So hat Cysats Wirken in Luzern für die Geschichte der Botanik gerade so viel Bedeutung, wie jenes Konrad Gessners für Zürich, Felix Platers für Basel und Daniel Rhagors für Bern. Allein während der jüngere Rhagor mehr praktische, der ältere Gessner mehr allgemein wissenschaftliche Zwecke verfolgte, herrschte bei Cysats Gartenbau und Botanik nur die reine Freude an der Natur vor. Bei Stadtarzt und Universitätsprofessor Plater endlich wirkten Wissenschaft und praktischer Nutzen gleich bestimmend ein.

Im Dezember 1572 besuchte Cysat mit Chorherr Rennward Göldlin von Beromünster und Ratsherrn Rudolf Pfyffer auf einer Wallfahrt nach Mariastein Dr. Plater in Basel zum erstenmale anläßlich einer ärztlichen Konsultation.

Allmählich bildete sich ein intimeres Verhältnis zwischen Cysat und dem elf Jahre jüngeren Plater (1556—1613), wozu die gemeinsame Liebe zu den Naturwissenschaften und Raritäten aller Art nicht wenig beitrug. Selbst der ärztliche Beruf Platers diente dazu, diese Bande enger zu knüpfen, indem Cysat sowohl für sich und seine zahlreiche Familie, als für seine Verwandten und Bekannten oft des Rates seines auf medizinischem Felde weitberühmten

Freundes sich bediente.[1]) Hiezu kam der gegenseitige Austausch von Schriften und Erfahrungen über Behandlung der Pest.[2]) Daneben verschaffte der immer dienstfertige Gelehrte in Basel dem luzernischen Stadtschreiber Bücher aus den verschiedensten Gebieten und erteilte aus seinem reichen Wissen bereitwillig auf die gestellten Fragen Auskunft, wenn freie Zeit zur Verfügung stand, einläßlich, wenn von deutschen Fürsten stark in Anspruch genommen, kurz, aber doch klar.

Befestigt wurde das freundschaftliche Verhältnis zwischen den beiden Gelehrten teils durch gegenseitige Besuche, teils durch Austausch von seltenen Pflanzen und Früchten, und Anleitung, wie solche zu behandeln seien.

Cysat hat uns über seine Besuche bei Plater in den Jahren 1585, 1586, 1612 und 1613 interessante Aufzeichnungen hinterlassen, welche sowohl den damaligen Stand der Wissenschaften als das Verhältnis der beiden Männer zueinander deutlich darstellen. Der ältere Cysat teilte durchaus die Ideen seines jüngeren, auf verschiedenen Hochschulen gebildeten Freundes. Er war nicht tiefer in die Kenntnis der Naturwissenschaften eingedrungen,[3]) Platers Anschauungen reizten ihn zu keinem Widerspruche; vielmehr waren ihm diese maßgebende Belehrungen. Selbst auf theologischem Gebiete entspann sich zwischen Plater und Cysat kein Zwiespalt, obwohl letzterer der Wort- und Schriftführer der Katholiken war,

[1]) 1585 befragte Cysat Plater über 23 verschiedene Angelegenheiten auf einmal, meist wegen Behandlung von Krankheiten. 1586 korrespondierte Cysat mit Plater wegen der Anliegen der Klosterfrauen in Rathausen, wegen den Krankheiten seiner Familienglieder, wegen Brillen, Augenwasser &c. 1598, 15. September bittet er um Mittel gegen triefende Augen. Weitere Briefe von 1593, 25. August; 1595, 5. März; 1596, Juli; 1598, April.

[2]) Briefe von 1594 und 1595.

[3]) So hielt er Platers Angaben über die aus der Erde wachsenden Töpfe für wahr.

welche sich 1586 auch in Basel über die Agitationen der Pastoren bitter zu beklagen hatten.[1]) Plater hatte Cysat die Denkschrift der letztern mitgeteilt und dabei bemerkt, das Büchlein sei nicht so böse gemeint.

Ohne Zweifel veranlaßte Cysat den Rat von Luzern, die 1577 bei Reiden gefundenen Knochen eines Mammut zu genauerm Untersuch an Plater nach Basel zu senden, der dieselben als Knochen eines „16 Werkschuh und 4 Zoll" hohen Riesen erklärte. Während das auf Betrieb Platers von Hans Bock in Basel gemalte Bild dieses Riesen durch Plater 1584 nach Luzern gesendet[2]) und noch lange Zeit im Rathaus aufbewahrt wurde, scheint die hiezu gehörige Abhandlung über diesen Riesen, wie die projektierte Schrift über den Pilatusberg, auf welche Plater noch im Briefe an Cysat vom 5. März 1595 verweist, nie zum Abschlusse gekommen zu sein.[3])

Beachtenswert ist im Briefwechsel zwischen Cysat und Plater auch die Nachricht, daß Thomas Plater der jüngere, des Stadtarztes Bruder, der bereits Doctor Philosophiae war, aufs genaueste die Flora des Pilatus 1595 untersuchte. Mit Hilfe Cysats gedachte Plater diesen jüngern Bruder,[4]) von dem er sich Großes

[1]) Vergl. Cysats Relation in den „Schweizerblättern," Luzern 1896, 474 bis 475. Segesser, Ludwig Pfyffer, III, 130.

[2]) Vergl. Basler Jahrbuch 1892, 144, 162—164.

[3]) 1593 schenkte der Rat von Luzern Plater „etliche stuck unsers Risengebein," worauf er versprach, die Beschreibung des Risen und des Pilatus-Berges drucken zu lassen; 1609 wurde Cysat ersucht, Plater an die Erfüllung seines Versprechens zu erinnern. Memorialbuch Nr. 43, 17 b.

[4]) Ueber denselben findet sich im Luzerner Turmbuch XI, Fol. 26 folgende Stelle: Hans Meyer von Hallau behauptet im Jahre 1600, Felix Blatters Bruder habe ihm gesagt, wenn einer eine unverdorbene Allraune ausgraben könne, so habe er von derselben ein tägliches Einkommen von fünf Schilling. Mit Doktor Felix Blatters Bruder habe er eine Allraune geholfen graben, „die habe er in händen ghan, sye läbendig gsin in gstall eines kleinen Männlins."

versprach, in Pavia, wo derselbe die in Basel begonnenen Studien fortsetzen sollte, bei einer Familie unterzubringen. Die Kriege um Leon hinderten damals diesen jungen Mann, der schon in Anatomie und Botanik wohl bewandert war, die Universität Montpellier zu besuchen.

1586 besichtigte Cysat Platers Sammlungen und bewunderte besonders die seltenen Fische, die ihm aus ganz Europa waren zugesendet worden, sowie die Versteinerungen. [1])

„By herren doctor Felixen Platter zu Basel," schreibt Cysat [fol. 214, b]: „findt man infinitum Thesaurum von Simplicien, plantis, Metallen, Erd- und Wasser gewächsen, und andern wunderbarlichen sachen und miraculis naturae, die einem wol einen stuporem verursachent und zu besehen wol würdig sind. Er hat mir zu ettlichen malen zugeschrieben, mich derzu geladen und mir versprochen was möglich zu participieren. Denn er darin meldet (absit procul jactantia). Ich hab's um Jne verdient. Dann ich Jme auch in vilen sachen nutz und dienstlich gsin und sonderlich genoßen auch Jne sonsten wol vereeret und Jme mit ettlichen frömbden seltzamen kostlichen und in Tütschland nie gesähenen simplicien Jme zu gespeungen, als mit der Opuntia oder Ficus Indica, Lauroceraso (wölche Ich zum aller ersten vor andern in Tütschland bekommen) und andern, wölche er vast hoch haltet, sonderlich daß die Opuntia Jme frucht geben, wölches in Europa wol seltsam und wundersam. Er schrybt auch, Er habe vil schöne observationes und experimenta in re Medica, Georgica, Culinaria, auch andere lustige poßen und sonst schöne künsten, besonders in magia naturali, die er in ein buch ußzüche und damit mir und andern guten freunden zu unsern gärten, kuchi und anderer recreation dienstlich sin könne und wölle.

---

[1]) Codex, M. 103, 208 b.

Aus „dem rychen und großen Gazophilacio" Platers erwähnt Cysat auch folgende Merkwürdigkeiten (M. 103, 286):

Holz so zu ysen worden, auch zu stein, da man die signa und anzeig wol spüren mag.

Haselnuß so zu stein worden.

Sternenstein,[1]) glych einem hempfligen zapfen oder knebel, so oft man darabschlacht, so gibt es allzyt ein recht gformierten sternen.

Irdene krüg oder häfen, so an einem ort tütschen Lands erst by unsern zyten erfunden, wölche selber sua sponte uß würkung der natur uß der Erden herfür wachsent glych wie die Erdschwämm oder Pfifferling. Wenn dann die Sonn ein Tag daran schynt, so sind sy schon in irer vollkommenheit, verglychent sich auch den geschirren, so die Haffner machent, allein das dise nit so suber glatt abzogen, sonder ettwas dolpechter sind (299 b ad 1586).

Dann Zähne von Meerfischen, 25 Pfund schwer, gefunden in der Birs bei Basel.

Horn eines Einhorns, gefunden in der Birs, ähnlich jenem von Lenzburg, das sich aber nicht als ächt erwies. Versteinerte Kräuter, Bäume und Früchte; „ein gewäx wie Helfenbein," aus einem Felsen ausgegraben. Versteinerte Schlangen.

1585 sah Cysat bei Dr. Plater in Basel Gebeine von Risen die auch Menschen sind; von denen findt man seer grosse zän . . ., nemlich die stockzän einer guten Mannsfust groß, die kleinen aber halb so groß, das warlich wundersam zu sehen. Sind Jme uß Engelland zugeschickt worden, von einem großen Risen Cörper, so erst by menschen gedächtnuß daselbst funden worden.

Die hab ich darnach A° 1613 eben daselbs wiederumb gsehen und daby ouch ein abcontrafetung uff thuch eins jungen 25järigen Saxen, den man deß verschinen 1613 Jars uß Tütschland heruff gen Basel und wytters durch die Eidgenoßschaft von wunders wegen

[1]) Eine Versteinerung.

in Italiam um besichtigung und gellt uffnemmens willen gefürt. Ein Mensch einer übernatürlichen grösse, den man doch nit under die Risen zellen wöllen, aber sonst so hoch, daß ein ansehnlicher wolgewachßner langer Mann Jme allein bis an die uchs[1]) langen mögen. Ist auch starks Lybs wol gewachsen. Ich hab sin hand gemeßen und 2 miner spannen funden.[2])

Von 1586 bis 1613 hatte sich Dr. Platers „Gazophilacium" wol umbs halb gemeeret, also daß einer wol ein ganze wochen bruchte alles eigentlich zu sehen. Ist auch kum gläuplich wärs nit gsehen von allerley sachen uß dem Lufft, uß der Erden, uß dem Mör und Wassern nit gemein, die wir in unsern Landen täglich sehent, sonder alles frömbde, seltzame ungewonte monstruosische und sonst wundersachen, so die natur fürbringt. Auch Heidnische, Türckische, Mörische, Canibalische, Indianische, Japanische, Chinesische sachen ex Antipodibus und uß der nüwen welt, von ihren abgöttern, kleidungen, wöhren, waffen und derglychen, allso daß einer sich darob vergafft und des Munds offen vergißt. Under anderm sieht man da ouch einen zan von einem Mörfisch uß dem Scythischen oder Russischen Mör, Wallruß genannt, deren jeder solcher zänen zwen hatt uß dem obern kiffel heruß, wie sy der Elephant im undern kiffel ob sich ußgekert, also hats diser fisch oben ab nit sich ettwas oben har gekrümbt. Ist ungfarlich eins spieß lang und by 4 Zentner schwär oder mer.[3])

Dieser Zuwachs stammt zum Teil von der Erwerbung der naturwissenschaftlichen Sammlungen Konrad Gessners, der schon 1565 sein der Wissenschaft geweihtes Leben beendet hatte.[4])

[1]) Achselhöhle.

[2]) Codex, M. 103, 254 b.

[3]) M. 103, 285 b.

[4]) Zur Geschichte der Sammlung vergl. Miescher, Medizinische Fakultät Basel p. 53. Basler Jahrbuch 1891, 164—165. R. Wackernagel, Ueber Altertümer-Sammlungen, Basel 1894, Seite 11.

Besonderes Vergnügen bereitete Plater seinem Freunde Cysat den 22. August 1613 dadurch, daß er ihm ein aus England erhaltenes Vogelnest übergab „mit sinem zyttigen und jetz ußfliegen wollenden Vogel.“ Es war darin das Ei eines Wasservogels, der auf einem Baume genistet hatte.

Plater erläuterte Cysat die Anatomie der Krebse und versicherte, „Zähne, Magen und Leber derselben seien lieblich zu essen, aber vom Pöffel werden diese hingeworfen.“

Beide Freunde tauschten die Pflanzen aller Art, die sie von ihrem großen Bekanntenkreise zugeschickt erhielten oder selbst fanden und zogen, unter sich aus.

Zu Cysats Freunden gehörte besonders Landeshauptmann Balthasar Luchsinger in Locarno, der ein eifriger Förderer des Gartenbaues war. Er gab Cysat eine Anleitung zur Behandlung der Pomeranzenbäume. Apotheker Philipp von Mentlen in Altdorf unterrichtete Cysat 1599 über die Kultur der Spargeln.

Aus dem Kloster Wettingen erhielt Cysat: genuesische weiße Röslein; gefüllte leibfarbene Mayen-Röslein, Adams-Aepfel, einen Senfbaum.

Durch seinen Halbbruder Hans von Lauffen empfing Cysat 1584 aus Rom ein vier Pfund schweres Blatt der Ficus Indica; 1610 und 1611 wieder durch den in Montpellier studierenden Luzerner Johann Gilgi ein solches Blatt, Narcissus stellatus und kleine Gladiolen. 1613 sah Cysat bei Plater, der schon 1554 seinem Vater aus Montpellier ein aus Spanien stammendes Ficusblatt gesendet hatte, die Frucht dieser Pflanze.

Die Passionsblumen, die 1581 Karl Clusius abgebildet hatte, waren 1608 durch Spanier aus Indien importiert worden. Schon 1612 besaß auch Cysat solche.

Besondere Sorgfalt verwendete Cysat auf die Kultur der Tulpen. Schon 1559 hatte Konrad Gessner in seiner Ausgabe

des Valerius Cordus pag. 213 eine in Augsburg vorhandene Tulpe abgebildet, die aus Kappodocien stammte. 1565 besaßen die Fugger solche.[1]) In Wien erhielt Charles de l'Ecluse aus Arras von Angierus Basbeque, türkischen Gesandten, Zwiebeln von Tulpen. 1575 setzte er dieselben und besaß 1585 schon verschiedene Varietäten. Wild wuchsen damals die Tulpen zwischen Konstantinopel und Adrianopel, wie im südlichen Rußland. Aus Tournay wurden sie nach Frankreich verpflanzt, wo 1610 Peiresc in Aix sich mit ihrer Kultur abgab.[2]) Schon zu Ende des 16. Jahrhunderts besaß Cysat und durch diesen auch Felix Plater mehrere Arten von Tulpen. 1612 notiert sich Cysat, daß ihm eine rote Tulpe „samen fürbracht.“ [3])

Er stellte auch Beobachtungen über die Dauer dieser Blume an.[4])

Nächst den Tulpen pflegte Cysat besonders auch die Paeonia, die er sich durch wandernde Franzosen verschaffte. 1612 besaß Cysat die einfache, leibfarbene, die gefüllte, paeonia multiflora oder polyanthos aus Flandern, bis 400 Blätter zählend, die wilde oder sterile, mit einfacher, bleicher Blume. 1613 kaufte er von einem Franzosen die gelbe Paeonia, die einfache und gefüllte weiße und noch eine leibfarbene.

---

[1]) Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere 1883, p. 420.

[2]) Nouveau dictionnaire d'histoire natur. Paris 1819, XXXV, 20—21.

[3]) M. 103, 277 b.

[4]) Ueber die Tulpen machte Cysat folgende Aufzeichnungen:

1605.	2.	April	öffnete	sich	die		rote	Tulpe,	dauerte	bis	4.	Mai.
	6.	„	„	„	„	andere	„	„	„	„	25.	„
	29.	„	„	„	„		gelbe	„	„	„	25.	„
1606.	13.	„	„	„	„		rote	„				
	27.	„	„	„	„		gelbe	„	„	„	27.	„
	1.	Mai	„	„	„		„	„	„	„	21.	„
1607.	7.	April	„	„	„		rote	„	„	„	13.	„

M. 103, 215.

Der Bischof von Sitten, welcher Rosen liebte, schickte 1612 Cysat zwei Arten „lybfarber und wyßer Rosen sonderer Art.“ Er spaltete die Wurzeln, steckte Zimmet, Macis oder Nägelein darein, band sie wieder zu und setzte sie; dann erhielten die Rosen „denselben Geschmack.“

Aus Paris erhielt Cysat 1613 Cyclamen maius vel rotundum.

Am Genfersee sah Cysat 1581 eine Sonnenblume, mehr als tellergroß; selbst mit seinem Reithute hätte er diese nicht bedecken können. Im Jahre 1585 besaß Cysat selbst eine solche von 15 Fuß Höhe, mit breiten Blättern rings um den Stamm, so daß zwei Männer darunter fast ganz gedeckt hätten stehen können, da die Blätter fünf Spannen lang und vier breit waren. Die Blume wog vier Pfund.

Im Jahre 1586 pflanzte Cysat an der Musegg Dactylen, die im Sommer des folgenden Jahres schon eine Spanne hoch waren.

Zum Schmucke der Gartenmauer verwendete Cysat 1598 die Cymbalaria, welche ihm sein Sohn Philibert Emanuel aus Padua gebracht hatte.

Ergiebig für neue Erwerbungen war Cysats Reise nach München im Jahre 1606. In Rorschach, Augsburg und München sah Cysat damals zuerst die roten spanischen Schneeballen.

Mehr als die Zierpflanzen schätzte man aber das Tafelobst. Um das Jahr 1570 hatte der Bauer Hans Räber in Haltikon bei Küßnach die schönsten und größten Aepfel, „also, daß man von wytem har darnach gestellt.“ Später machte ihm Richter Sebastian Stalder in Meggen den Rang streitig. Dieser führte aus Frankreich und Piemont neue Obstsorten ein, namentlich frühreife Birnen aus Piemont, genannt Peri bon Christiani. Unter den lang sich haltenden, aus Frankreich importierten Aepfeln standen obenan die „Carpentii.“

Im Jahre 1599 anerbot Cysat seinem Freunde Plater: „große Barillen wie Pfersich, gar groß Küttinen (Quitten), große schöne schwarze Kriesi von Weggis;" „Herniaria oder Holleriana D. Quenzii,"[1]) fremde Erbsen und Bohnen, verschiedene Tulpen in diversen Farben, Iris florentina, Iris flore albo, Paeonia alba, Meravilia de Perus, Petroselinum subito nascens, Herba appetitum perdens — dracunculus oder Thlespi, Noli me tangere, Balsamus novus.

Pfirsiche und Jasmin hatte Cysat selbst 1578 aus Piemont importiert; letztere namentlich aus dem Schlosse Issoigne im Aostathale.

Den aus Natolien in der Türkei stammenden, 1574 bekannter gewordenen Laurocerasus importierte Cysat 1580 aus dem Garten des Grafen Pirro Borromeo zu Leimano, drei Stunden von Mailand.

Einen reichen Fundort schöner Blumen entdeckte Cysat auf Monte Baldo bei Verona. Er legte sich ein Verzeichnis der dort wachsenden Pflanzen an. Hier blühte z. B. die Lunaria, auf welcher die Alchemisten jener Tage viel hielten. Eben diese Pflanze erhielt Cysat auch durch Plater, was um so begreiflicher ist, da alchemistische Versuche in Basel besondere Verehrer fanden und seltene oder geheimnisvolle Pflanzen in einer Stadt, die schon gleich nach der Mitte des 13. Jahrhunderts eine Gärtnerzunft in ihren Mauern entstehen sah, immer gesucht waren.

1598 sendet Plater an Cysat papar Indicum „ist ein schwarze yngeschmorrete verschrumpfte wurz eines kleinen öpfelins grosse, inwendig wyß. Von einer wurzel kan man bald vil Bulles, ja by 60 oder 70 finden an fädenen, in der erden hin und wider zerfladeret und im Herbst ein fester soll."

---

[1]) Dr. Küntzi, Stadtarzt in Freiburg in der Schweiz, der mit Dr. Plater auch über die Behandlung von Pestkranken korrespondierte.

„Man halt sy," schreibt Plater, „in Fürsten Höfen und Kuchen in sonderm wärt, man südt sy in wyn, darnach beschnitten und im saltz und pfeffer geessen wie die Tartufflen und Kestinen, deren gust sy hand." [1])

1605 meldete Cysat an Plater, er habe im letzten Jahre in Mailand während fünf Wochen viel Lustgärten großer Herren und Klöster besichtigt, „aber von Simplicien[2]) wenig bsonders funden, ussert Laurocerasus, Branca ursina vera, Genesta Marina. Sodann im Garten eines Apothekers neben der Herberge zu den drei Königen: Barillen die man nempt Praecocia oder Armeniaca, sind nit grösser dann die andern, aber gar lieplichs gusts, bitzelecht, surlecht und bisams geschmacks; aber mancherlei frömbde Art, uva Romana, tragent 2 mal des Sommers, sind schön und groß im größern Cappuziner Closter, in's Grafen Pico Borromei garten, uva Cogliona langlecht groß und andere mehr. Bim Ambrosio Fornero truben Ellen lang und 5 pfund schwär."

Im Mai 1605 schrieb Dr. Plater an Cysat:

Simplicien halb wöllend jetz Germania und Holland Italiam übertreffen.

In Holland zahle man für einen bulbum rarum 50 fl. Aus dem Garten eines verstorbenen Holländers seien für 6000 Florin „Simplicien" verkauft worden.

Der Artillerie-Meister Friedrich Mejer in Straßburg löse jährlich „ettlich 100 florin ex plantis."

Sein Ficus Indica trage in Basel Frucht.[3])

Plater berechnete 1612 den Ertrag von seinem Obst- und Gartenbau auf 2054 Pfund.

[1]) M. 103, 279 b.

[2]) Vergl. O. Brunnfels, Herbarum . . . eicones . . . appendix de usu et administratione Simplicium. Argentorati, J. Schott 1532.

[3]) M. 103, Fol. 161.

Als der jüngere Thomas Plater in Montpellier seinen Studien oblag, sendete er seinem Bruder von dort aus seltene Pflanzen. Solche erhielt dieser auch von dem gelehrten Dr. Johann Bauhinus in Mümpelgart, von Carolus Clusius in Leiden und vom Geschützmeister Mejer in Straßburg. Zu seinen angenehmen Erinnerungen an die Reisen nach Württemberg, Straßburg und Pforzheim rechnete Plater 1596 den Anblick schöner Gärten. Nicht ohne Stolz meldete Plater seinem Freunde Cysat, daß Italiener und Franzosen mehr und mehr die Verdienste der deutschen Gelehrten und Aerzte anerkennen, was sich auch aus dem Besuche der Universität Basel von seiten der fremden Studenten erweise.[1]) Diese Aeußerung ist keineswegs als eitles Selbstlob aufzufassen, sondern als eine durch die Geschichte der Wissenschaften wohlbezeugte Thatsache, da heute noch die medizinische Fakultät Basel „Plater als ihren größten Stern" verehrt.[2]) Plater hat in seiner Bescheidenheit nur zu melden unterlassen, daß ihm persönlich auch das Verdienst zukam, die Errichtung eines eigenen Lehrstuhles für die Anatomie und Botanik an der Universität in Basel durchgesetzt zu haben.

Wie Plater und Cysat gemeinsame Freunde besaßen, so erkannten beide auch in dem jungen Dr. Josias Forrer von Luzern einen gemeinsamen Feind. Forrer hatte Cysats finanzielle Interessen durch Eröffnung einer neuen Apotheke in Luzern geschädigt, Plater aber gekränkt durch die Behauptung, seine luzernerischen Patienten klagen über zu hohe Arztkonti.[3])

Im eifrigen Studium und gegenseitigen Austausch von Schriften, Pflanzen und Poesien blieben die beiden Freunde bis zu ihrem Tode verbunden. Der ältere Cysat starb 1614, der jüngere Plater

[1]) Beilage Nr. 6.

[2]) Vergl. Dr. Miescher, Die medizinische Fakultät in Basel und ihr Aufschwung unter F. Plater und C. Bauhin. Basel 1860.

[3]) Beilage Nr. 6.

1613. Beide wurden von der Mit- und Nachwelt als höchst ehrenwerte, um ihre Vaterstadt wohlverdiente Männer gepriesen. Das Werk über den Pilatus, in welchem Plater die Verdienste seines Freundes Cysat um die Naturwissenschaften, namentlich auch seine Beschreibung der Flora der Lützelau bei Wäggis, hervorheben wollte, erschien niemals im Drucke. Deshalb ist die Kunde von diesem Freundschaftsbunde auch nicht in größere Kreise gedrungen. Vielleicht wird durch diese Zeilen ein Forscher angeregt, aus Basler Bibliotheken diesem interessanten Freundschaftsverhältnis noch weitere Nachforschungen zu widmen, und dadurch die Biographie Platers, die nur bis 1565 vollständig vorliegt, zu ergänzen.

Beilagen.

Nr. 1. 1585, 31. März.

Dem Eerenvesten firnemmen herren Renwardt Cysat, Stattschreiber zu Lucern, meinem günstigen herren.

Eerenvester firgeliepter günstiger herr Stattschriber. Deß herren schreiben hab ich entpfangen, auch doruß verstanden wie deß herren hußfrauw morbo acuto laboriere. Gott lob daß es besser worden, vnd bedancken mich gegen dem herren abermolen gantz dienstlich von wegen überschickens seminibus, mit dienstlicher bitt, so die Opuntia käm, mir die fürderlich zu kömmen lassen. So der her gelegenheit gen Luggeriß zum herr Luchsinger, und mir möchten ettlich plantas Jasmini Hispanici beköment; ist ein herlich gewegs.

Uff die interrogatoria gib ich dem herren dise antwort:

1. Die Artififi südet man, darnoch thut mans in blettlin mit ancken, imber, wie die spargen; sind sehr gut, et mulieribus lac gignunt, et viris semen.

2. Malva arborescens wirdt ein großer baum, dragt schoene blumen, blibt vil iör, doch muß man's im winter instellen. Jch bhalt meine im geschir.

3. Herba miraculosa in ein gschir gesetzt, soll man nur ein plantam blyben lossen; ich versetz vil in grundt; ist wunder schön, blibt nit über winter; alle ior frischs geseit.

4. Chamaelea auch in ein geschir, vnd Storax mießen ingestellt werden. Chamaeleae folia purgieren; sindt gforlich. Storax ist sunst ein hübschs blümlin; bliben vil ior.

5. Ferulago blibt im garten, gwindt ein wurzlen eins zentner schwär, gwindt über das ander ior alzit ein stengel zweier mannen lang, daran wisse matery wie cerusa, daß man wisse farb daruß machen kann. Die Jmmen sitzen seer dran, so es blient.

6. Stramonia sol in ein geschir geseit werden, all ior; dregt ein wolschmeckende gilgen; darnoch ein ruchere nuß.

7. Maizum setzt man; wagst gern; ich loß malen; gibt gar lustig mäl zum nießeren.

8. Lychindem seit man in garten.

9. Jßvogel ist der uff den wyern fliget, von schönen Farben. Ispida Lat. Plutina Italis. Pescheur Gallis, nam piscatur pisces. Haec paucis.

So vil die stock belangt die der herr begert, schick ich im erstlich ranunculi bombycini semen.

Jtem 1/2 lot borracis artificialis.

Antidoti Mathioli 1 lot.

Radix serpentariae wil ich ein bulkun vsgraben. Wirt der herr emphachen. Sindt zwey stübelin.

Ferri equini semen hab ich nit, daß es fern nit zütig worden, soll mir aber kömen. Quod de eo Mathiolus scribit fabelosum est, ut et reliqui testantur.

Historiam Gallicam schick ich dem herren, bedunckt mich, sy mächtig wol beschriben, vere et sine affectu.

Itinerarium Hierosolomitanum hab ich ungebunden nit bekömen kennen, sindt alle verkaufft, aber man bringt ietz von Francfort, wirt eins dem herren werden.[1])

Das alles hab ich also in yl dem herren, dem ich ze dienen von herzen geneigt, zur widerantwort nit verhalten wellen. Mit bitt in meinem namen zu diser malen um die thüren Rötele[2]) ze dancken, sindt gar gut und seltzam by uns. Ich schick dem herrn ein biechlin de pace Helvet. habs noch nit geläsen, hör aber es sy nit böß. Hiemit deß herrn dienstwilliger allezeit. Datum Basell den sontag Laetare nach altem Kalender A° 1585.

Felix Platter, Dr.
Stattarzt ze Basel.

Ich vernimm es werden legati a vobis go Basell kömen, wolt der herr were auch einer, unser studia ze communicieren.

Original der Stadtbibliothek in Luzern, Codex M. 103, fol. 159.

Nr. 2. 1592, 12. November.

Dem Eerenvesten herren Renwart Cysat, Stattschreiber zu Lucern, meinem günstigen herrn.

Eerenvester firgeliepter herr. Eß freuwet mich, daß der herr unser frindtschafft begärt scribendo erhalten, doran ich auch nit sümig sein wil.

Den pomeranzenbaum hab ich empfangen, bedanck mich gegen herren seiner gehapten mien; sunst ist er nur ein wilder.

---

[1]) Folgt ein Rezept für Acetum ex Mulso et pro haemorroidibus.

[2]) Rotforelle, Salmo Salvelinus.

Das vermeinte sempervivum arborescens ist ein laurocerasus, gar ein frembdt gewegß, freuwet mich gar wol vnd wachßt mir schön; mechte wol verston eb eß den winter liden moechte. Dan ich darfs nit wagen mit außsetzen. Wolt auch gern bericht haben, wie man mer plantas sonst zien solte, wie man die setzling abbrechen sol.[1])

Die Opuntiam stelle der herr in ein warme stuben, sy fult sunst. Ich hab schon anderthalb mannen lang plantas.

Laurus, so er in geschüren stot, stelle er in keller, wie auch zizipham albam, so man Azadarac Avicennae nempt, dann sy erfrieren sunst; bliben wol zu zeiten, aber kompt groß gfrüst oder nesse, so faren sy. Stond sy aber im garten, so vermache der Herr, daß nit doruf regne, so bliben sy auch; so mans ze fest mit struw vermacht erstiken sy. So es aber zizipha wer, so man Luiubas nempt, die bliben, erfrieren nit.

Vom Arbuso weiß ich nit. Ich hab keinen, vnd hab ietz lang darnoch geschriben, aber noch nie bekommen, so der ettlich (hätte?), bäte ich in dienstlich mir pour la pareille, mit ze theilen. Ich hab gesehen wagsen zwey stüdelin, sindt aber klein, bsorg sy bliben nit.

Diß Jar hab ich Nasturtium Indicum gehapt, Cannam Indican, vnd andre schöne plantas, ein große zal Cupressos, Cappecess von Leon etc.[2]) Ist in's herren dienst. Wan ichs nur den winter firbring. Ich fill alle keller vnd gmach.

---

[1]) Anmerkung von Cysat: Ist jetz gar gmein by vns vnd in Tütschland. Ich bin der erst gsin, so es in Tütschland bracht. Ist von Florenz gar Luecaris, da dannen mir zu kommen, blybt sommer vnd winter grün; man kan bald vil zyglen. Ich habs an vil ort vnd end hin verert. Vide Pliniam in sua historia naturali, der beschrybt diß artig liber 25, 15 cap. de Ceraso.

[2]) Cysat: Diß ist jetz by vns gar gmein worden vor allen hüsren vnd fenstern by burgern vnd puren. M. 103, Fol. 77.

Ich bin in so viel negociis; man fiert mir fil frembde herren zu, daß ich gar kein rum weder ze studieren, noch mein opus ze absolvieren, wie ich ein groß werk vnder handen.

Longior sum, quia iucundum mihi tecum conuersari. Vale, vir amicissime, et salutem Domino Schulteto et amicis dicito. Basilee 12 Novembris A⁰ (15)92.

Dr. Felix Platerus, Medicus m. pp.

Nr. 3. 1593, 25. August.

Dem Eerenvesten herren Renwart Cysat, Stattschreiber zu Lucern.

Clarissime vir. Ad interrogata breviter respondeo quia abitum parant nautae.

Asphodelum folio tenui findt man auch im Pilatusberg vnd sunst, hab keinen im garten, ist kein frembde planta.

Peonia maris et Nasturtii Indici semina schik ich, findt wunder schöne plantae, wagssen gern ex semine, vnd muß Nasturtium Indicum also alle ior frisch geseit werden. Mitto flores et folia. Lunaria araria wirt a Matthiolo nit beschriben, aber Dodonerus bschribtz sub nomine violae latifolia; so findts der herr in Iconibus, die ich im geschikt hab auch. Ich bhalt die studen, vnd thun die zwey blatt von dem mittlisten, das durchsichtig ist, gsieht gar schön, blibt lange ior, henks auf.

Vom drakenstein, der gfalt mir wol, ist ein wunderbarlicher Stein;[1]) aber ich hab glich wol nit der gattung, aber doch nit vnglich, auch allerley form, vil hundert gattung. Natura ludit in

[1]) Cysat hatte eine Abbildung jenes Meteorsteins gesendet, der als Drachenstein in Luzern bekannt war. Vergl. z. B. Cysat, Beschreibung deß Lucerner-Sees 1661, S. 176 ff. Cappeller, Pilati Montis Historia 1767. Tab. VI.

terra et forma, ex lapidibus globos, figuras, animalia, serpentes, concham, cornum, ac si vendentur ac transmutata ex ueris in saxum. Ita vidi integra cornua, qualia elephantum sunt, item veluti unicornium in terra inveni, quae ab animalibus venisse, et in saxum transmutata fabulant.

Balsamus Alpinus wagßt hufechtig im Pilatusberg, bregt schöne bliemlin; gradt in der stundt schickt man mir ein plantam von Bern, sampt anderen vil bergkreuteren, aber sy ist zegenost. Wan der herr iung ließe ausgraben mit dem grundt auß dem berg, setz sy in garten eb sy blib; ist elegantissima planta. Wolt ouch gern haben Balsamum arri furiole[1]) macht man mancherley, hab vil descriptiones. Ich hab auch verum balsamum naturale.[2])

Mett ist alten leuthen wunder gut, et in calculo et aliis affectibus, aber in iuvenili et in liosis venit in lilem.

Clusii herbarium ist noch nit vorhanden; verhoff die Francforter meß in ze bedienen.

Mascam pro calculo hab ich ietz nit bereitet; by nechster botschaft findt in der herr.

Domini totus, totus tantus quantus. Vale, salutem optimis viris. Basilee 25. August: A⁰ (15)93.

Nr. 4. 1593, 5. März.

Dem Ezrenvesten firnemmen, hochgeachten herren Renwardt Cysat, Ritter, Stattschriebern zu Lucern, meinem günstigen herren zu Lucern.

Ezrenvester großgünstiger herr. Deß herren schreiben hatt mich seer erfreuwet und begeren nit mer, dan daß unser jetz lang ge-

[1]) M. 103, 77. Amyris oder Balsamodendron, dessen Harz als Arzneimittel gebraucht wird.

[2]) Balsamum copaivae von Copaifera officinalis.

haltene und aufgerichte früntschaft bestendiglich verharre, auch zu nemme, do eß an mir nütt manglen soll, und wie den herren die vilfaltige negotia etwaß am schreiben hinderen, also auch mich. Dann mir so vil casus zu kommen teglich, auch ie lenger ie mer, also daß ich neben meinem beruf wenig wil mir oder ander leuthen ze dienen. Mecht wol leiden, es driege sich ein mol glegenheit zu, daß wir Basilee ze samen kömindt, vnsere sachen gnugsam mit einanderen ze conferieren. Der herr wurde wunder gesächen, wie ich ein werck vorhanden in opere practico, vnd observationibus variis ze schreiben. Dorinnen auch Pilati montis historia et Gygantum kompt. Weiß wol, so es einmol in druck komen wirt, sol hoch geschetzt werden und so ichs nit erleb, wirt von Dr. Felix, meus juvenis, nach meinem todt mer geredt werden, denn man ietz weißt.

Ich hab im sein, mein fratrem, der schon Philosophiae doctor ist, und in Historia simplicium et Anatomie gar wol versiert, uf den Pilatus berg disen summer ze schicken, und in recht durch suchen, damit nüt in descriptione außblibt. So im Gott dz leben gibt, wirdt er ein firnemer Medicus werden, der auch zu Lucern etwaß guts schaffen kan. Wil in aber in Franckreich oder Italiam schicken noch ettlich iar. Do wirt er vns varia zuschiken, dan er ein wunder lust dorinnen hat. Die krieg um Leon hinderen mich, ich schickte in sunst gleich gon Monpelier, besorg miest in in Italiam schicken. So der herr etwas glegenheit wißte, daß ich in zu Padua ringer halten könnte, wie der herr den seer bekant, wolt ichs verdienen.

Der herr wolle sein best thun, eb mir Arbutum, Mysthum tenui folio oder Tarentinam bekomen kenten.

Ich bedanck mich gegen dem herren vm dz tractetlin;[1]) gfalt mir wol daß der herr so flisig in studio Medico. Ich hab vil

---

[1]) Cysats Kurtzer Bericht, Regiment und Ordnung in pestilentzischen Zeiten zu gebrauchen, Freiburg 1594. Der Haupturheber der Schrift war Stadtarzt Laurenz Hager. Cod. M. 103, Fol. 106.

de peste geschriben vnd diß ior under vil compositionibus ein wasser machen lassen. Das ist das gemeinst gewesen, so man brucht hatt, und vil leuthen geholfen. Hab Dr. Quentio gon Freiburg das recept geschickt. Pestis hatt Gott lob gar nachgelossen, hatt zwei ior by uns gewärt, etwan 1500 hingenommen; ist wol halb so vil ufkommen. Gott hat mich ietz in sex sterben, die ich erlebt, und quater dorin Medicus gwesen, und zu inen gangen gnediglich bewart. Ich schick dem herren zwei liedlin und ein recept geistlich contra pestem, hab ich A° 83 in peste illa componiert. Bitt, der herr well sy läsen, hof sol nütt ungebürlichs finden; der herr meine dann, me nimium tribuere providentie Divinae, in qua tamen ego mihi persuadeo homini nihil penitus accidere, quod a Deo non sit praevisun. Deus aeternus est et quaecunque creavit, coelum et terram, certo ordine ab ipso reguntur, ita ut ne vel nec minia fiat mutatio, aliter quam ille disposuit, ante mundi iacta fundamenta, quanto magis hoc in angelis et presertim homine, propter quem omnia creata sunt. Deus aeterna sua sapientia ordinavit, sed haec obiter, quae si secundum rationes nostras indicentur, videbuntur inconvenientia, si vero secundum scripturas vera esse deprehenduntur.

Ich schick dem herren ein paeoniam multiplicem. Ist der größt so ich eintzig ston hab; hatt gar vil wurzlen ghan; si fallen aber davon im vßgraben. Item zwey folia Opuliae; meine hat zeitige ficus, wie die herren bei der gesechen. Semina Nasturcii Indici vnd andere hatt mein bruder ze sammen gemacht, schicks dem herren. Bim Clusio findt der herr descriptionem Laurocerasi. Et haec festinater, alias plura. D. Pantaleon[1]) hy-

[1]) M. 103, Fol. 107. Der bekannte Arzt und Historiker Heinrich Pantaleon. Vergl. über denselben namentlich Dr. R. Thommen, Geschichte der Universität Basel S. 271—277, wo jedoch S. 274 der Todestag irrig auf den 20. März angesetzt ist.

dropius obiit heri, hodie sepelietur. Ich bitt der herr welle mein (gruß?) melden herren Schultheſſen Juncker Joſt Pfyffer, mit vil glick wünſchen mein dienſt vermelden. Basilee 5. Marcy A°. (15)95.

Deß herren dienſtwilliger
Dr. Felix Platter, Stattarzt zu Baſel.

Nr. 5. 1596, 2. Juli.

Dem Edlen Geſtrengen Eerenveſten herren Renwart Cyſat, Ritter vnd Stattſchreiber zu Lucern, meinem günſtigen herren.

Edler, Eerenveſter, gros günſtiger herr. Die continuation durch ſchreiben gute frindtſchaft ze erhalten iſt mir ſeer angenem; denn ich gar vil gedenck an vnſer converſation, vnd die viel gutthaten ſo mir vom herren vnd zu Lucern bewiſen iſt, do ich oft hin reißen mecht, auch montes perluſtrieren, ſo bin ich ſo gar überfallen mit geſcheften, ietz auch a Principibus Germaniae, daß ich ſchier kein ruw hab vnd meine schripta. Daß aber mein höchſter wunſch were, nit dalame zu endt bringen kan. In quibus videbitis dante res varias, miras et novas.

Was die Cicilianam herbam anbelangt, nempt man ſie Sicilianam herbam, quod in Sicilia magna illius sit copia; findt der herr die desciiptionem by dem Mathiolo oder Lobelo sub nomine Clymam Italorum vel Androsaemi. Schickt dem herren ein plantulam, was Laurenciana, ſy falt mir ietz nit in. Es hatt Dr. Joh. Bauhinus, Medicus zu Mümpelgart, ein buch loſſen uſſgon de plantis a Sanctis nomen habentibus, do wirt es on zwifel funden werden. Wil es ſuchen.

Ich hab in meiner reiß wunder ſchön gerten geſehen bi dem herzog von Wirtemberg, Item zu Stroßburg, zu Pfortzheim. Do findt treffenliche ſchöne simplicia.

Item Carolus Clusius ist zu Leiden, schickt mir vil vnd wirdt mir vil können. Auch mein bruder von Mompelier. Wil ich hernoch den herren auch mittheilen, wan ich gewiß, daß sy wagssen. Ich hab wol zweierlei Tulipas, muß sie aber for blumen dragen lassen. Wen der herr um Arbutum schrib in Italiam, flores überkem ich wol uf ietz ex Holandia.

Ich hette dem herren vil ze sagen, was herlikeit und Ritterspil ich gesehen apud Principes Germaniae.

Was das badt [1]) in die har operiere, wil ich gern vernemen. Das regenwetter thut auch vns schaden. Haec festinanter. Mit vil gries und dienstanerbietung herren Alphonß, der zu Bremgarten sein sol, herr Schultheß Pfifer, hauptman Rudolf, Hertenstein, Bat, Jacob Fry, Dr. Lorenz [2]) et Rochus.[3])

Es soll ein große armada von Engellandt, Denimarck, Niderlandt auf dem mer sein sicuti ad me scriptum.

Vale et vive. Bas. 2. Julii A° 96.

Deß herren dienstwilliger
Dr. Felix Platter, mp.

Nr. 6. 1598, 20. April.

Dem Gestrengen Eerenvesten herren Renwart Cysat, Stattschriber zu Lucern, meinem grosgünstigen herren.

Eerenvester grosgünstiger herr, Breviter ad praecipua respondeo, quantum tempus fiere poterit.

Deß herren studium et feruor in cognoscendis simplicibus gfalt mir auß der mossen, verbindt auch similitudo haec

---

[1]) M. 103, 79. Fieberis, das Cysats Sohn besuchte.

[2]) Stadtarzt L. Hager.

[3]) R. von Lauffen, Cysats Stiefbruder.

studiorum animos nostros et nostrorum zesammen, daß wo ich dem herren auch seinem filio dienen kan, nit sparen wil, wie ich mich gegen herren glich fals alles guts versiech. Gott geb, dz wir etwan müntlich vnns ersprachen.

Den tractatum de febribus hat mir der Forer,[1]) den ich ze vor nie gesechen, aber wol vß seinen gebarden etwas mer dan ze frech schetzen, abgefordert; habs ihm nit abschlachen kennen, hab sunst willens kan Dr. Laurentio[2]) auch eins ze schicken, so hatt ich doch nur eins, vnd findt hie alle gleich vßkauft. Wil so bald wider kömmen von Francfort noch eins dem herren schicken. Welcher's cum iudicio lißt, wirt meine labores, auch ob ich sine ratione, ab alierum placitis concedo, erkennen, et quid experientia longa suppeditavit. Der herr soll aber das werck baldt vollkommen, will Gott, sechen. Werden auch die Itali und Galli erkennen, daß apud Germanos ouch eruditio sy, non cum tanto fastu sed simplicitate quadam nostri nationi familiari. Ich kan dem herren sagen, daß welche ex Italia kömen studiosi, deren wir viele haben omnium nationum, Medici presertim, vermeinen, sy schoffen inen nutz alhie so wol in herbaria, anatomica, philosophico et medico studio als in Italia, wie der herr etwan selbs hören vnd sechen soll.

Eß ist mir leidt, daß obgemelte person den herren bedriebt hatt; habs wol an ihm gemerckt. Doch nit lang mit ihm ze reden wil kan. Eins verdrost mich an ihm, daß er vor andren Medicis sagt, ich hette den namen zu Lucern, daß ich seer vil forderte, dz wer ihm wol überbliben, hab mich noch ghalten zu Lucern, daß ich hof sy mir noch guts nach reden.

---

[1]) M. 103, Fol. 81. Der jung verstorbene Apotheker und Arzt Josias Forrer. Vergl. B. Reber, Erlebnisse eines jungen Arztes. Bern 1899.

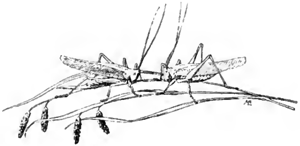
[2]) Stadtarzt L. Hager.

Ich wil deß herrn verzeichnuß de lacu erwarten; es soll in meinen scriptis der Statt Lucern, ouch deß herrn und andrer zum besten gedacht werden.

Von den plantis, so deß herren sun lobt, ken ich sy all. Auch haben wir Coronam Imperialem, so Tusai Turcarum genempt wirt,[1] auch alhie by eim doctor, floriert wunder schön, wie eß der her gemolt, ist ein wunder schöner blum, über al uß. Erst dise wuchen hab ich auch eine bekommen und gesetzt; so baldt sich mert, sol dem herrn werden. Ich hab vil gattung Tulipas, auch Frittillariam. Schik dem herrn vf sein begeren ietz ein Aloem und Cymbalariam und wünsche dem herren vil gesuntheit. Mecht wol vom herren wissen, ob der herr Rettich ein Cappuchiner by euch, dessen vatter mein alter frindt und er mir wol bekant, ie ze salutieren. Vale. 20 Apr. A° 98.

Fel. Platter, Dr.

[1]) Randglosse: Ich hab dem herren mit deß herren bruder, wirt zum Schlissel, knaben mer radices pappar geschickt, sampt dem bericht, gedenk der herr habs empfangen, wo nit, frag er by im.





Italienische Reise von Achilles Ryhiner.

Der Autor des Reisebuches, dem die folgenden Mitteilungen entnommen sind, Achilles Ryhiner von Basel, wurde geboren am 10. Juni 1731 als Sohn des Emanuel Ryhiner und der Elisabeth geb. Leisler. Am 6. April 1767 vermählte er sich mit der am 3. Januar 1742 geborenen Katharina Elisabeth Delon aus Vevey. Er starb am 27. Juni 1788 mit Hinterlassung zweier Töchter, Elisabeth, die sich mit Dietrich Iselin, Sohn des Ratschreibers Isaac Iselin, und Jeanne, die sich mit Hans Conrad Burckhardt vermählte.

Achilles Ryhiner betrieb gemeinsam mit seinen Brüdern Emanuel und Samuel eine große Indiennedruckerei. Seit 1772 war er Mitglied des Großen Rates von der Gartnernzunft.

Im Jahre 1759 erbaute er das schöne Haus zum Klösterli in der St. Johannvorstadt. Hier war es, wo er die zahlreichen Besuche der Fremden empfing, die neben anderen berühmten Merk-

würdigkeiten Basels auch die Ryhinersche Sammlung von Originalzeichnungen aus Italien und Flandern zu besehen kamen. Unter den italienischen Blättern galten hier die Ansichten von Pästum als die schönsten. Auch besaß Ryhiner eine große wohl ausgewählte Bibliothek deutscher und französischer Werke.

Was aus diesen Sammlungen geworden ist, wissen wir nicht. Aber zwei Schöpfungen Ryhiners bestehen noch heute: sein Haus und sein vor uns liegendes Reisebuch. In beiden spricht sich das Wesen des Mannes auf verwandte Art und sehr deutlich aus.

Das Reisebuch ist nur in Handschrift vorhanden, im Besitze des Herrn Isaac Iselin-Merian, dem wir die freundlich erteilte Erlaubnis, an dieser Stelle Mitteilungen aus der Handschrift zu machen, bestens verdanken.

Ein mäßig hoher Quartant von 1040 Seiten feinen Papieres, in einem Ganzlederbande mit reicher Vergoldung, bunten Rückenschildern und Vorsetzblättern.

An der Spitze des Buches steht ein von Schellenberg in Winterthur gemaltes Blatt mit Ryhiners Porträt, begleitet von Wappen, Genieen, Attributen, Guirlanden u. s. w. Auch einige getuschte Vignetten üblicher Art mit Saturn, bekränzten Putten u. s. w. rühren von Schellenberg her. Erfreulicher sind eine Reihe in den Text verteilter, von M. G. Kraus gemalter, höchst zierlicher Vollbilder: Départ, Paysanne du canton de Berne, Méchante Hôtesse (in Coppet), Concert ches Monsieur Pitt (in Genf), Vues pittoresques en Savoye, Le barbier de la Novalèse, La toilette dérangée (in Turin).

Als weitere Bilder dieser Art waren vorgesehen und durch eingeheftete Blätter vorgemerkt, blieben aber unausgeführt die folgenden Darstellungen: Manière de se promener en carosse et rencontre de la maîtresse du général (in Mailand). Insolence du maître de poste à Plaisance. Accident arrivé au sortir

de Parme. Aventure de L. C. au bal masqué (in Reggio). Portrait d'un petit chien de Bologne. Connoissance faite avec la signora Faustina Tedeschi (in Bologna). Cafés sur la Brenta. Jeu de ballons (in Venedig). Aventure galante arrivée à l'Anglois (in Venedig). Un parloir de religieuses avec un concert (in Venedig). Représentation de l'intérieur des casini (in Venedig). Milord H. surprend madame G. au lit et la veut poignarder (in Venedig). Usage des Dames de se deshabiller et se coucher décemment en grande compagnie d'hommes (in Venedig).

Der Text endlich, zwischen roten Linien und neben einem breiten Rande geschrieben, rührt von verschiedenen Händen her. Die Titelblätter sind vom Schreibkünstler Roylet in Basel gefertigt.

Das Werk ist in französischer Sprache geschrieben.

Voyage d'Italie et de France. Tome premier. à Bâle 1765, lautet der Titel.

Aber was vorliegt, ist nur der erste Teil der italienischen Reise. Von den 1040 Seiten des Bandes sind nur 704 beschrieben.

Niederschrift und Reise liegen um mehrere Jahre auseinander. Die erstere, an Hand der unterwegs gemachten Tagebucheinträge und Notizen nachträglich ausgearbeitet, fällt ins Jahr 1765, während die Reise selbst im Jahr 1758 ausgeführt ist.

Am 18. Januar 1758 verließ Ryhiner Basel, reiste über Waldenburg, Langenbruck (Mittagessen im „Bären" bei Jakob Schneider), Wietlisbach (Nachtquartier im „Schlüssel" bei Niedersax) und Solothurn nach Bern, von hier über Murten, Payerne, Avenches, Moudon, Lausanne, nach Genf, wo er am 21. Januar eintraf und bis zum 28. Februar blieb. Fahrt durch Savoyen und über den Mont Cenis. Am 8. März Ankunft in Turin; hier Aufenthalt bis zum

25. April. Vom 7. bis 20. Mai in Mailand. Dann über Lodi, Piacenza, Fiorenzuola, San Donino und Parma nach Reggio. Hier vom 21. Mai bis 5. Juni. Vom 5. bis 14. Juni in Parma; am 14. und 15. in Modena. Vom 15. bis 26. in Bologna, dann nach Venedig. In Venedig bricht die Erzählung ab.

Neben den wenigen Großen, deren italienische Reisebriefe und Reiseschilderungen Wert für alle Zeiten haben, vertritt Ryhiner mit seinem Berichte die unzählbare Masse der vornehm und modegemäß reisenden Italienbesucher des 18. Jahrhunderts.

Doch ist anzuerkennen, daß er seine Aufgabe der Berichterstattung über das Erlebte keineswegs leicht genommen hat. In dem Avertissement, das den Text einleitet, sagt er, daß er nach seiner Heimkehr sogleich den Entschluß zur Wiederholung der italienischen Reise gefaßt und im Blicke hierauf die besten Reisebeschreibungen Anderer durchgesehen, mit dem von ihm Geschriebenen verglichen und dieses aus jenen berichtigt und erweitert habe. Zahlreiche Randbemerkungen durch das ganze Buch hindurch bezeugen die Sorgfalt, die er in dieser Weise auf nachträgliche Besserung seines Textes verwendete. Eine ausführliche Liste von Werken über Italien scheint alle die Bücher zu enthalten, die er in der angegebenen Weise konsultierte oder doch konsultieren wollte; sie reicht bis zum Jahre 1785 herab.

Im allgemeinen kann von dem so entstandenen Reisebuch gesagt werden, daß es gerade in denjenigen Teilen, die dem Autor selbst als die wichtigsten erschienen, für uns wertlos ist. Was er von Kunst und Altertum schreibt, ist in den allgemeinsten Ausdrücken gehalten. Ein lebendiges Interesse scheint er überhaupt nur für Gemälde gehabt zu haben; aber auch hier sind seine langen Aufzählungen von Bildern (bei Venedig z. B. 185 Seiten füllend) eingestandenermaßen meist aus Cochin (Voyage d'Italie, Paris 1758) wörtlich kopiert.

Viel mehr in das Gebiet des wirklich Erlebten gehören die Mitteilungen Ryhiners über Art und Sitte des Landes, über die Eigenheiten einer Stadt, ihre Lebensweise, ihren Handel und ihr Gewerbe, einzelne Personen. Mit Gelehrten und Geistlichen freilich scheint er wenig zusammengekommen zu sein; aber seine kommerziellen Beziehungen lassen ihn an jedem größeren Orte gute Bekannte finden, und durch diese gelangt er zur näheren Anschauung aller möglichen Dinge, kommt er in feinere Gesellschaft und zu manchen Vergnüglichkeiten. Er erweist sich dabei sichtlich immer als einen weltgewandten und fröhlichen Mann, der gerne gelitten wird.

Aus den Schilderungen dieser Art teilen wir hier einige der frischesten und amüsantesten Stücke in Uebersetzung mit.

In Avenches bekam ich einen Reisegefährten Namens Réclain, der nach Genf ging, um beim Conseiller de Chapeau-Rouge eine Intendantenstelle anzunehmen, einen Mann von guter Familie, wiewohl sein Aeußeres dies nicht anzeigte. Sein schlechtes Leben war Ursache, daß er nun so dürftig daherkommen mußte; er hatte ein beträchtliches Vermögen in Schlemmerei durchgebracht, und seine Frau lebte deswegen schon seit geraumer Zeit nicht mehr mit ihm; aber der Kauz spielte den Heiligen vor allen, denen er nicht bekannt zu sein glaubte.

In Lausanne vermehrte sich unsere Reisegesellschaft noch um vier Personen.

Die erste war eine Tänzerin Namens De la Fond aus Avignon. Ihr Mann erteilte, wie sie vorgab, Tanzunterricht in Vevey, und sie selbst erschien als ein recht liebenswürdiges Geschöpf, war sanft und höflich und hatte die Art einer anständigen Dame.

Der zweite war ein gewisser Charles Brandouin aus Vevey, der zu seinem Vergnügen nach Turin reiste. Dieser junge Mann

hatte eine ausgesprochene Neigung zum Theater und zu allem, was damit zusammenhing. Er deklamierte in einem fort und führte beständig einen Racine oder Voltaire in der Tasche.

Dann ein Strumpffabrikant Verrun aus Genf, etwa fünfzigjährig, ungemein lustig und zu allen Possen bereit. Er kannte seinen Beauleau auswendig und recitierte daraus oft die muntersten Stellen, die er dann meist auf Einen aus unserer Gesellschaft in einer Weise anwendete, daß man vor Lachen glaubte sterben zu müssen.

Endlich ein sehr hübsches, etwa zwanzig Jahre altes Mädchen aus Coppet, das bei Herrn von Voltaire diente. Sie wurde denn auch von der ganzen Gesellschaft geneckt, daß sie den Vorzug genieße, mit dem größten Dichter des Jahrhunderts unter dem gleichen Dache zu leben und die gleiche Luft mit ihm zu atmen.

So trieben wir nur Dummheiten während der ganzen Fahrt; nichts fehlte als la grande pièce, damit die Komödie komplet war. Ich freilich hätte nur im Orchester gebraucht werden können, und der gute Réclain würde als moucheur de chandelles gedient haben.

Am 7. Mai bei Sonnenuntergang traf ich in Mailand ein und nahm Quartier bei Catalan an der Viscontistraße, in einem Gasthaus, wo man erträglich gut ist, was Tisch und Zimmer angeht, aber schlecht bedient wird und hohe Preise zahlen muß. Der Wirt ist ein Grobian und die Wirtin, welche die Küche besorgt, ein Schmutzfink. Meine Tischgenossen in diesem Hause waren ein junger deutscher Abbé Namens Baron Neumann aus Düsseldorf, ein Kaufmann Prati aus Lyon und ein gewisser Alloird aus Piemont, Tanzmeister im Collegio des Adels.

Mit Baron Neumann besuchte ich Abends die Promenade, genannt il passeggio delle Dame. Es ist nichts anderes als die

alte Umwallung, die aber sehr schön ist. Man sieht von ihr aus auf der einen Seite die lachende Gegend, auf der andern die Gemüsegärten, die sich zwischen Wällen und Stadt hinziehen und von der Porta orientale bis zur Porta Tosa mit weißblühenden Maulbeerbäumen eingefaßt sind. Hier findet sich um 23 Uhr, also eine Stunde vor Sonnenuntergang, ein großer Teil des Mailänder Adels zusammen. Die Damen lassen ihre Karossen halten, die Herren verlassen die ihren, um zu spazieren oder mit den im Wagen sitzenden Damen zu plaudern. Die letzteren schwatzen miteinander von einem Wagen zum anderen. Man nennt dies prendere il fresco, und gemeiniglich sieht man in solcher Weise 40 bis 50 Karossen halten, während die anderen kommen und gehen. Jeder Edelmann hält sich einen Lakai und einen Läufer. Einige haben deren mehrere, und ich sah Grafen und Marchesen, die niemals ohne vier Lakaien und vier Läufer sich zeigten. Die Mailänder Läufer gelten als die besten der Welt und die Mailänder Dienstboten überhaupt als die besten von Italien.

In Mailand wird durch den Adel eine erstaunliche Pracht entfaltet, in den Equipagen und Palästen, in der Einrichtung der Zimmer und bei Tisch. Man ißt ausgezeichnet und die Häuser von Rang haben schon seit geraumer Zeit nur französische Köche. Sowohl die Herren als die Damen kleiden sich reich und geschmackvoll und haben eine Freude daran, sich durch Ringe und andere Schmucksachen auszuzeichnen. Ich habe Herren gesehen, die an jeder Hand vier Ringe tragen.

Die Reisen, die Ausflüge aufs Land und zur Jagd, der Tanz, die Musik und das Theater sind die Lustbarkeiten von Mailand, aber noch vor allen diesen stehen die Vergnügungen der Liebe und des Spiels.

Der in dieser Stadt herrschende Luxus hat zum Ruin der mächtigsten Geschlechter geführt. Ich glaube daher, es giebt deren

kein einziges, das nicht mehr ausgiebt, als es einnimmt. Dennoch bezeugen unbegreiflicherweise die guten Bürger und die kleinen Leute überhaupt dem Adel großen Respekt.

Da der Kaufmannsstand wenig Achtung genießt, so ist Regel, daß ein Handelsmann, sobald er genug verdient zu haben glaubt, um auf einem großen Fuße zu leben, seinen Handel aufgiebt und sich adeln läßt. Und oft werden auf diese Weise reiche Kaufleute zu armen Edeln.

In Mailand giebt es nur drei Gasthäuser, in denen ein Mann von Stande wohnen kann: ai tre Re, al Pozzo und al Falcone, und auch in diesen ist man, was das Essen angeht, ziemlich schlecht versehen. Jeder speist für sich allein in seinem Zimmer, man hält nicht Table d'hôte, so daß die Fremden gar nicht miteinander verkehren. Allerdings ist bei dieser Art des Lebens jeder sehr unabhängig, und auch der Wirt findet dabei seine Rechnung.

Der Herzog von Modena samt seinem ganzen Hofe residiert in Mailand als Generalgouverneur des mailändischen Gebietes. Er macht nichts weniger als eine gute Figur und findet sein einziges Vergnügen im Spiel.

Das Haus des Grafen Simonetta ist das besuchteste. Selbst ein Fremder findet dort leichten Zutritt, wenn er nur einen gewissen Aufwand treibt und wenn er spielt. Denn in diesem Hause wird hoch gespielt. Es geschieht dort oft, daß da das Spielen drei bis vier Tage und dazwischen die Nächte ohne Unterbrechung getrieben wird, so daß man zur gleichen Zeit Spielende, Schlafende, Essende um sich haben kann.

Ich kenne kein Land, wo man von der Post besser bedient ist, als die Staaten von Mailand; man trifft hier fast ohne Ausnahme ausgezeichnete Pferde, lauter Hengste, und trotz der Schwere meiner Kutsche sowohl als meiner Koffer fuhr ich beständig in scharfem Trab.

Beinahe vergaß ich zu sagen, daß es hier üblich ist, jeweilen beim Wechseln der Pferde dem Stallknecht etwas in die Hand zu drücken, damit er die Räder mit einem Guß Wasser erfrischt.

Beim Ueberschreiten der mailändischen Grenze ist man einer Visitation unterworfen, doch hatten die Herren Visitatoren die Güte, mich davon zu dispensieren, als ich ihnen ein Trinkgeld von einem Paul zukommen ließ.

Zwischen Sorlesco und Piacenza überschreitet man auf einem Floß den Po, wofür man vier Paul zu entrichten hat.

Nach meiner Ankunft in Piacenza nahm ich im Gasthof zum hl. Marcus Quartier, allwo ich bedeutend geschröpft wurde. Der Wirt hatte die Unverschämtheit, mir für eine ganz unbedeutende Kollation 20 Paul abzufordern. Nach längerem Disputieren zahlte ich schließlich 11.

Herr Sivelli, der Inspektor der Seidenspinnereien, an den ich empfohlen war, empfing mich äußerst liebenswürdig und nötigte mich sogar, bei ihm zu logieren.

Er zeigte mir auch die Fabrikanlagen, die von gewaltiger Ausdehnung sind und einen durch Mauern rings abgeschlossenen Komplex für sich bilden. Und als wir bei der Gelegenheit in einen Saal kamen, wo mehr denn 40 junge Mädchen und Frauen zusammen arbeiteten, fiel mir ein, daß einer meiner Freunde mir aufgetragen hatte, ihm einen Gruß auszurichten an eine junge und ausnehmend hübsche Spinnerin, Namens Argentina, die in dieser Manufaktur arbeite. Ich fragte darum Frau Sivelli, die uns begleitete, ob ich diese vielleicht sprechen könnte. „Natürlich," sagte sie und lachte, „sprechen Sie nur mit ihr, so viel Sie wollen. Ich selbst bin nämlich diese Argentina." Ich machte mein höflichstes Kompliment und nun hatten wir Stoff zu lachen den

ganzen Abend hindurch. Man sprach nie mehr von Frau Sivelli, nur noch von Argentina. Diese Frau hat übrigens eine sehr hübsche Figur, es ist eine kleine Brünette von höchst pikantem Aeußern.

Piacenza macht eine recht große Stadt aus; doch ist sie dermaßen entvölkert, daß in vielen Straßen Gras wächst. Das bemerkenswerte dort sind die zwei Reiterstatuen in Bronze, die den Marktplatz schmücken. Sie stellen Herzog Alessandro und Herzog Ranuccio Farnese dar. Sie sind von der Hand Mocas, eines Schülers des Giovanni da Bologna. Es sind verdienstvolle Stücke und machen das Vergnügen jedes Beschauers.

Die Straßen sind schön und gradlinig, auch hat es viele Brunnen allhier, worunter einer auf die Ordre des Julius Cäsar soll angelegt worden sein.

Die Frauen in Piacenza sind im allgemeinen recht hübsch.

Von Piacenza fuhr ich zunächst nach Parma, hielt mich aber dort nur auf, bis die Pferde gewechselt waren.

Die Thore waren schon geschlossen, als ich von hier weiter fuhr; doch man öffnete sie mir, wie es hier üblich ist, und es kostete mich nur ein Trinkgeld für den Wachtsoldaten.

Wir waren kaum 200 Schritte weit gefahren, als plötzlich ein Rad meiner Kutsche umfiel. Zum Glück passierte dies in der Nähe einiger Häuser, wo sich Leute befanden, die uns zu Hilfe kamen, sonst hätten wir bis zum Morgen da ausharren müssen, da wir drei, ich, mein Diener und der Postillon, nicht im stande waren, die Kutsche wieder aufzurichten. Diesen kleinen Unfall abgerechnet, kann ich mich keiner angenehmeren Fahrt erinnern, als dieser. Auf die entsetzliche Hitze, die mich den Tag hindurch geplagt hatte, folgte ein sanfter, leiser Regen, der die Luft dermaßen

abkühlte und vom Staub reinigte, daß ich mich wie neugeboren fühlte. Die Dunkelheit war nicht so groß, daß ich die Schönheit der Landschaft nicht hätte bemerken können. Die Nacht war ruhig, man hörte nichts als das leise Zwitschern der Vögel, das ruhige Rieseln des Regens, das Rollen der Räder und das gleichmäßige Getrappel der Pferde, die der Postillon von Zeit zu Zeit durch Rufe antrieb. Dies alles machte zusammen ein schwaches, unbestimmtes Geräusch, das mir in seiner sanften Gleichmäßigkeit unendlich wohl that. Dazu war die Luft voller Wohlgeruch, und Tausende von kleinen Leuchtkäfern belebten als kleine Lampions die Nacht. Noch nie hatte ich dieses Schauspiel gehabt, und es erschien mir ebenso schön als eigenartig. Mein Diener versicherte mir jedoch, daß dies durch ganz Italien gewöhnlich zu sehen sei, und ich bemerkte es denn auch in der Folge noch sehr oft; immer aber, wenn es mich auch nicht mehr überraschte, hatte ich wieder meine Freude daran.

In St. Ilario hätte ich die Pferde wechseln sollen; doch da ein vornehmer englischer Herr, der eben vorbeigekommen war, sie bereits alle für sich in Anspruch genommen hatte, mußte ich wohl oder übel meinen Weg mit dem gleichen Gespann weiter fortsetzen. Endlich waren wir in Reggio, wo man die Gefälligkeit hatte, mich beinahe eine Stunde lang am Thor warten zu lassen.

In Reggio hieß ich den Postillon mich geradeswegs vor die Oper führen, wo ich einen Bekannten, der mir für Quartier sorgen wollte, zu treffen hoffte. Da dieser nicht zu finden war, entschloß ich mich, im Gasthof zur fleur de lys abzusteigen und ein leichtes Nachtessen einzunehmen, zusammen mit einem gewissen Grafen vom Hof des Don Philipp. Mein Bedienter suchte unterdessen die sämtlichen Gasthäuser der Stadt ab, doch ohne Erfolg. Durch die

massenhaften Besucher, die Jahrmarkt und Oper herbeigelockt hatten, war alles schon besetzt. Ich mußte mich darein fügen, die Nacht auf einer Fensterbank zuzubringen. Man wird sich vorstellen können, daß ich sie recht schlecht verbrachte, demungeachtet mußte ich wie für ein gutes Bett bezahlen, indem man mir 14 Pauli abverlangte. Folgenden Tags sah ich mich frühzeitig nach einer andern Unterkunft um und bezog eine Art von chambre garnie ganz in der Nähe des Jahrmarkts.

Reggio, zum Unterschied von dem calabresischen Orte gleichen Namens Reggio di Modena genannt, ist eine Stadt von beträchtlicher Größe und ohne gerade häßlich zu sein, doch nichts weniger als schön. Ihre Lage in einer schönen und fruchtbaren Gegend macht viel aus; doch ist der Aufenthalt dort höchst trübselig, ausgenommen zur Zeit der Messe. Diese ist berühmt durch ganz Italien, und die Italiener halten Wunder wie viel davon; jedoch kann sie es, was den Gang der Geschäfte betrifft, mit einem deutschen Jahrmarkt nicht aufnehmen, da sie denn auch eher eine Vergnügungsmesse ist. Die Opernaufführungen, die gegeben werden, gelten für die besten, und sie sind es namentlich, die nicht nur eine große Anzahl lombardischer Adelsfamilien, sondern auch alle Reisenden herbeilocken.

Der Herzog von Modena, der hier einen Palast besitzt (wenn man die Baracke nämlich so nennen darf), pflegt für die Zeit des Jahrmarktes seine gesamte Hofhaltung hier aufzuschlagen. Während der sechs Wochen des Jahrmarktes ist es erlaubt, vom Morgen bis Abend maskiert in der Stadt zu spazieren. Allabendlich ist große Oper und im Anschluß daran gewöhnlich ein Maskenball. In einem Saal wird getanzt, im danebenliegenden gespielt, und zwar hat man das Pharaospiel — die Italiener nennen es la Bassetta —, ferner den „Biribi“ und noch mehrere andere. Ich meinerseits fand all diese Vergnügen, von denen man hierzulande so großes Geschrei macht, derart stumpfsinnig, daß ich genug Zeit hatte, mich zu lang-

weilen. Es ist eben immer wieder das gleiche. Ganz wie in der Oper, wo man 22 Mal hintereinander das gleiche Stück gab; auch der größte Liebhaber mußte endlich genug daran bekommen.

Dabei sind die großen Arien und Rezitative in diesen Opern derartig langgestreckt, daß das Publikum in einemfort gähnt; von der dritten oder vierten Vorstellung an ist von ruhigem Zuhören überhaupt keine Rede mehr, und der Spektakel wird oft so groß, daß es schlechterdings unmöglich ist, von der Musik etwas zu hören. Ich, für den eine große Oper etwas vollständig neues war, verfehlte keine Vorstellung.

Während der ganzen Zeit, die ich in Reggio zubrachte, gab man eine einzige Oper: der Antigonus des Abbé Metastasio. Die Musik ist keiner besonderen Erwähnung wert mit Ausnahme der Ouverture und etlicher Arien.

Die beiden Ballete, die in der Zwischenpause gegeben wurden, waren das Unterhaltendste am ganzen Stück. Dasjenige von Circe und Ulysses, dessen Gefährten in Tiere verwandelt wurden, gefiel mir recht ordentlich, während dasjenige du culte chinois nichts wert war. Die Tänzer und Tänzerinnen waren gut. Mit Einrechnung der Figuranten traten etwa 30 Personen auf.

Die Rollen des ersten Ballets wurden gespielt durch die Demoiselle Mimmi Favi, eine angebliche Sächsin, die nichts weniger als hübsch, aber gut gebaut ist und Herrn Pitrot, welcher vortrefflich ist. Er hat eine vorteilhafte Gestalt und weiß es auch; denn er ist stolz wie ein Kutschenpferd und launisch au possible. Unter irgend einem Vorwande weigerte er sich, während drei oder vier Tagen zu tanzen, worauf ihm der Herzog anempfahl, zu tanzen oder aber eine Tracht Prügel zu empfangen. Natürlich zögerte er keinen Augenblick, das erstere zu wählen.

Im burlesken Ballet tanzten die Demoiselle Paganelli und die Herren Neri und Curioni. Des letzteren Schwester war eine

Sängerin, bei welcher ich mit einigen Freunden gewöhnlich meine Abende zubrachte. Sie ist nicht mehr in der ersten Jugendblüte, darf aber noch für eine recht schöne Frau gelten und hat eine höchst angenehme Konversation.

Die Bälle, welche nach der Oper abgehalten wurden, waren unbedeutend, obwohl der Herzog mit seinem ganzen Hof assistierte.

Der Herzog von Modena, aus dem Hause Este, ist von leidlicher Statur, aber nie sah ich einen übler coiffierten Menschen als ihn. Ueberdies ist in seinem Gesichte kein Fleck, der nicht mit drei oder vier Lagen Schminke überzogen wäre; es giebt dies einen recht wunderlichen Anblick. Er ist aber hiezu genötigt, da sein Gesicht durch die Blattern à faire peur entstellt ist. Seine Gesinnungen sollen keineswegs die edelsten sein, noch die eines Fürsten, und sein Sohn soll ihm in dieser Beziehung gleichen. Die Herzogin ist eine französische Prinzessin und lebt seit langem in Paris. Die Kronprinzessin ist eine geborene Herzogin von Massa; ihr Mann hat eine Abneigung gegen sie gefaßt. Er hat den Fehler unseres Jahrhunderts, alle anderen Frauen mehr zu lieben als die seinige. Die drei Prinzessinnen sind nicht schön, aber liebenswürdig. Man rühmt ihr zartes, höfliches Wesen.

Mit diesem Hof ist es im übrigen sehr traurig bestellt. Die Revenuen des Herzogs erlauben ihm keine großen Ausgaben; er soll schlechter Zahler und großer Spieler sein. Er verachtet alles, was nicht adlig ist, und hält jeden Kaufmann für einen Spitzbuben.

Am 5. Juni reiste ich nach Parma, wo ich bei dem Herrn Negozianten Secondi abstieg. Herr Louis Lebrun, französischer Kaufmann, und Boudard, Bildhauer des Don Philipp, bezeigten mir viele Höflichkeit. Ich speiste bald bei dem einen, bald bei dem andern. Beinahe alle Nachmittage ging ich zur Massi, erster

Sängerin der Opera buffa. Sie ist Römerin, weder schön noch häßlich, und singt recht hübsch. Da ich dort gewöhnlich einen Musiklehrer Josef Colla und andere Virtuosen antraf, so ging ich gerne hin. Herr Boudard hatte eine eigene Loge im Theater, in der ich mit ihm und seiner Frau gewöhnlich soupierte und wo uns die Massi in den Zwischenakten besuchte. Man spielte damals il Filosofo di Campagna; die Musik ist von Galuppi detto il Baranello.

Am 10. Juni fuhr ich früh vor Tag nach Colorno, einem Lusthause des Fürsten, 15 Meilen von Parma. Der Infant liebt diesen Ort und bewohnt ihn während der schönen Jahreszeit. Er hat dort eine Truppe französischer Komödianten bei sich, und jeden Tag wird gespielt. Wir sahen den Mithridates des Racine.

Es ist eine Freude, die Ruhe zu bemerken, die im Theater herrscht; vom ganzen Stück verliert man kein Wort, da man weder husten, noch spucken, noch schneuzen vernimmt. Der Eintritt ist frei für alle anständigen Leute.

Ich hatte Gelegenheit, den Infanten im Garten und im Theater zu sehen. Er ist klein und unansehnlich, liebt sehr die Fremden und ist vor allem begeistert für die Franzosen und ihre Sprache, während er im gleichen Maße die Spanier haßt.

Der Hof des Don Philipp ist zur Zeit nicht sehr glänzend, da er geteilt ist. Der Infant lebt in Colorno, seine Frau in Paris, Madame Isabelle al giardino und der Prinz Ferdinand mit der kleinen Prinzessin in der Stadt. Die große Zahl von Franzosen, welche die Infantin herbeizog, hat in Parma die ungezwungene Art und die Höflichkeit eingebürgert, die der französischen Nation eigen sind. Die Einwohner sind schon ein wenig französisiert, so daß hier der Aufenthalt für den Fremden angenehmer ist, als in vielen anderen Städten Italiens.

Bologna. In der Strada Maggiore, ungefähr im Centrum der Stadt, stehen zwei ganz einfache, schmucklose Türme, deren einzige Merkwürdigkeit darin liegt, daß der eine, den man Asinelli heißt, von ungemeiner Höhe ist, und daß der andere, genannt Garisenda, nach dem ersten zugeneigt ist, dergestalt, daß seine Spitze über die Basis um neun Fuß hervorragt. Beide sind aus Backsteinen erbaut. Dem einen giebt Misson 376 Fuß Höhe, dem andern 130 Fuß. Meiner Gewohnheit gemäß habe ich denn auch den Asinelliturm, als den höchsten in Bologna, erstiegen. Man zählt 1649 Stufen von der Thürschwelle an bis hinauf. Es sind böse, kleine Treppen, die man hinaufzusteigen hat, von verfaultem Holz, nur einerseits an der Mauer befestigt, so daß wirklich nicht unbeträchtliche Gefahr vorhanden ist, welches man besonders beim Hinuntersteigen wahrnimmt, wo dann bei jedem Schritt alles zittert, und man beständig auf die vielen fehlenden Stufen acht haben muß. Doch die schöne Aussicht, die man oben genießt, entschädigt reichlich für dies unangenehme Treppensteigen. Die Bologneser, um eine Vorstellung von der Höhe dieses Turmes zu erwecken, sagen, daß man von seiner Plattform „Cento e cinque citta“ sähe, was denn freilich sich als wahr erweist, wenn man das Wortspiel mit der doppelten Bedeutung von Cento, welches der Name eines Städtchens aus der Umgebung ist, versteht; außer dieser sieht man noch die fünf Städte Imola, Butrio, Ferrara, Modena und Bologna selbst. Man thut wohl, bevor man die Plattform betritt, ein wenig auszuruhen, da selbst im höchsten Sommer hier ein äußerst frischer Wind weht, so daß man sich leicht eine Erkältung holen könnte, zumal man nicht wohl hinaufsteigen kann, ohne sich beträchtlich in Schweiß zu bringen.

Bologna ist nächst Rom die bedeutendste Stadt im Kirchenstaat. Sie ist groß, starkbevölkert, und mag ihre fünf Meilen im Umkreis haben. Wie viel Einwohner man zählt, weiß ich nicht anzugeben.

Fast alle Häuser haben Arkaden, welche sehr zur Bequemlichkeit beitragen, jedoch infolge ihrer unregelmäßigen Bauart und ihrer ungleichen Dimensionen eher zur Entstellung als zur Verschönerung der Stadt dienen. Was aber nicht hindert, daß diese für recht angenehm gelten mag, indem mehrere Quartiere sehr schön und von diesem Fehler frei sind. Außer einer großen Zahl schöner Kirchen und Klöster hat es noch eine Unmasse von sogenannten Palazzi, eine Bezeichnung, mit der die Italiener allerdings so hier wie anderswo höchst verschwenderisch umgehen, der aber denn doch hier vielen mit Recht zukommt.

Erwähnenswert ist neben den Palästen Caprara, Ranezzi und Albertini vornehmlich der Palazzo Monti wegen seiner mächtigen Souterrains. Ueberhaupt giebt es keine Stadt, die so viel schöne Souterrains hat, als eben Bologna, wo man auf diese Anlagen, wie behauptet wird, eben so viel Geld verwendet hat, als auf das Uebrige.

Sonst sieht man an diesen Palästen, die alle ungemein solid konstruiert sind, nur wenig schöne Architektur; daran sind die Arkaden schuld. Und wie im Aeußern, so sündigt man auch in der innern Einteilung durch Einförmigkeit.

Man sollte meinen, ein und derselbe Architekt hätte sie alle miteinander gebaut; da sind immer wieder die gleichen großen Salons, die schönen Treppen, und die prächtigen Souterrains, ganz nach dem allgemeinen Geschmack der Lombardei. Was die Straßen angeht, so sind sie recht ordentlich gepflastert, hell, und etliche sogar von schöner, geradliniger Anlage.

Die besten Gasthäuser von Bologna sind der Pellegrino und San Marco.

Hier ist es Sitte, die Wappen über der Thüre groß gemalt zu haben, unter dem Adel und der Bürgerschaft ebensowohl als unter den Handwerkern; diese letzteren haben freilich in der Regel nur sogenannte armes parlantes (d. h. mit bildlich dargestellten

Namen), welche sie sich selbst fabrizieren, so daß man darunter recht drollige findet.

Der Adel, der sehr zahlreich ist, legt viel mehr Gewicht auf die innere Ausstattung der Häuser, als auf äußeren Aufwand; so sind auch ihre Equipagen gar nicht schön oder leicht beweglich, sondern haben einen geradezu vorsündflutlichen Anstrich. Die wenigen Privatleute, die überhaupt solche besitzen, bedienen sich ihrer nur höchst selten, und nur die Damen pflegen darin spazieren zu fahren. Lächerlich ist die Gravität, mit der solch eine Karosse sich einherbewegt. Hier darf man nämlich, wie ich vermute nach römischer Etiquette, nie anders als im Schritt fahren.

Die Bolognesen sind im ganzen von mittelmäßiger Statur, aber wohl gebildet und von gutmütiger, höflicher Art. Die Frauenzimmer sind recht hübsch, ohne eigentlich schön zu sein, und überaus gesprächig. Man kennt die Bologneserinnen beinahe immer an ihren Stumpfnäschen, welche Gattung man denn auch in Italien allgemein Nasen à la Bolognèse nennt.

Die vornehmen Damen kleiden sich nach französischer Mode. Aber die Bürgerfrauen haben eine ganz andere, höchst eigenartige Tracht: Mieder und Rock von verschiedener Farbe, dazu einen großen Schleier von Taffetas oder schwarzer Seide (gros de Tours), der den Kopf und einen großen Teil des Gesichtes verhüllt, sich über die Schultern nach vorne zieht, dann unter den Armen zurück und, nachdem er sich auf dem Rücken gekreuzt hat, wieder den Körper rings umschlingend nach vorne kehrt. Diese Kleidung ist vornehmlich gut geeignet, das Incognito zu wahren; zu dem Zwecke wird sie denn auch bisweilen von den Damen aus den höchsten Ständen getragen. Dieser Schleier giebt den Frauen etwas mysteriöses; selbst wenn sie nicht hübsch sind, müssen sie doch so erscheinen durch die kleinen Kunstgriffe, die sie in Anwendung bringen; denn sie pflegen ihn so über ihr Gesicht zu legen, daß man gerade nur die

vorteilhaften Teile desselben sehen kann, eine kokette Kriegslist, die natürlich die Neugier aller Vorbeigehenden stacheln muß. Dann lüften sie durch eine ungemein graziöse Bewegung ihres Fächers ein klein wenig diesen Schleier, wenn sie es für angemessen halten, einem Vorübergehenden ihr Gesicht zu zeigen oder ein entzückendes kleines Lächeln des Grußes zu gönnen; mit der nämlichen Gewandtheit wissen sie sich dann auch denjenigen zu verbergen, welche sie nicht sehen sollen. Auch ein mittelmäßiger Teint muß hinter einem solchen Schleier schön erscheinen. Die jüngsten und hübschesten Mädchen tragen gemeiniglich einen Rock von grünem Taffet, dazu ein rosenrotes Mieder vom selben Stoff, was zusammen mit diesem schwarzen Schleier ihnen ein sehr reizendes Ansehen giebt.

Ehemals züchtete man in Bologna eine große Menge von Hündchen erster Schönheit mit langen, weichen, seideglänzenden Haaren; sie standen in hohem Ruf, und man verkaufte sie zu enormen Preisen ins Ausland. Da sie nun aber schon seit geraumer Zeit aus der Mode gekommen sind, fangen sie an, in Bologna selbst selten zu werden, und nicht ohne Schwierigkeit konnte ich endlich einen der schönsten auftreiben, den ich mir dann erstand. Man bezahlt jetzt für sie drei bis fünf Louisd'or.

Als ich in Bologna mich rasieren ließ, wunderte ich mich, mit welcher Fertigkeit, Leichtigkeit und Reinlichkeit die Barbiere dies Geschäft besorgen, so daß im Vergleich mit ihnen die Franzosen und Deutsche wahre Schinder (Ecorcheurs) sind. Die Barbiere der ganzen Welt sollten in Italien ihr Handwerk lernen. Meister und Gesellen sind hier immer schwarz gekleidet und tragen den Mantel. Wenn man sie holen läßt, so bringen sie ihr Handwerkszeug nicht selbst, sondern ein junger Lehrling, genannt Fattore, trägt in einer seidenen Tasche zwei silberne Becken, einen Spiegel, Seifebüchschen verschiedener Art, Kämme, Scheren und Rasiermesser, Wetzstein, Puder, Pommade, eine kleine Phiole mit Rosenessig, sehr saubere Tücher und den Wasserkrug.

Die Operation des Rasierens verläuft nun in folgender Weise. Ich setze mich und der Barbier macht mir zunächst eine tiefe Reverenz, hängt mir sodann einen Spitzenmantel um und darüber eine weite Serviette genannt il esucatorio. Der Fattore präsentiert ein Becken mit lauwarmem oder kaltem Wasser nach meinem Belieben. Der Barbier fragt mich, welche Seife ich wähle, und seift mich trefflich ein, während der Fattore das Becken hält. Nun ist er damit fertig, ergreift das Rasiermesser und macht mir eine zweite Verbeugung. Beim Ansetzen sagt er „con salute," und der Fattore hält mir während der Arbeit den Spiegel. Der Barbier geht, wenn er die Seite wechselt, stets sorgfältig nie vorne, sondern hinten herum und fragt von Zeit zu Zeit, ob ich mit dem Rasiermesser zufrieden sei. Nun seift er mich neuerdings ein, „pour faire le contrepoil." Hierauf stutzt er mir die Nasenhaare, akkommodiert die Augenbrauen, putzt mir die Ohren, und wechselt die Servietten. Der Fattore stellt sich wieder mit Becken und Wasser ein, und der Barbier seift mir das ganze Gesicht mit ausgezeichneter Seife. Der Fattore nimmt ein anderes Becken mit frischem Wasser, in welches einige Tropfen Rosenessig gegossen worden sind, und man wäscht mir das Gesicht. Nachdem man mir hierauf noch einmal mit kaltem Wasser das Gesicht gewaschen und mit Sorgfalt und auf die höflichste Weise abgetrocknet hat, streicht mir der Barbier etwas Pomade an den Schnurrbart, kämmt mich, pudert mich wenn ich will, nimmt die Tücher weg und empfiehlt sich mit einer tiefen Reverenz.

Uebrigens findet man öfters in den Barbierstuben Frauen, die das Rasieren besorgen, und zwar mit der höchsten Vollendung und unendlich viel angenehmer als die Männer. Als ich mich hiebei zum erstenmal unter den Händen einer Frau befand, kam mir dies so vergnüglich vor, daß es ihr wegen meines Lachens unmöglich war, die Operation zu Ende zu bringen, und daß ich mir den Rest durch einen Lehrling besorgen lassen mußte.

Die Nonnen des Klosters der hl. Clara haben den Ruhm, die besten Patisserien nicht nur von Bologna, sondern von ganz Italien zu machen. Uebrigens könnte ich mich schwer darüber entscheiden, ob Bologna in dieser Beziehung anderen Städten Italiens überlegen sei; denn man findet ausgezeichnete Patisserien auch in Rom, in Florenz, in Neapel, in Messina, und vor allem in Palermo. Die guten Konfituren und Gelées, die man in Bologna ißt, werden ebenfalls von Nonnen verschiedener Klöster bereitet.

---

26. Juni. Abreise von Bologna und zu Schiff auf einem Kanal bis zur Station al gallo. Von hier zu Wagen, übel geschüttelt, bis Ferrara. Von hier wieder zu Schiff auf dem Po und durch die Lagunen bis Venedig. Die Reisegesellschaft war ein junger Kaufmann aus Lyon, ein Abbé, ein Franziskanermönch, ein landesflüchtiger Florentiner.

Beim Einfahren in den Canal grande fand ich einen meiner Freunde, der mich in seine Gondel nahm und mich in den Ecu de France führte, welches der beste Gasthof in Venedig ist. Er liegt am Canal grande.

Ich hielt es für das Beste, zur Besichtigung der Sehenswürdigkeiten Venedigs mir einen Cicerone zu nehmen; doch fiel ich zu meinem Unglück auf einen Ignoranten, dem ich gleich den Laufpaß gab. So übernahmen es denn meine Freunde, vor allem Herr Fossati, mich überall hinzuführen. Auf diese Weise kommt man am besten und sichersten dazu, alles das zu sehen, was man kennen lernen möchte.

Auch die Gondoliere spielen bisweilen die Ciceroni; aber es ist nicht ratsam, sich von solchen Kerls führen zu lassen. Einesteils pflegen sie, sei's aus Unkenntnis oder mit dem Bemühen, die Fahrt so lange als möglich auszudehnen, den Reisenden stets zuerst vor alles Mögliche zu führen, nur nicht vor das, was ihn interessieren kann; und sodann hat man die Unannehmlichkeit, sich wegen ihres Jargons mit ihnen nicht verständlich machen zu können, was denn bisweilen zu recht heiteren Mißverständnissen führen kann. So wollte einmal ein Fremder sich nach der Eustachiuskirche führen lassen. Diese hat aber im venezianischen Dialekt einen ganz anderen Namen, so daß der Gondoliere nicht wußte wohin sich wenden. Er hielt es also für das geratenste, zu einer Kirche nach der anderen zu fahren. Als der Fremde aber immer wieder sagte: „die ist es nicht, führt mich doch einmal nach St. Eustachius," wurde es dem Gondoliere zu langweilig und er führte ihn einfach zur Kirche „Allerheiligen" und sagte: „Mein Herr, ich verstehe nicht, welcher Heilige es ist, zu dem Sie wollen. Hier sind sie aber alle beisammen, seht, ob ihr den eurigen nicht auch darunter findet."

Der Marcusplatz gehört durch seine Regelmäßigkeit, sein schönes Pflaster und durch die prachtvollen Gebäude, die ihn einschließen, wirklich zu den schönsten Plätzen der Welt.

Ringsherum laufen Säulenhallen; man nennt sie die Procuratien, wo sich ein Café ans andere reiht, die alle den ganzen Tag hindurch voller Leute sitzen.

Auf dem Platze giebt es für das Volk beständig etwas Unterhaltsames zu sehen, nämlich Charlatane, Polichinelle, Marionetten, Seiltänzer und Gaukler, sowie Märchenerzähler und Improvisatoren, eine Art Leute, die nur in Versen sprechen.

Der St. Marcusturm ist schon so oft beschrieben worden, daß ich wohl oder übel auch etwas davon sagen muß. Ich meinerseits habe daran so viel Auffallendes nicht gefunden, wenn nicht das,

daß man bequem zu Pferde hinaufreiten könnte, wenn nur die Thüröffnung groß genug wäre. Immerhin lohnt es sich wohl hinaufzugehen und die Lage der Stadt kennen zu lernen; man hat von der Spitze aus einen wirklich schönen und erstaunlichen Ausblick.

Kirchenschatz, Kirche und Palast von St. Marcus verdienen allerdings bis zu einem gewissen Grade die großen Lobsprüche, die Reisende ihnen gespendet haben. Die Kirche ist von gotischer Architektur, vorne ganz mit vergoldeten Mosaiken geziert. Der Palast, wo der Doge wohnt, dient zu gleicher Zeit zur Verwaltung und Justiz. Hier versammeln sich in verschiedenen Sälen der Große Rat der Adligen, sowie alle niederen Räte und Kollegien.

Da ich einigen Adligen den Wunsch bezeigt hatte, einer Sitzung des Großen Rates beizuwohnen, so wurde ich einmal an einem Sonntag (dies ist der für die Sitzungen festgesetzte Tag), dort eingeführt. Es pflegen nämlich Fremde ohne weitere Umstände hier zugelassen zu werden, wenn nicht etwa gerade besonders wichtige Verhandlungen sind.

Zugleich mit mir war auch eine sehr schöne römische Dame da mit ihrem Mann. Drei oder vier Nobili standen die ganze Zeit bei ihr, plauderten und sagten ihr Liebenswürdigkeiten, und in der ganzen Versammlung war nicht Einer, der sie nicht lorgnettierte. Jede Würde war von der Behörde gewichen bei dem Anblick einer so hübschen Frau, und ich bin überzeugt, diese hätte ihren Prozeß gewonnen, wenn sie einen solchen zu führen gehabt hätte. Uebrigens war das einzige Geschäft der ganzen Sitzung die Auslosung der Wähler für eine Beamtung.

Da zur Zeit meines Aufenthaltes in Venedig weder Gesellschaften noch Spiele, noch Theateraufführungen stattfanden, die gewöhnlichen Vergnügungen des Karnevals, so kann ich nichts davon erzählen. Im Sommer begiebt sich der größte Teil des Adels aufs Land, und die in der Stadt Zurückbleibenden haben keine andere

Unterhaltung als die Gondeln und den Marcusplatz. Gegen 23 Uhr, wenn das Wetter schön und windstill ist, fahren sie mit ihren Damen zur Giudecca al corso delle barche. Hier promeniert die vornehme Welt in Gondeln in einer langen geraden Reihe. Ich rate den Fremden, welche die Neugier nach Venedig führt, sich so oft als möglich diesen Korso anzusehen'; denn er ist eines der schönsten Schauspiele, das man hier haben kann.

Hier sieht man einen greisen Senator mit einer jungen Dame, die ihm mit ihren Freundlichkeiten eine Gunst abschmeicheln will; dort eine Schöne, eifersüchtig auf ihren Geliebten, der mit einer andern an ihr vorbeifährt; dort einen Stutzer mit Nonchalance in der Gondel ausgestreckt, die beiden Beine auf den Seitenbänken und einen Zahnstocher im Munde; dort einen Andern mit einem Buch in der Hand, der aber kein Wort liest, sondern nach allen Seiten lorgnettiert und mit herablassender Miene grüßt; dort drei oder vier „aigrefins," welche über alle Vorüberfahrenden ihre Bemerkungen machen. So gehen die vernünftigen Personen dorthin um zu sehen, und die Narren um gesehen zu werden.

Gegen 1 Uhr nachts verläßt Jeder den Korso, um sich zu erfrischen. Man nimmt den Sorbet in einem Café, die Limonade in einem andern, endlich den Kaffee in einem dritten. Alles ohne die Gondel zu verlassen, indem man sich das Gewünschte durch den Gondolier oder einen Kellner heranbringen läßt. Gegen 2 Uhr fährt alles zum Marcusplatz, bleibt dort bis 3 oder 4 Uhr und begiebt sich dann nach den Casini.

So viel aus Ryhiners Reisebuch.

Es schließt mit den venezianischen Schilderungen, bei denen nur das Eine auffällt, daß Ryhiner kein Wort darüber zu sagen hat, dort mit zwei bedeutenden Männern jener Zeit in näherem

Verkehre gewesen zu sein. Es sind keine geringern als Goldoni der Dichter und Scarlatti der Musiker. Ihr Zusammensein mit Ryhiner wird bezeugt durch den Franzosen Grosley, der zur selben Zeit wie Ryhiner nach Venedig kam und gleich ihm im Scudo di Francia abstieg (Nouveaux mémoires ou observations sur l'Italie et sur les Italiens par M. G. II. 3; vergl. Björnstähls Briefe V. 52).

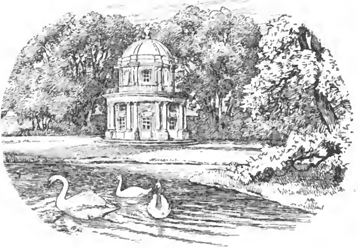
Wohin sich Ryhiner von Venedig aus begeben hat, ist uns nicht bekannt. Aber daß er außer Italien auch Frankreich besuchte, ergiebt sich aus dem Titel des Werkes, und jedenfalls ist er im Jahre 1758 nicht zum letztenmal in Italien gewesen. Der Schwede Björnstähl, der im Jahre 1773 Ryhiner besuchte, erwähnt, daß dieser viel in Italien gereist sei.

Auf einer dieser Reisen, im Sommer und Herbst 1763, die ihn bis Rom, Neapel und Sizilien brachte, traf er in Rom mit Winckelmann zusammen. Am 6. August 1763 erzählt dieser dem Zürcher Caspar Füeßli von wiederholten Besuchen des Herrn Ryhiner: „Ich habe gemerket, daß er das ganz Schlechte vom Guten in der Kunst, welche die Hauptabsicht seiner Reise scheinet, nicht unterscheidet. — Dessen Betragen ist gefällig und seine Absicht in Anwendung der Zeit in Rom löblich." Und am 14. September findet er, daß Ryhiner sich in Neapel länger aufhalte als es nötig sei, „zumahl er mit einem berüchtigten Betrieger und Spitzbuben in genaue Bekanntschaft gekommen ist, vor welchem ich gesucht habe ihn warnen zu lassen. Das Museum hat er nur ein einziges Mahl gesehen, nach Art unserer lieben Deutschen." Uebrigens will Winckelmann Ryhiner, wenn dieser nach Rom zurückgekehrt sein werde, so viel ihm möglich sei, und mit demjenigen Unterrichte dienen, den er werde annehmen können und wollen.

Es ist in der That hiezu gekommen, und Winckelmann geleitete gleich andern Fremden nun auch Ryhiner als kundigster Cicerone

durch die Altertümer Roms. Wie es scheint, nicht zu seinem Verdrusse; denn noch um Jahre später läßt Winckelmann keinen seiner Briefe an Christian von Mechel nach Basel gehen, ohne auch dem Freunde Ryhiner einen Gruß zu senden.





Mengaud und die Revolutionierung der Schweiz.

Von Hans Barth.

Unter den Agenten der französischen Republik, welche beim Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft in verschiedenen Gegenden der Schweiz für die Revolution thätig waren und der dreizehnörtigen Eidgenossenschaft das Grab schaufelten, nahm Mengaud eine führende Stellung ein. Was bis dahin über seine Wirksamkeit in der Schweiz bekannt war, beruht auf der ausgedehnten offiziellen Korrespondenz, die er mit Basel, Bern, Zürich und den übrigen Ständen geführt hat. Daneben aber hielt er stets das französische Direktorium über den Gang der Ereignisse in der Schweiz auf dem

Laufenden durch eine Reihe von Briefen, die in den Archives nationales[1]) in Paris aufbewahrt sind und die Grundlage der folgenden Darstellung bilden. Diese Briefe tragen vielfach mehr persönlichen als offiziellen Charakter; Mengaud hält darin mit seinem Urteil über schweizerische Personen und Zustände nicht hinter dem Berge und unterbreitet seine oft sehr weitgehenden Vorschläge ohne Scheu dem Direktorium. Er läßt seinem Hasse gegen alle Aristokraten freien Lauf und überschüttet gelegentlich die Basler Nationalversammlung, die sich seinen Wünschen nicht stets fügte, mit Hohn und Spott, verschont aber auch die französischen Generale nicht, wenn sie seine Pläne durchkreuzen. Diese persönliche Färbung verleiht aber gerade den Briefen ihre Wichtigkeit und verschafft ihnen einen gewissen Reiz, wenn auch gleich an dieser Stelle betont werden soll, daß Mengauds Urteile sehr oft übertrieben, manchmal falsch und einer Korrektur dringend bedürftig sind und jedenfalls in keinem Falle unbesehen dürfen hingenommen werden.

Wichtig und anziehend sind diese Briefe deshalb, weil sie einen Einblick gewähren in die Denk- und Anschauungsweise Mengauds, der mit einem fanatischen Eifer für die Sache der Revolution in allen Lagen eine kühle und verschlagene Berechnung zu verbinden wußte. Man erfährt aus ihnen viele Dinge, die er in den offiziellen Schriftstücken an die verschiedenen Stände wohlweislich nicht zur Sprache brachte; seine Pläne und Absichten für die Durchführung der schweizerischen Revolution, die Mittel und Wege, auf denen er dieses Ziel zu erreichen hoffte, seine getäuschten Hoffnungen und der daraus entspringende Haß, all das tritt in diesen Briefen an das französische Direktorium scharf und klar zu Tage.

Diese Beschaffenheit des Materials bringt es mit sich, daß nicht über alle Seiten von Mengauds Thätigkeit gleich ausführlich wird gehandelt werden und daß namentlich von seinen diplomatischen Verhandlungen vieles nur kann angedeutet werden, zumal da die

hauptsächlichsten derselben, diejenigen mit Bern, bereits gut und ausführlich dargestellt sind.[2])

Ueber Mengauds Leben ist sehr wenig bekannt; nicht einmal sein Vorname ist unbestritten; während er in seinen Briefen stets J. oder Joseph Mengaud unterzeichnet, nennt ihn die Biographie Universelle[3]) Antoine Mengaud. Man wird wohl mit der Annahme nicht fehlgehen, daß er die beiden Namen geführt habe. Zu dieser Ungewißheit tritt die weitere, daß auch über sein Geburts- und Todesjahr nur unsichere Angaben vorhanden sind. Geboren ist er in Belfort um 1750; er war mit dem französischen Direktor Reubell verwandt, in welchem Grade, das entzieht sich wieder unserer Kenntnis. Doch kann die Verwandtschaft schwerlich eine sehr nahe gewesen sein, da Mengaud im Frühling 1798 gegenüber Reubells Schwager Rapinat desavouiert und ohne Sang und Klang fallen gelassen wurde. Seine diplomatischen Sporen scheint er sich anläßlich einer geheimen Sendung zu Paßwan-Oglu, der im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts von Bulgarien aus den türkischen Sultan bekämpfte, geholt zu haben. Dann war er als französischer Agent in Holland thätig und erwarb sich wohl bei der Durchführung der holländischen Revolution die für die Revolutionierung eines Landes nötigen Kenntnisse, die er dann in der Schweiz wieder verwerten konnte.

Nach seiner Abberufung aus der Schweiz scheint er einige Zeit in Paris gelebt zu haben und von 1801 bis 1804 bekleidete er das Amt eines Kommissärs in den französischen Häfen am Kanal. Einen kleinen Einblick in seine dortige Thätigkeit verschafft uns der Bericht, den der Neuenburger Louis Fauche-Borel in seinen Memoiren[4]) von einem Zusammentreffen mit Mengaud giebt. Fauche-Borel, der als royalistischer Agent und Spion häufige Reisen nach London unternahm, kam auf einer solchen Ende des Jahres 1801 nach Calais und mußte dort vor der Ueberfahrt

seinen Paß durch Mengaud, den er als „personnage rude et burlesque“ bezeichnet, visieren lassen. Mengaud wollte gerade sein Bureau verlassen und sich zu Tische begeben und wies ihn an, nach dem Essen wieder zu kommen. Schließlich ließ er sich aber durch die Bitten Fauche-Borels, der allen Grund hatte, eine rasche Erledigung der Sache zu wünschen, bewegen, den Paß noch vor Tische zu visieren. Während nun Mengaud, an seinem Pulte stehend, den Paß in Eile mit seinem Visum versah, fand Fauche-Borel Gelegenheit, in einer auf dem Pulte liegenden Liste, welche die Namen derjenigen Reisenden enthielt, die festgenommen werden sollten, auch seinen eigenen Namen zu lesen. Dem Umstande, daß sein Paß bloß auf den Namen Fauche ausgestellt war und der Eile, mit der die Visierung vor sich ging, verdankte er, daß er entkam, ohne die Aufmerksamkeit Mengauds auf sich gezogen zu haben.

Die Strenge, womit Mengaud in anderen Fällen zu Werke gegangen sein muß, machte ihn gefürchtet, führte aber auch im Jahre 1804 seine Abberufung herbei. Von da an verschwindet er vom Schauplatze; man kennt weder Ort noch Zeit seines Todes.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen wenden wir uns nun zu Mengauds Thätigkeit in der Schweiz, einer Periode seines Lebens, welche schon in verschiedener Hinsicht bekannt und durch die im Eingang kurz charakterisierten Briefe noch weiter erhellbar ist.

Am 23. September 1797 langte Mengaud in Basel an;[5]) offiziellen Charakter hatte er vorderhand nicht, und seine Beglaubigungspapiere bestanden in einem Paß, der vom damaligen Präsidenten des französischen Direktoriums, La Révellière-Lépeaux, unterzeichnet war. Diesen Paß hat Mengaud in der Audienz, die er in den ersten Tagen seines Basler Aufenthaltes bei Bürgermeister Peter Burckhardt hatte, vorgewiesen. Die Basler Regierung aber

nahm zu seiner Ankunft, wie das Schweigen des Ratsprotokolles beweist, nicht offiziell Stellung, und die bei Gesandten übliche Beglückwünschung durch einige Mitglieder der Regierung fand in diesem Falle nicht statt.

Mengauds erstes Geschäft war eine kurze Durchmusterung und Versiegelung der Papiere des französischen Geschäftsträgers, Theobald Bacher, sowie derjenigen, welche sich noch von Barthélemys Zeit her auf der französischen Gesandtschaft vorfanden. Er erledigte diesen Auftrag in den Tagen vom 23. bis zum 28. September, wobei ihm außer Bacher auch der Basler Ratsschreiber Johann Jakob Miville und der gleichfalls auf der Staatskanzlei thätige Johann Jakob ImHof behilflich waren.

Weniger harmloser Natur war der zweite Auftrag, den Mengaud vom französischen Direktorium erhalten hatte. Zu seiner Erledigung begab er sich in den ersten Tagen des Oktober nach Bern.[6] Am 7. Oktober 1797 überreichte er dem regierenden Schultheißen, Nikolaus Friedrich von Steiger, eine Note des französischen Direktoriums, in welcher von Bern und wenn nötig von der ganzen Eidgenossenschaft die Ausweisung des englischen Gesandten William Wickham verlangt wurde. Begründet wurde diese Forderung mit dem Hinweis darauf, daß Wickhams Thätigkeit gar nicht dem gegenseitigen Verhältnisse Englands und der Schweiz gelte, sondern darauf abziele, die gegen die Sicherheit Frankreichs gerichteten Verschwörungen zu begünstigen. Die Berechtigung dieser gegen Wickham erhobenen Vorwürfe wird erwiesen durch seine leider wenig beachtete Korrespondenz.[7] In der Instruktion, die ihm vom Minister des Auswärtigen, Lord William Grenville, vor seiner Abreise zu Ende des Jahres 1794 gegeben wurde, ist wohl die Rede von der Lage der Dinge in Frankreich, von der Restauration des Königtums und der Religion, von den Assignaten und den Besitztümern der Krone und der Emigranten, aber nicht mit einem Satze wird der Schweiz

---

und ihrer Verhältnisse Erwähnung gethan. Die Weiterführung der ordentlichen diplomatischen Beziehungen Englands mit den Kantonen war eben, wie sich der Herausgeber der Korrespondenz, der gleichnamige Großsohn William Wickhams ausdrückt, „die geringste seiner Pflichten." Er stand in Verbindung mit allen offenen und geheimen Feinden der französischen Republik, korrespondierte mit dem Grafen von Provence (dem späteren Ludwig XVIII.) und dem Prinzen von Condé und förderte mit englischem Golde die geplante royalistische Schilderhebung in der Franche Comté. Ueber die Schweiz oder besser über den Kanton Bern berichtete er in seinen Depeschen nur, wenn er Grund zur Klage zu haben glaubte. Als am 17. Juni 1796 der Große Rat von Bern, auf eine Note Barthélemys hin, die Ausweisung sämtlicher in bernischen Landen befindlicher französischer Emigranten beschloß, da beklagte sich Wickham bitter über die Nachgiebigkeit der früher so stolzen und unabhängigen Körperschaft. Und doch ist es, beim Lichte besehen, nur die schlecht verhehlte Furcht, daß sich die meist vollkommen mittellosen Emigranten nach England wenden möchten, die ihm die Feder in die Hand drückt, auch wenn er seinen Entschluß, den Emigranten keine Pässe nach England auszustellen, in einem Briefe an den österreichischen Gesandten Baron Degelmann mit folgenden menschenfreundlich sein sollenden Sätzen begründet: . . . . . „pour moi, je ne leur accorderai sûrement pas des passeports pour aller en Angleterre, à moins de quelque cas extraordinaire. Je peux me tromper, mais il me semble que c'est là la conduite que l'humanité doit dicter à leur égard. Le déménagement seul, et le voyage, feroit dépenser à plusieurs de ces malheureux leur dernier sol." [8]) Unter diesen Umständen war es für diejenigen Emigranten, die auf England zählten, ein Glück, daß die Durchführung des Ausweisungsbeschlusses an Strenge hinter seiner Fassung zurückblieb.

Wenn also auch die Gründe, mit denen das französische Direktorium das Ausweisungsbegehren gegen Wickham motivierte, ihre Berechtigung hatten, so war doch das Ansinnen selbst für Bern und die Eidgenossenschaft verletzend und heikel zugleich; verletzend, weil es in den Augen der schon an sich gegen die französische Republik meist ungünstig gestimmten Kantone einen willkürlichen Eingriff in die Souveränitätsrechte Berns und der Eidgenossenschaft bedeutete, heikel, weil die Schweiz nicht wohl den beglaubigten Gesandten einer fremden Macht, mit der sie zudem durch viele Bande meist finanzieller Natur verknüpft war, von ihrem Boden wegweisen konnte. Die Antwort des Berner Großen Rates an Mengaud lautete auch in dem Sinne, daß Bern in dieser Frage nicht von sich aus vorgehen könne. Während nun Mengaud sich nach Zürich begab, um dort für seine Sache thätig zu sein, zeigte Wickham, dem allmählich der Boden unter den Füßen etwas warm geworden sein mochte, der Berner Regierung an, daß er für einige Zeit die Schweiz verlassen werde, um den in Frankfurt krank liegenden Oberst Crawford zu besuchen, und wenige Wochen später kam von Frankfurt die Mitteilung, daß der König von England seine Gesandtschaft unter den obwaltenden Verhältnissen aus der Schweiz zurückziehe.[9])

Es drängt sich bei der Betrachtung dieser diplomatischen Verhandlungen die nicht uninteressante Frage auf, welche Gründe das französische Direktorium bewogen haben mögen, ein so wichtiges diplomatisches Geschäft nicht durch den bei den eidgenössischen Ständen akkreditierten Geschäftsträger der französischen Republik, Theobald Bacher, sondern durch den nicht beglaubigten Agenten Mengaud besorgen zu lassen. Der Grund ist jedenfalls nicht in der Persönlichkeit Bachers oder Mengauds zu suchen, sondern in der Stellung der französischen Legation in der Schweiz und in der allgemeinen politischen Lage.

Man erinnere sich, mit welchen Schwierigkeiten der Vorgänger Bachers, François Barthélemy, gegenüber den, die französische Republik meist mit Widerwillen oder gar nicht anerkennenden Kantonen zu kämpfen hatte, wie er mehrere Jahre gar nicht als Gesandter der französischen Republik bei den eidgenössischen Ständen anerkannt war, und welche Mühe von seiten Zürichs und Berns es brauchte, um endlich im Mai 1796 auf Drohungen des Direktoriums hin seine Anerkennung von den kleinen katholischen Kantonen zu erlangen; man wird dann leicht begreifen, daß das französische Direktorium die ohnehin nicht sehr gefestigte Stellung Bachers nicht durch eine mögliche schroffe Abweisung des gegen Wickham gerichteten Ausweisungsbegehrens noch weiter erschüttern wollte, und den schwierigen Auftrag lieber einem außerordentlichen Agenten übertrug, den man im Falle eines Mißerfolges jeden Augenblick abberufen konnte, ohne die Stellung der Legation zu gefährden. Das Direktorium konnte dies um so weniger wagen, als in dem Augenblicke, da Mengaud seinen Auftrag erhielt, über den Abschluß des Friedens von Campo-Formio noch ziemliche Unsicherheit waltete, und Frankreich also der Schweiz gegenüber noch nicht freie Hand hatte. Noch waren die Truppen nicht verfügbar, um, für den Fall, daß Bern und die andern Kantone das Ansinnen Frankreichs von der Hand wiesen, die Sache mit der Androhung von Waffengewalt durchzusetzen oder gar die Schweiz mit Krieg zu überziehen.

So war es dem französischen Direktorium gelungen, dem englischen Einfluß in der Schweiz, den Wickham namentlich durch seine Freundschaft mit den Häuptern der bernischen Aristokratie ausgeübt hatte, einen entscheidenden Schlag zu versetzen. Schon seit den ersten Jahren der französischen Republik hatte sich die französische Regierung mit den Umtrieben der englischen Agenten in der Schweiz und ihrem Einflusse beschäftigt; das zeigen neben der Korrespondenz Barthélemys eine Reihe von Berichten französischer Spione in der

Schweiz, die sich in den Archives nationales[10]) in Paris finden und meist aus den Jahren 1793 und 1794 stammen. Einiges aus denselben mag hier Platz finden. Die englischen Guineas sind in den Augen eines solchen Berichterstatters, Namens Blancé, schuld, wenn die Anhänger der französischen Revolution in den Schweizerkantonen von den Regierungen schlecht behandelt werden, und mit englischem Golde werden die Schweizer für die Koalition gewonnen. Auch will er erfahren haben, daß Pitt die Unternehmungen seiner Agenten in der Schweiz mit zwei Millionen Gulden unterstütze. Ein anderer, „le sansculottes Endemann,“ ohne Zweifel ein Elsäßer, geht schon weiter in seinen Behauptungen; wenn er schreibt: „On m'assure que des millions venant d'Angleterre sont à la disposition du bourg-mestre Burghard et de ses affidés, pour gagner ses compatriotes, et les engager à se liguer contre la France.“ Es spricht freilich nicht für die Zuverlässigkeit seiner Behauptungen, daß er nicht einmal die Münzeinheit dieser vorgeblichen Millionen kennen kann. Daß er überhaupt nicht viel Positives über diese vermeintlichen englischen Geldsendungen wußte, zeigt die Art, wie er eine Kleinigkeit zu einer Staatsaktion aufbauscht und als wichtige Entdeckung darstellt. Er berichtet nämlich, daß am 21 Frimaire an 2 (11. Dezember 1793) ein mit englischem Gelde gefüllter Sack auf einem kleinen Wagen unter der Begleitung zweier Emigranten durch die Stadt Basel geführt worden sei; vor der goldenen Apotheke sei der Sack geplatzt und aus demselben seien lauter Sechsfrankenstücke zur Erde gerollt. Damit ist diese Geschichte, der jegliche Spitze abgeht, zu Ende; man sieht daraus nur, was für Nachrichten Endemann dem Empfänger seines Briefes — er ist an ein nicht genanntes Mitglied des Nationalkonventes gerichtet — als Haupt- und Staatsaktionen auftischen durfte.

Alle diese Berichte sind also lediglich charakteristisch für die Art, wie in Paris gegen die Schweiz und gegen England Stim-

mung gemacht wurde; aber man wird sich hüten, aus ihnen irgend etwas Bestimmtes für den Einfluß des englischen Geldes in der Schweiz folgern zu wollen oder den gegen Bürgermeister Peter Burckhardt erhobenen Anschuldigungen irgend welches Gewicht beizumessen, um so weniger, da Burckhardt der Revolution lange nicht in dem Maße feindlich gegenüberstand, wie die Franzosen offenbar von einem Bürgermeister von Basel glaubten annehmen zu müssen.[11]) Zudem macht eine Notiz des oben genannten Blancé, der berichtet, daß der Betrag der in der Schweiz umlaufenden englischen Wechsel die Höhe von 200,000 Pfund Sterling erreicht habe, es wahrscheinlich, daß diese französischen Spione vielfach — ob mit Absicht oder nicht, bleibe dahingestellt — englischem Gelde, das durch den Handel in die Schweiz kam, Absichten zugeschrieben haben, die gar nicht vorhanden waren.

Es möge gestattet sein, hier noch einige weitere Mitteilungen aus diesen Berichten französischer Spione zu machen, die zwar, streng genommen, nicht zur Sache gehören, aber ebenfalls für die Art und Weise dieser Berichterstattung in hohem Grade bezeichnend sind. Gemeinsam ist allen diesen aus den Jahren 1793 und 1794 stammenden Berichten die hohe Wichtigkeit, die sie der Neutralität der Schweiz für Frankreich beimessen. „La neutralité de la Suisse dépend des événements de la guerre du Rhin. La guerre du Rhin est de la même importance à cause de la Suisse, que la guerre de Toulon à cause du passage du blé de la Barbarie pour le midi, et la guerre du Nord à cause de Paris. La neutralité de la Suisse vaut pour une armée de 60,000 hommes et elle assure la communication de la France avec l'Europe, qui a des suites immenses." Da die Schweiz einen großen Teil ihres Bedarfes an Getreide aus Süddeutschland beziehe, so sei es unumgänglich, daß die französische Armee den Rhein überschreite und durch die Besetzung Schwabens die Schweiz

in wirtschaftlicher Beziehung vom guten Willen Frankreichs abhängig mache und so von der Koalition losreiße. Der hohe strategische Wert, welchen die Neutralität der Schweiz für die französischen Expansionskriege sowohl, als für die Verteidigung der Grenzen Frankreichs hatte, war also lange erkannt, bevor Napoleon Bonaparte sich der Schweiz zu versichern beschloß.

Viel Schiefes und Unrichtiges läuft natürlich in diesen Berichten mit; entschieden erheiternd wirkt durch vollkommene Unkenntnis der Größe und Machtstellung der einzelnen Kantone der Bericht eines gewissen Knapp, eines geborenen Württembergers, der nach verschiedenen mißlungenen Versuchen, sich im Dienste der menschlichen Gesellschaft nützlich zu bethätigen — auch Priester soll er gewesen sein — das Gewerbe eines französischen Spions betrieb. Er schreibt am 15 Brumaire an II (5. November 1793) an Hérault de Séchelles, den bekannten französischen Revolutionär, der am 5. April 1794 mit Danton und Desmoulins den Intriguen Robespierres unterlag, von Belfort aus: „Le gros de la Suisse, excepté Zurich a peu d'eclaircissement, en conséquent peu d'amitié pour les François. Mais le Canton d'Appenzell, le plus important après celui de Berne, et égal à celui de Zurich, est un ami des François jusqu'au point qu'il y auroit à espérer, que dans le cas que la neutralité des Suisses seroit rompue, une appellation faite par les François aux Appenzellois, Zurichiens (!) et aux démocrates de toute la Suisse auroit la suite d'une dissolution totale du corps helvétique."

Stellen wir zum Schlusse aus diesen Berichten die Nachrichten über Basel zusammen, so sehen wir, daß unserer Vaterstadt in diesen Schriftstücken auffallend oft, freilich selten mit Anerkennung gedacht wird. Diese Erscheinung wird sich wohl daraus erklären, daß die meisten dieser Spione es nicht für ratsam hielten, allzuweit über

Basel hinaus in die Schweiz vorzudringen, und die mühelose Ausschlachtung dessen, was sich in Basel zutrug, den Fährlichkeiten einer Schweizerreise vorzogen.

So schreibt Knapp in dem oben angeführten Briefe: „La ville de Bâle est la plus riche, elle a des grands marchands; il y a à Bâle plusieurs qui ont souffert par la révolution des grandes pertes. Quelques chefs de la ville sont en liaison avec l'Autriche, soit par une stupide ambition, soit qu'ils se sont vendu à l'Autriche. L'esprit du peuple de Bâle est divisé.“ Ein gewisses Interesse bietet folgende Mitteilung Blancés: „Le club de Jacobins à Basle travaille continuellement et sans relâche pour la république française; Endemann y a été reçu membre et pourrait encore par ce moyen être fort utile à la république.“ Man kann im Zweifel sein, ob man es hier mit einer ephemeren Verbindung der in Basel sich aufhaltenden Franzosen und Elsäßer zu thun habe, oder mit einem Vorläufer des später in der Basler Revolution bekannt gewordenen Kämmerleins zum Rheineck,[12]) oder endlich ob die Gründung dieses letztern Kämmerleins schon in das Jahr 1793 oder noch weiter hinaufreicht. Das erste scheint ausgeschlossen durch die Wichtigkeit, welche Blancé der Aufnahme Endemanns in diesen Klub beilegt; man wird sich also für eine der letztern Eventualitäten entscheiden. Da noch im Jahre 1798 vom Kämmerlein zum Rheineck die Bezeichnung Klub vermieden wurde, so ist es nicht wohl denkbar, daß schon 1793 eine, wenn auch aus französisch gesinnten Baslern bestehende Vereinigung den herausfordernden Namen eines Jakobinerklubs getragen habe. Der Name „club des jacobins“ wurde also von Blancé offenbar gewählt, um diese Vereinigung in Paris unmißverständlich und ohne Umschweife als eine im Anschluß und nach dem Vorbilde Frankreichs die Umwälzung der alten Staatsformen erstrebende Gesellschaft zu bezeichnen. Weiteren Vermutungen über

diesen Basler „club des jacobins“ Raum zu geben, hat keinen Zweck.

Einiges Interesse hat ferner eine Liste von französisch und von österreichisch gesinnten Mitgliedern der Basler Räte, die Endemann in einem seiner Briefe giebt. Sie mag hier mit allen ihren Fehlern eine Stelle finden:

Membres du conseil de Basle qui sont pour la France:
Ochs, greffier de la ville,
Fest, greffier du conseil,
Legrand,
Wieland, prévôt,
Forstenberg } membres du conseil des Treize,
Model }
Dubarry, bourgmestre,
Buchsdorf, tribun,
Fischer, conseiller,
Munich, du conseil des Treize.
Ortmannn.

Pour les Autrichiens sont:
Burgarth, bourgmestre,
Merian, tribun,
Burgarth de Kirschgarten,
Merian du Ritterhof.

Was zunächst die Feststellung der Namen anbelangt, so sind diejenigen von Peter Ochs, Johann Lukas Legrand, Johann Heinrich Wieland, Johannes Fürstenberger, Johannes Debary, Andreas Buxtorf, Friedrich Münch und Andreas Ortmann ohne weiteres klar. Mit dem Namen Fest ist der damalige Rat- und spätere Stadtschreiber Johann Rudolf Fäsch gemeint. Ob unter dem Namen Fischer Ochs' Schwager, Peter Vischer, der am 18. Dezember 1798 im Großen Rate den damals noch vergeblichen Antrag auf Gleich-

berechtigung von Stadt und Land stellte, oder Johann Jakob Vischer, Sechser der Gartnerenzunft, der 1798 als Mitglied des Kämmerleins zum Rheineck erscheint,[13]) oder endlich Joseph Fischer, Ratsherr der Zunft zu Brotbecken, verstanden ist, muß dahingestellt bleiben. Im Namen Model steckt ein Fehler; am nächsten läge der Name Andreas Nodler, der seit 1788 als Sechser der Zunft zum Himmel dem Großen Rate angehörte; oder sollte Ratsherr Christian von Mechel gemeint sein? Beide gehörten freilich dem Rate der Dreizehner nicht an. Es ist um so schwieriger eine Entscheidung zu treffen, da auf der Liste verschiedene Namen fehlen, die man erwarten würde, während wir bei mehreren vorhandenen nicht wissen, aus welchem Grunde sie von Eudemann unter die französisch Gesinnten gerechnet worden sind. Außer Ochs und Legrand haben Fäsch, Wieland, Buxtorf, Peter Vischer und Münch als Mitglieder der Basler Nationalversammlung sich an der Umgestaltung des alten Standes Basel beteiligt. Bei Bürgermeister Johannes Debary konnte es den Anschein haben, daß er als Glied einer ehemaligen Refugiantenfamilie den von Frankreich kommenden Neuerungen eher zugänglich sein möchte als die altbaslerischen Geschlechter. Es war dies eine Täuschung; denn als die Revolution in Basel wirklich durchgeführt wurde, gehörte der hochbetagte Altbürgermeister zu ihren entschlossensten Gegnern.[14]) Gar keine Rolle haben jedoch bei der Durchführung der Basler Revolution gespielt Johannes Fürstenberger und Andreas Ortmann. Den letzteren lernen wir an anderem Orte[15]) als Freund Isaak Iselins und jovialen Junggesellen, der einem derben Spaß nicht abgeneigt war, kennen.

Um zu den Namen der österreichisch Gesinnten überzugehen, so war von der Stellung des Bürgermeisters Peter Burckhardt oben die Rede; Oberstzunftmeister Andreas Merian und Johann Rudolf Burckhardt im Kirschgarten waren entschiedene Anhänger des alten

Regime. Letzterer, der dann infolge des Hüninger Brückenkopfprozesses[16]) Basel verließ und im Regiment Roverea gegen die Franzosen focht, wird wohl schon damals aus seinen Gesinnungen keinen Hehl gemacht haben. Was Herr J. J. Merian im Ritterhof, Sechser zu Gartnern, verbrochen hatte, daß er auf diese schwarze Liste gesetzt wurde, ist nicht zu sagen.

Zum Schlusse ein Bericht Blancés aus der Wende der Jahre 1793 und 1794, der kaum Worte genug findet, um Basel als äußerst franzosenfeindlich darzustellen, dessen Schluß aber einer gewissen Komik nicht entbehrt: „Toutes les lettres s'accordent et confirment ce qu'on a jugé des Suisses à l'égard de la République française et surtout des habitants de Bâle. Le nombre des Patriotes y est petit; les complices et adhérants de nos ennemis y sont par légions. Les auberges fourmillent de leurs émissaires; ce sont autant des mouchards pour les étrangers. La police, aristocrates dans le fond, agisse de concert avec eux et les émigrés. Bien des bourgeois de Bâle, qui sont les machines de ces intrigants et crocheteurs, portant l'insolence jusqu'au point que, lorsqu'ils se trouvent de sociétés dans les auberges — où ils boivent à la santé de l'empereur — ils appellent par dérision leurs chiens, en disant: Viens, citoyen! Viens patriote! Le signe de la liberté n'est pas à l'abri de leur insulte." Die Wahrheit dieser letzten kleinen Episode wird man nicht wohl anzweifeln wollen; sie entspricht allzu sehr dem Basler Charakter.

Man mag diese Mitteilungen hinnehmen als kleinen Beitrag zur Vorgeschichte der schweizerischen Revolution; sie zeigen, in welcher Weise über die Schweiz berichtet wurde und wessen man sich in Paris von ihrer Seite versehen zu müssen glaubte.

Nach dieser etwas lang gewordenen Abschweifung kehren wir zu Mengaud zurück.

Er hatte nach Erledigung seines Auftrages in Bern und Zürich seinen Wohnsitz wieder in Basel aufgeschlagen, und nun suchten die Basler auf alle Weise ihm in die Karten zu schauen und seine ferneren Absichten und Aufträge zu erfahren. Es war dies um so begreiflicher, da das Schreiben, womit er sich in Basel eingeführt hatte, sich lediglich auf die Versiegelung der Papiere Bachers bezog und für alles weitere den Vermutungen freien Spielraum gewährte. Man redete in seiner Gegenwart von der französischen Gesandtschaft in der Schweiz als seinem zukünftigen Posten, von einer anständigen Wohnung, die er in diesem Falle beziehen müßte, von einer einheitlichen Gestaltung der schweizerischen Verhältnisse; alles natürlich nur, um ihn zur Aussprache zu reizen. Allein er durchschaute die Absicht und schwieg. „Eines Abends aber," so erzählt Ochs, „bei einem Mitglied der hiesigen Regierung, und nachdem er manche Drohworte wider die aristokratische Partei ausgestoßen hatte, sprach er etwas bestimmter als bis dahin, und es entfiel ihm das Wort un mouvement (eine Bewegung, das ist der Anfang eines Auflaufes, eines Aufstandes)." Bei diesem Worte erschrak gedachte Magistratsperson, stand auf und sagte: „Ein Auflauf würde ohne Nutzen die Herzhaftesten aufopfern; ich selber müßte sie verurteilen helfen." Er stand auf, lächelte etwas höhnisch, murmelte unter den Zähnen die Worte: on se passera de vous, und nahm Abschied." [17])

Auch die Durchreise Bonapartes brachte den Baslern keine völlige Klarheit, da niemand Zeuge der Unterredung war, die Mengaud in einem besonderen Zimmer nach Tische mit dem General hatte.

Am 22. November 1797 erhielt Mengaud einen neuen Auftrag vom französischen Direktorium; er sollte bei der Basler Regierung die Entsendung eines dem Direktorium genehmen Mannes nach Paris betreiben, mit dem man über das Frickthal unterhandeln wollte. Wir sind für den Wortlaut des Auftrages auf Ochs an-

gewiesen, da das Schreiben des Direktoriums selbst nicht zu finden ist: „Il faut faire entendre à Bâle, que la République française aura beaucoup à dire sur le Frickthal, et qu'en conséquence on fera bien de faire négocier d'avance à Paris, par un homme agréable au gouvernement français.“ [18]) Mengaud begab sich am Sonntag den 26. November Abends zu Bürgermeister Peter Burckhardt, um sich seines Auftrages zu entledigen, und am Montag brachte dieser die Sache in der Sitzung der Dreizehnerherren zur Sprache. Die Eröffnungen, die Peter Burckhardt in dieser Sitzung den Dreizehnern machte, gingen nun aber über den Auftrag hinaus, den Mengaud vom Direktorium erhalten hatte. Burckhardt teilte nämlich laut Protokoll [19]) dem Rate mit, daß das Direktorium den Wunsch ausgedrückt habe, es möchte die gleiche Person abgeordnet werden, die schon verschiedene Male in Basler Standesgeschäften in Paris gewesen sei. Wir gehen nicht fehl, wenn wir diesen unmißverständlichen Hinweis auf Ochs der Initiative Mengauds zuschreiben. Es wurde sodann beschlossen, Mengaud möge seinen Auftrag schriftlich dem Rate eingeben. Es scheint dies aber der Eile wegen, mit der die Absendung abgewickelt wurde, nicht geschehen zu sein: wenigstens findet sich kein solches Schriftstück bei den Akten. Schon am folgenden Tage, am Dienstag den 28. November brachten die Dreizehner in der Sitzung des Großen Rates Bericht und Antrag und beschlossen in ihrer am Abend des gleichen Tages abgehaltenen Sitzung definitiv die Entsendung des Oberstzunftmeisters Peter Ochs nach Paris. Daß Mengaud wirklich den ihm vom Direktorium gegebenen Auftrag erweiterte, beweist ein Brief, den er am 21 Prairial an 7 (9. Juni 1799) von Genua aus an die Direktoren richtete; er unterzieht darin seine Laufbahn in der Schweiz einer kurzen Uebersicht und schreibt über die erwähnte Frage folgendes: „Je me suis repenti, et me repentirai toute ma vie, d'avoir, sans qu'il m'eût été

désigné nominativement par vous, décidé l'état de Bâle à vous députer Pierre Ochs. C'était quand il fut question la première fois du parti à tirer du Frickthal." [20]) Zur Erklärung muß schon hier gesagt werden, daß das gute Einvernehmen zwischen Ochs und Mengaud, wenn überhaupt je ein solches bestand, sehr bald getrübt wurde. Die Schuld daran trug Mengaud, der Ochs Worte und Handlungen als gegen ihn gerichtete Feindseligkeiten auslegte und sich, wie wir später zur Genüge sehen werden, überhaupt stets von Verrätern umgeben und bedroht wähnte. Ueber die Entstehung des gespannten Verhältnisses berichtet Ochs selbst: „Kurz vor der Abreise erzählte dem Gesandten (d. i. Ochs) einer seiner Bekannten, daß Mengaud gesagt hätte, das Frickthal wäre nur ein Vorwand. Er antwortete: „Wohlan! so werde ich allein vor den Riß treten, damit gewissen Personen, die mein Zutrauen nicht verdienen, die Leitung der Sache entzogen werde." Unbedachtsam war die Antwort; denn Mengaud, dem man sie unvorsichtigerweise hinterbrachte, wendete solche auf sich an und ergrimmte." [21])

Jedenfalls schlägt Mengaud in dem erwähnten Briefe seinen Einfluß auf die Entschließung des Rates der Dreizehner zu hoch an; die Entsendung von Ochs wäre wohl auch ohne seinen Zusatz gesichert gewesen.

II.

Im Dezember 1797 erfolgte endlich die geplante Versetzung Bachers nach Regensburg; der Brief, worin Talleyrand dem Vorort Zürich davon Mitteilung macht, und das Kreditiv für den neuen Chargé d'affaires Mengaud sind datiert vom 26 Frimaire an 6 (16. Dezember 1797). Es verlohnt sich nicht, bei diesen aus nichtssagenden und irreführenden Höflichkeiten zusammengesetzten Schriftstücken länger zu verweilen. [22]) Der Brief, den Mengaud einige Tage später an den Vorort abgehen ließ, ist dagegen in

einigen Punkten bemerkenswert. Er versichert nicht etwa die Regierungen seiner Freundschaft und Hochachtung, sondern die helvetische Nation und fährt fort: . . . „je ferai tous mes efforts pour contribuer à maintenir la bonne intelligence entre deux peuples voisins et dont les antiques liaisons vont nécessairement se reserrer pour leur plus grand bonheur et à l'avantage de la liberté et de la justice.“ [23])

Die Dreizehnerherren von Basel befaßten sich mit den ihnen vom Vorort Zürich in Abschrift mitgeteilten Briefen Talleyrands in ihrer Sitzung am Dienstag den 26. Dezember 1797. Die beiden Mitglieder, Johannes Hagenbach, Meister zu Hausgenossen und Jakob Christoph Rosenburger, Meister zu Safran, wurden beauftragt, am folgenden Donnerstag dem scheidenden Chargé d'affaires Bacher einen Abschiedsbesuch zu machen und Mengaud zu seiner Ernennung Glück zu wünschen. Die beiden Abgesandten des Rates trafen in der Wohnung Mengauds im Gasthof zu den „Drei Königen“ mit den Offizieren der Festung Hüningen zusammen, die sich unter der Führung des Generals Dufour mit der gleichen Absicht wie sie bei dem neuen Chargé d'affaires eingefunden hatten.

Da uns General Dufour noch öfter begegnen wird, so schicken wir hier einige zum Verständnis notwendige Notizen über sein Leben voraus.[24]) Georges Joseph Dufour wurde geboren am 17. März 1758 zu St. Seine in der Bourgogne. Er diente unter dem ancien régime als Fourier im königlichen Regiment Nivernais. Bei der Errichtung der Nationalgarde ward er mit Ueberspringung sämtlicher Zwischengrade zum Major befördert und kämpfte von 1792 bis 1799 am Rheine, in der Vendée und in Holland mit Auszeichnung gegen die Feinde der Republik. Nachdem er in der Schlacht bei Neerwinden eine erste Verwundung davongetragen hatte, wurde er in dem für die Franzosen unglücklichen Treffen bei Heidelberg (24. September 1794) so schwer verwundet, daß er für

tot auf dem Schlachtfelde liegen gelassen wurde. Er wurde gefangen genommen, geheilt, und gegen einen österreichischen General ausgewechselt. Dufour war ein überzeugter und ehrlicher Anhänger der Republik; er hat bei der Durchreise Bonapartes durch Basel den Ausruf gethan: „que Bonaparte était le premier homme de l'univers,“ weil er noch damals den General für einen getreuen Sohn der Republik hielt. Es war eine seiner Lieblingsideen, daß die Republik eine neue Diplomatie schaffen sollte, die sich im Gegensatze zur Diplomatie der Könige durch Offenheit und Ehrlichkeit auszeichnen würde. Dem vielbesprochenen Projekte, aus Baden und Stücken Süddeutschlands eine Republik zu bilden, stand Dufour nicht ferne. Als am 30 Prairial an 7 (18. Juni 1799) Reubell und La Révellière-Lépeaux aus dem Direktorium entfernt wurden, war Dufour der Kandidat der radikalen Partei im Rate der 500 für eine der erledigten Stellen, machte aber die wenigsten Stimmen. Nach dem Staatsstreiche Napoleons wurde Dufour, obschon Generallieutenant, nur noch mit Kommandostellen im Inneren Frankreichs betraut, und im Jahre 1809 wurde er verabschiedet, weil er die Unklugheit hatte, auch unter dem Kaiserreich den Idealen seiner Jugend treu zu bleiben und weil er aus seiner republikanischen Gesinnung keinen Hehl machte. Zu Beginn der hundert Tage schloß sich Dufour, die erlittene Kränkung vergessend, wieder an Napoleon an, da er glaubte, daß dieser nun den Prinzipien der Revolution zum Durchbruch verhelfen werde. Dufour starb in Bordeaux am 10. Mai 1820.

Diese Notizen waren nötig zum Verständnis der Reden, die bei der oben erwähnten Begrüßung zwischen Dufour und Mengaud in Gegenwart der beiden Abgesandten des Standes Basel gewechselt wurden. Dufour eröffnete den Reigen mit der folgenden Rede: „Le Directoire Exécutif, citoyen Mengaud, en te nommant le chargé d'affaires de la République française en Suisse,

était bien convaincu de ton civisme et nous applaudissons à son choix.

Eloignes de la diplomatie cette affreuse politique, cette astuce des cabinets des rois, qui décèle la faiblesse des gouvernements. La franchise, la loyauté, la générosité, voila le caractère de la grande nation que tu représentes. L'inauguration du pavillon tricolor, doit être l'enseigne et l'espérance des amis de la liberté et de l'égalité de tous les pays. La foudre qui gronde en est le sur garant.

Tu ouvres une nouvelle carrière au milieu d'une république qui compte deux espèces de républicains. Tu seras juste envers tous, mais tu protègeras les autiolygarques.

L'état-major d'Huningue et moi venons te féliciter sur le poste éminent qui t'est confié et que tu as si bien mérité.

Vive la République française!"

Während Dufour in seiner Begrüßungsrede das Ende der Geschlechterherrschaft und den Anbruch einer neuen Zeit auch für die Schweiz mit sehr maßvollen Ausdrücken andeutete, steigerte Mengaud in seiner Antwort diese Andeutungen zu den heftigsten Drohungen. Doch hören wir ihn selbst:

„Tu l'as dit Dufour: Le Directoire exécutif, en m'appellant au poste honorable et délicat de son représentant chez un peuple où naquirent les premiers éléments de notre liberté, a cru reconnaitre dans moi un civisme bien prononcé. Et ce m'est une satisfaction de plus, d'entendre applaudir à son choix un guerrier, qui a répandu son sang avec tant de courage pour la cause républicaiue.

Ma diplomatie ne consistera jamais que dans une haine bien prononcée contre tous les usurpateurs des droits de l'homme et de la souveraineté des peuples. Ma politique ne tendra qu'à les défendre, ces droits imprescriptibles et ina-

linénables au péril de ma vie. J'en jure par ce drapeau sacré qui nous rassemble, et qui ainsi que tu l'as dit est le signal de mort des ennemis de la liberté et de l'égalité.

La Suisse est en quelque façon mon berceau, mon pays natal. Des missions multipliées pour la cause que nous défendons tous, m'ont mis à même d'acquérir des notions suffisantes pour distinguer les bons des mauvais. Les premiers, tu les vois, m'honorent dans ce moment d'une députation nombreuse. Devant eux je réitère le serment de manifester en tout et partout, le respect du Directoire pour la souveraineté du peuple Suisse et l'exercice de ses droits.

En te demandant l'accolade fraternelle, et à l'état-major d'Huningue je provoque de ta part et de la sienne l'examen le plus sévère de ma conduite.

Vive la République!
Vive le Directoire!

Der Schreck, den die drohenden Worte Mengauds den beiden Basler Abgesandten eingejagt haben müssen, wurde nicht wesentlich gemildert durch die Ansprache, mit der er zum Schlusse ihren Besuch verdankte. Sie hatte folgenden Wortlaut:

„C'est avec satisfaction que je reçois les assurances de considération et d'amitié que vous m'apportez au nom des magistrats de la ville de Bâle tant pour la République française que pour moi personnellement. En retour, j'aurai l'honneur de vous dire que le choix que le Directoire a bien voulu faire de moi sera constamment justifié par une conduite analogue aux principes que le guident. Ces principes, Messieurs, sont ceux de la liberté et de légalité, et par conséquent une résolution bien décidée du respect qu'il porte à la souveraineté du peuple suisse et à l'exercice de ses droits. Cela ne veut pas dire, je l'espère, ainsi que les

ennemis de la République et du Directoire, qui sont aussi ceux du peuple suisse, s'efforcent de le faire croire, que nous ayons des projets d'usurpation, ni aucune autre intention que de troubler sans raison le repos des gouvernements suisses."

Diese zweite Rede besagte in etwas gemäßigteren Ausdrücken das gleiche, was die erste und war für Leute, die nur ein wenig zwischen den Zeilen zu lesen verstanden, deutlich genug, denn der Gipfelpunkt der Rede, die Versicherung, daß sich das französische Direktorium nicht ohne Grund in die inneren Verhältnisse der Schweiz einmischen werde, war doch zum mindesten verschiedener Deutungen fähig. Leider haben sich die beiden Abgesandten über ihre Eindrücke nicht näher ausgesprochen; das Protokoll besagt nur, daß sie geziemend empfangen worden seien. Die Reden wurden dann als Flugblatt gedruckt; dasselbe ist aber so selten geworden, daß eine Wiedergabe der Reden wohl gerechtfertigt erscheint.[25])

Unmittelbar nach der geschilderten Begrüßungsfeierlichkeit muß dann die feierliche Aufpflanzung der französischen Fahne auf dem Hotel zu den „Drei Königen" stattgefunden haben. Sowohl Dufour, der in seiner Rede die französische Fahne das Abzeichen und die Hoffnung aller Freunde von Freiheit und Gleichheit nennt, als Mengaud, der ihr den drohenden Titel eines Todessignals für alle Feinde dieser Menschenrechte beilegt, weisen auf dieses Ereignis hin. Auch die Abordnung von Basler Patrioten, die, wie man aus Mengauds erster Rede ersieht, der Begrüßung gleichfalls beiwohnte, hatte sich jedenfalls im Hinblick auf die Aufpflanzung der Fahne eingefunden. Wie Mengaud berichtet, hatten die Basler Patrioten mit General Dufour ein Zeichen verabredet, so daß im Momente, da die Fahne an der Stange emporgezogen wurde, die Kanonen der Festung Hüningen die Entfaltung der französischen Farben in Basel durch eine Salve begrüßten. Eine zahlreiche Menschenmenge

habe sich vor dem Hotel zu den „Drei Königen“ angesammelt und habe, erfüllt von freudigen Hoffnungen, das Zeichen der Freiheit und des Sieges durch Beifallsrufe und patriotische Lieder bewillkommt. Am Abend dieses Tages (28. Dezember 1797) gab dann Mengaud den Führern der Bewegung ein Bankett, an dem außer den Generalen Dufour und Gerard d'Yvieux, auch Adelasio, Minister der cisalpinischen Republik, Joseph Zeltner, der spätere helvetische Gesandte in Paris, sowie eine Anzahl von Basler Patrioten, darunter verschiedene Mitglieder der Räte, teilnahmen. Leider nennt Mengaud keine Namen. Die reinste Begeisterung, wie sie nur die Liebe zur Republik verleiht, herrschte nach Mengaud an diesem Bankett. Die Stimmung der Anwesenden erhellt am besten aus den Gesundheiten, welche im Laufe des Abends ausgebracht wurden. Es ward getrunken auf das Direktorium, dessen Weisheit die Anordnungen trifft, auf die Generale, deren Talent die Ausführung leitet, auf die Armeen von Helden, die sie darin unterstützen, auf das Andenken der Märtyrer, die für das Vaterland starben, auf alles, was die Vaterlandsliebe ersehnt und auf alles, was das Interesse der französischen Republik und der Menschlichkeit noch erfordert.

Dieses am 28. Dezember 1797 abgehaltene Bankett war also gewissermaßen die Hauptprobe für den am 1. Januar 1798 in der Bärenzunft veranstalteten „bürgerlichen Friedensschmaus;“ die Saiten, die hier angeschlagen wurden, klangen dort weiter, wie ein Blick in das Verzeichnis der ausgebrachten Toaste beweist.[26]) Es ist zu bedauern, daß die baslerischen Aufzeichnungen, die für den Bericht Mengauds als Kontrolle dienen könnten, uns in diesem Punkte völlig im Stiche lassen. Die Aufzeichnungen des Ehegerichtsredners Johann Jakob Müller[27]) sind für den Dezember 1797 äußerst dürftig und ein anderer Zeuge, Pfarrer Johann Rudolf Burckhardt zu St. Peter, berichtet über den geschilderten Vorgang nur ganz

kurz: „Es kam ein neuer französischer Agent statt Barthélemy und Bacher, Namens Mengaud. Er hing den dreifarbigen Fahnen zu 3 Königen aus.“[28]) Die Regierung überging die Sache mit Stillschweigen; sie mochte wohl fühlen, daß sie den zu einem kräftigen Einschreiten erforderlichen Rückhalt in der Bürgerschaft nicht mehr besaß.

Am 27. Dezember war mittlerweile in Aarau die Tagsatzung eröffnet worden, die letzte Tagsatzung der alten Eidgenossenschaft, welche statt energischer und kluger Maßregeln am 25. Januar 1798 die oft getadelte Beschwörung der alten Bünde vornahm. Mengaud konnte nicht, wie er wohl gewünscht hätte, sofort nach Aarau abreisen, sondern mußte als neu ernannter Chargé d'affaires zuerst die diplomatischen Beziehungen mit den einzelnen Ständen anknüpfen. Er hatte am 1. Januar 1798 vom Direktorium den Auftrag erhalten, bei den verschiedenen Regierungen auf Abstellung der gegen die Patrioten gerichteten Tyrannei zu dringen und begann die Regierungen mit diesbezüglichen Schreiben zu überschwemmen.[29]) Daß diese Maßregeln nicht geeignet waren, die Unbeliebtheit, deren er sich schon seit dem Wickhamhandel bei den Regierenden zu erfreuen hatte, zu vermindern, ist klar; Mißtrauen und der Wunsch, daß er bald wieder abreisen möchte, waren denn auch die vorherrschenden Gefühle der Tagherren gegen ihn von dem Momente an, da er auf der Tagsatzung erschien. Mengauds Abfahrt nach Aarau erfolgte am 8. Januar 1798; auf seinem Wagen wehte die Tricolore und sechs Husaren der Garnison von Hüningen begleiteten ihn als Ehrenwache. Es ist bekannt, wie auf der Fahrt durch die Landschaft er oder einer seiner Begleiter mit dem Arisdorfer Schuhmacher Johannes Dill in ein Gespräch kam, das sich um die Herstellung der alten Freiheiten drehte und dessen augenblicklicher Erfolg der Zug der Arisdorfer auf die Farnsburg war.[30])

Die angedeutete Stimmung der Tagherren gegen Mengaud wird sehr gut illustriert durch einen Brief des Seckelmeisters Hirzel

von Zürich vom 10. Januar 1798 an seinen Sohn, der über Mengaud folgenden Passus enthält: „Ich mache dir die Anzeige, daß Mengaud seit gestern sich hier befindet, vor uns über logiert und den pavillon national bei seinem Fenster aufgepflanzt hat. Du kennst ihn jetzt auch, und ich gestehe dir, der Gedanke wälzt mir das Herz im Leibe um, daß ein Geschöpf von der Art, dessen Ideengang sich kaum über das krapulose Leben und Weben eines garde du corps erhebt, der Friedensbote zwischen zwei Nationen sein soll. Man sieht aus dieser Wahl, wie man uns erniedrigen will; denn dieser Mensch kann und wird auch jetzt nicht mehr als einen porteur d'ordre vorstellen, als wozu ihn Rewbell anfänglich gebraucht, und zu welcher Rolle ihn die Natur einzig fähig gemacht hat; tausendmal lieber wollte ich mit dem aide-de-camp des Herrn Dufour, neben dem ich diesen Nachmittag bei der Tafel saß, ob er gleich Militär und noch jung ist, die wichtigsten Geschäfte abthun, als mit jenem automate. Davon ist nun keine Rede, daß Mengauds Gegenwart unsere Besorgnisse stille. Dieser Mensch kann über nichts eintreten, hängt lediglich an seinen ordres und will keine Forderungen, welche etwa denselben entgegenstehen, annehmen. Auch heißt's, er werde bald wieder abreisen. Der Himmel mag mit ihm sein." [31])

Die Abneigung des Herrn Seckelmeister Hirzel gegen Mengaud ist ja begreiflich und gerechtfertigt, aber in der Beurteilung seiner Fähigkeiten und Absichten hat er entschieden nicht das Richtige getroffen. Mengaud war viel zu ehrgeizig und hatte, wenn er sich auch manchmal zum Scheine an seine Aufträge anklammerte, doch zu viel eigene Ideen für die Durchführung der helvetischen Revolution, als daß er sich mit der Rolle eines bloßen Sprachrohrs des französischen Direktoriums begnügt hätte.

Der Erfolg, den seine Reise durch die Landschaft Basel gezeitigt hatte, erfüllte Mengaud mit den weitgehendsten Hoffnungen

für eine rasche Vollendung der schweizerischen Revolution. Man ersieht aus seinen Briefen, daß er sich in den ersten Tagen seines Aufenthaltes in Aarau mit der Hoffnung trug, ohne Waffengewalt die Revolution herbeizuführen und der Reformator der Schweiz zu werden. „Mit Festigkeit und Mut werden wir durch gleiches Vorgehen wie in der Landschaft Basel die niederträchtige Oligarchie über den Haufen werfen, sobald es uns beliebt," schrieb er am 10. Januar. Oder: „Je pense que je n'aurais besoin que de faire une course dans tous les cantons, en trainant le drapeau fatal audessus du chignon des oligarques, comme j'ai fait dans ma promenade de Bâle ici pour faire la révolution." Seine Hoffnungen müssen jedoch wesentlich herabgestimmt worden sein durch einen anonymen Brief vom 10. Januar 1798, worin ihm die Mitteilung gemacht wurde, daß der Große Rat von Basel bei der Tagsatzung den Antrag auf Entsendung einer eidgenössischen Gesandtschaft nach Paris werde stellen lassen; Zweck dieser Gesandtschaft werde sein die Entlassung von Peter Ochs aus Paris und die Rückberufung Mengauds aus der Schweiz beim Direktorium durchzusetzen. Ueberhaupt sei er von Fallen umringt und man sei entschlossen, in Paris weder Geld noch Intriguen zu sparen, um ihn von seinem Posten zu verdrängen. Es ist natürlich schwer zu sagen, inwiefern die aristokratische Partei in Basel noch damals derartige Hoffnungen hegte und was für Anstrengungen in diesem Sinne gemacht wurden. Den Absender des Briefes hat Mengaud nicht gekannt; jedenfalls ist er unter den Basler Patrioten zu suchen. Man ist lebhaft versucht, einen ebenfalls vom 10. Januar 1798 datierten Brief Mengauds an das französische Direktorium als Ausfluß der Gefühle zu betrachten, welche dieses anonyme Schreiben in ihm wachrief. Die Schwierigkeit, daß beide Briefe das gleiche Datum tragen, würde sich durch die Annahme lösen lassen, daß der anonyme Brief am frühen Morgen des 10. Januar

geschrieben und während des Tages nach Aarau befördert wurde. Mengaud aber pflegte, wie er verschiedentlich berichtet, seine Briefe jeweilen Abends oder Nachts zu schreiben und am Morgen zu expedieren. Er richtet in diesem Briefe ganz unverblümt die Frage an das Direktorium: „Mais qu'attendez-vous donc pour prendre possession de la ville de Bâle," und fragt dann an, ob er die Basler Aristokraten soweit reizen und provozieren solle, daß sie genötigt sein würden, ihn aus Basel wegzuweisen; damit wäre ja dann der Vorwand für die Wegnahme Basels geschaffen. Es war dies wohl das erstemal, daß dieses später noch oft ventilierte Projekt der Annektierung Basels in dem Briefe eines französischen Chargé d'affaires klipp und klar ausgesprochen wurde. Daß Basels Lage in den Augen der übrigen Welt schon damals als gefährdet galt und eine Okkupierung der Stadt durch die Franzosen als bevorstehend angesehen wurde, zeigt der Umstand, daß die bedeutendste deutsche Zeitung jener Tage, Posselts Neueste Weltkunde, in ihrer Nummer vom 5. Januar 1798 die Nachricht brachte, daß 3000 Franzosen, allerdings ohne Waffen, am 1. Januar in Basel eingerückt seien.

Als am 11. Januar der Antrag Basels auf Entsendung einer eidgenössischen Gesandtschaft nach Paris in der Tagsatzung wirklich gestellt wurde, da konnte Mengaud bald sehen, daß die Sache bei der herrschenden Unschlüssigkeit im besten Falle nicht so rasch zur Ausführung kommen werde. Die Regierungen hätten gerne eine Gesandtschaft geschickt, die unabhängig von dem damals in Paris weilenden Peter Ochs die Interessen der Eidgenossenschaft vertreten hätte, mußten aber, wenn auch wider ihren Willen, einsehen, daß eine Hintansetzung des bei der französischen Regierung beliebten Peter Ochs den Erfolg einer solchen Gesandtschaft von vorneherein illusorisch machen würde.[32]) Der anonyme Brief mag auch dazu mitgewirkt haben, daß Mengaud, der in vertraulicher Weise über

seine Meinung in betreff der Gesandtschaft angefragt wurde, erklärte, er müsse das Direktorium anfragen, bevor er den Gesandten Pässe ausstellen dürfe.[33])

Mengaud muß sich also bald wieder sicher gefühlt haben, denn er begann definitive Pläne für die Durchführung der Basler Revolution zu fassen; dieselbe sollte, wie auch Ochs plante, als Vorbild für die übrigen Kantone dienen. Es ist nicht ohne Interesse zu vernehmen, wie Mengaud sich die Sache dachte. Die mühsamen und vielleicht auch nicht ganz gefahrlosen Vorbereitungen für die Staatsumwälzung wollte er vertrauensvoll den Basler Patrioten überlassen. Wenn die Sache zur Ausführung reif wäre, so sollte Ochs denselben von Paris aus die Weisung geben, sich mit Mengaud ins Einvernehmen zu setzen. Im richtigen Momente hätten dann die Basler Patrioten ihre Fahne entfalten und eine Deputation ihn selbst in seiner Wohnung abholen sollen; er wollte sich dann mit der französischen Fahne anschließen zur Abholung des Geschäftsträgers der cisalpinischen Republik, Adelasio, dessen Fahne die dritte im Bunde sein sollte. Die uns bereits bekannten Artilleriesalven der Festung Hüningen sollten nach Mengauds Plan auch diesen feierlichen Akt begleiten. Damit die Sache für die Beteiligten ohne Gefahr ablaufe, sollten Abteilungen der Hüninger Garnison mit Artillerie dicht an der Schweizergrenze Stellung nehmen mit dem Befehl, die Grenzen zu überschreiten im Falle, daß die alten Behörden irgend welchen Widerstand versuchten. Eine kleine Husarenabteilung aber sollte die Stadt Basel selbst betreten, um, wie sich Mengaud ausdrückt, „dem Feste mehr Glanz zu geben.“. Der Rest des Tages sollte der Freude gewidmet sein.

Es ist bekannt, daß die Durchführung der Basler Revolution am 22. Januar 1798 in viel schönerer und würdigerer Weise ohne diese aufdringliche Einmischung französischer Truppen und Fahnen gefeiert wurde.

Mengaud selbst hat bei der eigentlichen Durchführung der Basler Revolution keine weitere Rolle mehr gespielt und wurde, wie das Schweigen seiner Korrespondenz deutlich beweist, von den Basler Patrioten zu Stadt und Land nicht mehr um Rat und Hilfe angegangen, so daß er seinen schönen Plan für sich behalten mußte. Dagegen ist bekannt, daß er durch seine Agenten das Landvolk für die Zerstörung der Landvogteischlösser bearbeiten ließ.[34]) Er befand sich auch am 22. Januar gar nicht in Basel, sondern ließ sich durch seinen Legationssekretär Bignon vertreten; dieser hat am Abend die Gesundheit auf das Gedeihen des Basler Freiheitsbaumes ausgebracht.[35]) Verschiedene Andeutungen weisen darauf hin, daß hier die Anfangsgründe für den verbissenen Haß zu suchen sind, mit dem Mengaud fast von diesen Tagen an der Stadt Basel, ihrer Revolution und der Nationalversammlung gegenüberstand. Daß die Patrioten die Umwälzung durch eigene Kraft und Klugheit zu einem guten Ende führten, ohne daß er dabei eine Rolle spielen konnte, hat er ihnen nie vergessen. Als Bürgermeister Andreas Buxtorf beim Ausbruch der Revolution am Abend des 18. Januar 1798 von der Regierung aus Aarau abberufen wurde, da versuchte er zweimal einen Abschiedsbesuch zu machen, ohne ihn zu treffen, und war gezwungen, sich schriftlich zu verabschieden. Die Vermutung liegt nahe, daß Mengaud ihn überhaupt nicht mehr sehen wollte und seine Anwesenheit verleugnete. Auch der Schlußsatz des Briefes, womit Mengaud die Anzeige von der Durchführung der Revolution in Basel verdankt, erlangt erst durch die Annahme einer in ihm gegen Basel herrschenden Verstimmung seine volle Klarheit. Mengaud belobt zwar in seinem Briefe die Basler für ihre Anordnungen, fährt aber dann fort: „C'est d'après ces dispositions de Votre part et sur lesquelles je n'auray probablement point conçu des espérances vaines, que ma conduite continuera de manifester les sentiments du Directoire Exé-

cutif auprès de Vous et de tous les peuples qui voudront resaisir leurs droits usurpés."[36]) — Mengaud wollte doch mit diesen Worten den Baslern offenbar zu verstehen geben, daß er ihrer Revolution nicht völlig traue.

In Aarau fand Mengaud für diejenige Thätigkeit, die ihm von den Regierungen begreiflicherweise am meisten verübelt wurde, für die Ausbreitung revolutionärer Ideen, einen empfänglichen Boden. Der damalige Aarauer Pfarrer Joh. Georg Fisch, selbst ein überzeugter Anhänger der neuen Ideen, hat die Ereignisse jener Tage in einer Denkschrift[37]) niedergelegt, woraus man deutlich ersieht, daß in Aarau, Aarburg und Zofingen der Gehorsam gegen die Berner Regierung in den letzten Tagen des Januar 1798 auf ein Minimum zurückgegangen war. Als Bern die aargauischen Kontingente aufbot, da weigerten sich die Mannschaften, gegen die französische Republik zu Felde zu ziehen. Auf den Sammelplätzen kam es zu ärgerlichen Auftritten. In Aarburg wollte sich kein Mann in die Reihe stellen und die Offiziere waren gezwungen, sich zu verstecken und sich schließlich auf die Festung zu flüchten. Auf dem Zofinger Sammelplatz war die Weigerung allgemein und das Lenzburger und das Brugger Bataillon stellten die Bedingung, nicht aus dem Aargau fortgeführt zu werden.[38]) Den Gemeinden, welche sich auf diese Weise weigerten, gegen Frankreich die Waffen zu ergreifen, wurden von Mengaud die sogenannten Sauvegardes ausgestellt, welche folgenden Wortlaut hatten:

Sauvegarde

du Citoyen Mengaud, ministre de la République française en Suisse.

Il est notoire à tous et un chacun que la République française prend sous sa spéciale et puissante protection tous ceux des citoyens Suisses ainsi que leurs familles qui refuseraient de prendre les armes contre la France, ou qui

manifesteraient des opinions et des dispositions favorables aux principes de son gouvernement.

En conséquence et en vertu des pleins pouvoirs et des ordres transmis par le Directoire nous déclarons formellement et particulièrement pour ce qui concerne la ville municipale de [Arau] que les personnes, leurs propriétés et les familles spécifiées ainsi que dessus sont placées sous la garantie personelle et directe de chacun des membres composant les gouvernements des différents états de la Confédération helvétique, qui en demeurent responsables vis-à-vis de la République, du Directoire Exécntif et des armées françaises.

Fait et donné à Arau sous le sceau de la légation française en Suisse le 11 Pluviôse l'an 6 de la République nne et indivisible.

Die Aufständischen wurden also nicht etwa, wie man nach der Eingangsphrase erwarten sollte, unter den direkten Schutz des französischen Direktoriums oder der französischen Armee gestellt, sondern unter den Schutz ihrer eigenen Regierung; die Aarauer wurden also den Mitgliedern der Berner Regierung empfohlen, während sich das französische Direktorium nur eine Art von Oberaufsicht vorbehalten wollte.

In erster Linie wollte Mengaud jedenfalls die Regierungen durch diese Fassung der Sauvegardes ärgern und zweitens war sie geeignet, ihm über die Absichten der Regierenden Klarheit zu verschaffen. Ließen sie sich die Sache gefallen und blieben die Aarauer unbehelligt, dann konnte er ruhig auf dem betretenen Wege weiter schreiten, dann standen seine Aussichten gut; kehrte sich aber die Berner Regierung nicht an die Sauvegardes, so war es klar, daß die Waffen den endgültigen Entscheid bringen mußten. Unter Mengauds Papieren findet sich eine Liste von Gemeinden, die sich

solche Sauvegardes ausstellen ließen; sie enthält folgende Namen: Aarau, Niederlenz, Suhr, Thalheim, Langenthal, Schinznach, Rohr, Buchs, Winterthur, Densbüren, Unterentfelden, Oberentfelden, Zofingen, Aarburg, Olten. Diese Liste ist jedoch leider nicht vollständig, da Mengaud, wie wir aus der schon erwähnten Denkschrift von Pfarrer Fisch erfahren,[39]) bis zum Abend des 30. Januar im ganzen an über vierzig Gemeinden Sauvegardes ausgestellt hatte.

Außer diesen Sauvegardes stellte Mengaud auch persönliche cartes de sûreté aus, und die Aarauer Bürger haben, wie die nachfolgende Liste beweist, von dieser Einrichtung ausgiebig Gebrauch gemacht. Das nachfolgende Schreiben wurde ihm am 8 Pluviôse an 6 (27. Januar 1798) übergeben.

Les citoyens de la ville municipale d'Arau au canton de Berne instruits des dispositions du Directoire Exécutif de la République française à protèger les patriotes suisses qni sont exposés à des persécutions de la part du gouvernement du canton de Berne pour raison de manifestation de leurs principes de liberté ont remis au citoyen Mengaud les listes de signatures cy jointes.

Les soussignés d'Arau supplient le citoyen Mengaud ministre de France en Suisse de vouloir bien interposer ses bons offices auprès du Directoire à l'effet d'obtenir pour chacun d'eux une carte de sureté qui les mette à l'abri des persécutions et poursuites auxquelles pourrait les exposer la manifestation de leurs principes de liberté.

Jean Henry Ernst à l'Aigle à Arau.

J. Jacques Hemmeller, Donanier.

Theophile Wassmer, Horloger.

Rodolphe Maerk, Horloger.

Jean Ernst, Horloger.

Jean Rodolfe Wydler, Chapelier.

Samuel Schmid, Chaudronnier.
Jacob Peat Stiner, Messerschmied.
Kaspar Fischer, Messerschmid.
J. Jacques Hentz.
Jean Friederich Wydler.
Samuel Rychner, horlogé.
Jacques Guillaume Wydler, Apoticaire.
Samnel Schäfer, Küfer.
B. Jb. Imhoof, Apoticaire.
Jean George Steiner le jeune de Winterthour,
domicilié à Arau.
Emanuel Kuhn d'Yverdon, domicilié à Arau.
Joh. Heinrich Ernst jüngst.
Benoit Nuesperling, Coutellier.
Daniel Wärtli Jünger Coutellier.
Joh. Heinrich Märck, Weissgärber.
Henry Kieser.
Andreas Kieser, Modelstächer.
Samuel Buhlrein, Coutelier.
Jacob Siebenmann, Pulongeur.
Ambrosius Märck uremacher.
Friedrich Jakob Bek, Buchdruker.
Daniel Ehrsam, Schneider.
Abrham Räber.
Johannes Schäfer, Mässerschmid.
Beat Hagnauer, horloger.
Jakob Schmied, Huthmacher.
Saudoz du Comté de Neuchatel domicilié à Arau.
Samuel Rufli, Zimmermann.
Daniel Pfleguer.
Jean Beat Hagnauer.

Rud. Gonzenbach.
Jn. Rod. Maurer.
Charles Rod. Hounziguer.
André Bouser.
Ls. Widler.
Jean Rodolphe Wydler.
Jean Henry Wydler.
Jean Maerk l'ainé, Horloger.
Jos. Hammer à la demie Lune à Olten dans le canton de Soleure.
Henry Sautter, Menusier de Sour près d'Arau.
Jn. George Hounziguer le Jeune.
Frédric Hounziguer.
Jn. Jacques Herrosé.
C. J. Herrosé.
Abr. Herrosé.
Jean Herrosé.
Brandolf Hounziguer.
Jean Jacques Hounziguer.
Théophile Saml. Imhooff.
Frederic Hagnauer.
Jean Schmidt.
Samuel Fisch.
Louis Imhoff.
Fred. Beck.
Jn. Rod. Jmhooff fils.
Jerome Meyer à Arau.
Marc Schmouziguer à Arau.
Théophile Hounziguer à Arau.
Jean Rychner.
Samuel Saxer.

Rod. Meyer fils.
Jean Henri Rothpletz à Arau.
Charles Sigismond Rothpletz à Arau.
George Durr cadet.
Daniel Siebenmann le jeune à Arau.
Beat Louis Schmutziguer à Arau.
Jn. Henry Sybmann not.

Die Liste enthält im ganzen 73 Namen; drei der Unterzeichner waren bloß in Aarau niedergelassen, einer wohnte in Olten und einer in Suhr. Die Mitglieder der tonangebenden und angesehenen Aarauer Familien, die Herosé, Waßmer, Hunziger, Wydler, Rothpletz, Imhoof u. a. stellten einen bedeutenden Teil der Unterschriften; sie fühlten sich in erster Linie durch die Ausschließlichkeit der Berner Regierung zurückgesetzt und erhofften und erstrebten eine Besserung der bestehenden Verhältnisse. Ihnen schlossen sich aber auch die Handwerker in nicht kleiner Anzahl an.

In Bern war unterdessen auf den Antrag des Majors Mutach hin in der Sitzung der Räte und Bürger vom 26. Januar der Beschluß gefaßt worden, Ausgeschossene aus der Bürgerschaft, den deutschen Städten und Landschaften nach der Hauptstadt zu berufen, um gemeinsam mit der Regierung über das Wohl des Vaterlandes zu beraten. Im ganzen wurden 52 Ausgeschossene auf den 1. Februar einberufen; auch Aarau sollte einen Vertreter schicken.[40]) Mengaud erblickte in dieser Maßregel, die nach der Meinung der Berner Regierung aller Unzufriedenheit den Boden entziehen sollte, den Anfang der Berner Revolution und glaubte, daß durch eine kleine Truppendemonstration die Regierung zu einem völligen raschen Nachgeben könne gezwungen werden. Den Vorwand, um die Entsendung einer Truppenabteilung von Hüningen nach Aarau zu verlangen, lieferte ihm ein Vorfall, der sich am 25. Januar 1798 in dem waadtländischen Dorfe Thierrens abgespielt hatte. Dort waren

zwei französische Husaren, die einen Adjutanten des Generals Menard zu General Weiß begleiteten und bei dieser Gelegenheit einen bernischen Vorposten beleidigten, erschossen worden.[41]) In einem Briefe vom 29. Januar beauftragte er seinen Stellvertreter in Basel, den Legationssekretär Bignon, das Nötige zu besorgen. Er macht ihm in diesem Schreiben Mitteilung von dem erwähnten Vorfall in Thierrens und von der Einberufung der Delegierten nach Bern und fährt fort: „Il s'agit donc de saisir cette occasion afin d'exciter une insurrection dans ce pays-ci, où déjà plusieurs bailliages et villes municipales sont en mesure .... Je ne néglige aucun moyen à ma disposition pour accélérer par l'effet seul de la terreur l'accomplissement des vœux du Directoire, qui sont ceux de tous les vrais républicains et voulant en conséquence tirer tout le parti possible de la confiance dont le gouvernement veut bien m'honorer, j'ai déjà donné des ordres pour prendre possession de Bienne et développer de ces côtés et depuis là à Huningue des dispositions militaires, qui doivent produire le double effet de fortifier les patriotes et de dissiper les espérances ridicules de leurs adversaires. J'ai eu lieu de me convaincre pendant mon séjour ici combien la présence de nos hussards a influé sur les esprits, et c'est uniquement par cette considération, quoique sous le prétexte d'un danger réel pour moi et mon retour à Bâle que je voudrais faire venir ici deux compagnies au moins, tant de hussards que d'autres troupes à cheval. Vous aurez soin d'observer au Général avec qui Vous en conférerez qu'il importe au succès de mon plan que ces troupes soient de la meilleure tenue possible; enfin Vous Vous entendrez avec lui, afin que tout aille pour le mieux. Du moment où le Général vous aura averti que cette troupe pourra partir

au premier mot, Vous aurez la complaisance d'en prévenir les autorités constituées de Bâle en demandant leur consentement, et en les assurant même par écrit que c'est par mon ordre que Vous agissez et qu'il n'y a rien à craindre pour la sûreté de la ville et du territoire de Bâle non plus pour les personnes et les propriétés. Au reste si le Général ne peut fournir autant de monde que j'en demande et que le magistrat de Bâle trouve qu'il y en ait trop, Vous ferez pour le mieux; je me consenterai de moins. Cette mesure est d'autant plus nécessaire, que les habitants d'Arau plantent l'arbre de liberté ce soir." Siegesgewiß schließt er den Brief mit den Worten: „Les Français pourraient bien être à Berne avant la fin de la décade, car tous mes rapports annoncent que les choses se mesurent sur nos mouvements. Je reçois à l'instant une députation de Berne qui me prouve que nous y sommes attendus et que sitôt que l'on nous entendra chanter la carmagnole tout le monde la dansera."

Die beiden verlangten Kompagnien sollten, wie Mengaud dem Direktorium berichtet, sich unter der Führung seines Bruders, des Generals François Xavier Mengaud,[42]) der in jenen Tagen ebenfalls in Aarau verweilte, der Festung Aarburg bemächtigen und so die Verbindung zwischen Bern und Zürich unterbrechen.

In Aarau muß in jenen Tagen eine fast fieberhafte Begeisterung geherrscht haben; Mengaud selbst mußte die Aarauer bitten, die Aufrichtung des Freiheitsbaumes bis nach der Abreise der Tagherren zu verschieben. Er that dies, weil er glaubte, daß das Landvolk nicht wagen würde, sich zu beteiligen, so lange die Tagherren in Aarau weilten.

Fast zur gleichen Zeit mußte er aber auch einsehen, daß die Stimmung der Aarauer nicht überall geteilt wurde, daß große

Kreise des Volkes der Revolution feindlich gegenüberstanden. Am 30. Januar rückten die katholischen Bewohner des Freiamtes dreitausend Mann stark bis vor Aarau, so daß die Stadtthore geschlossen und der Generalmarsch geschlagen wurde. Mengaud und sein Bruder erboten sich, die Bedienung der Geschütze zu leiten. Da aber die Aarauer Artillerie nach dem glaubwürdigen Zeugnis des Pfarrers Fisch bloß aus vier alten Kanonen bestand, die nicht einmal zwei Pfund schossen und da das Zeughaus, eine Rüstkammer militärischer Altertümer und Raritäten, den Verteidigern bloß alte Schwerter und Hellebarden hätte liefern können,[43]) so war es ein Glück, daß die Tagsatzung die Vermittlung übernahm. Es gelang in der That den beiden Tagherren Frisching von Bern und Balthasar von Luzern, die aufgeregten Volksmassen zum Rückmarsch zu bewegen und so ein Blutvergießen zu verhindern.

Auch mit der Tagsatzung hatte er noch in den letzten Tagen Schwierigkeiten, die ihn zu folgendem Zorneserguß veranlaßten: „Ils prétendent que je ne traite pas avec eux comme de souverain à souverain. Quelle pitié! Après avoir toujours dit, écrit en toutes occasions, et encore aujourdhui en présence de mon frère prenant congé, que je ne reconnaissais de souverain que le peuple; et pour me rendre plus intelligible je l'ai dit, redit, écrit, réécrit, imprimé, réimprimé en Français, Allemand et Italien. Quelle diable de langue faut-il donc employer vis-à-vis de ces Messieurs et Seigneurs?“

Der Todesstoß aber wurde seinen Plänen versetzt durch die Weigerung der Basler Nationalversammlung, den Durchmarsch der zwei Kompagnien zu gestatten; zugleich bot sie ihm eine Abteilung Basler Kavallerie zu seinem persönlichen Schutze an. Wie schwer diese Weigerung den Ehrgeiz Mengauds getroffen hat, zeigt der Umstand, daß er von diesem Augenblicke an für Basel kein gutes

Wort mehr hatte und daß jeder seiner Briefe an das französische Direktorium von Verdächtigungen und Beschimpfungen der Basler Nationalversammlung wimmelt. Hören wir, wie er selbst dem Direktor Reubell den mißglückten Versuch meldet, indem er ihm die in der Sache gewechselten Briefe übersendet:

Arau, 13 Pluviôse an 6. (1. Februar 1798.)

Citoyen Directeur!

Vous verrez par la lettre de mon collaborateur Bignon et celles en copie que l'état de Bâle lui a écrites en réponse de ma demande d'un passage de denx compagnies de dragons non armés, que le machiavélisme des Bâlois vaut bien celui des Bernois et des Zurichois. Je vous en ai déjà donné qnelques échantillons, et vous pouvez vous convaincre à présent, ainsi que j'ai eu l'honneur de vous écrire, que la révolution de ce petit état n'était absolument qu'une affaire de spécnlation individuelle et générale, individuelle, en ce que ceux qui l'ont faite, après cependant que je les y ai eu poussés pendant trois mois comme en laboureur sa charrue, n'ont cherché qu'à déplacer pour se mettre en place ou s'y conserver sous une autre dénomination; et générale, en ce que l'ancien esprit de méfiance et de haine contre la France se montre aussi fort que jamais, par la manifestation du système politique qui lie les gouvernements Suisses entre eux au détriment de leurs alliés, sans égard à leur voisinage, à leur puissance ni à la reconnaissance des bienfaits qu'ils en reçoivent. Vous avez bien été instruit du rappel de la députation de Bâle, motivé sur ce que cet état n'approuvait pas le serment du renouvellement de l'alliance féderative des cantons. Les pièces que je vous envoie vous feront voir si ces MM. jouent bien la comédie;

et en effet: le refus d'adhérer à la prestation du serment en question semblait devoir détacher les Bâlois, sur le point de se donner une constitution, des engagements politiques qui s'opposent à cette constitution et à la protection de la puissance voisine qui la consacre par les principes de son gouvernement. Cependant MM. de Bâle, au lieu d'accéder purement et avec empressement à la demande du passage de deux compagnies de dragons m'envoient une députation pour en conférer; et en même temps ils m'écrivent qu'ils ont consulté l'état de Zurich. Pour ne pas donner à ces Solons l'orgueil de penser que je cédasse à leurs raisons, j'ai sur le champ dit que je venais d'écrire au secrétaire de légation à Bâle, que les circonstances avaient changé et que je ne croyais plus avoir besoin de cette mesure de sûreté. Alors les députés de s'écrier qu'ils étaient venus pour me chercher et que je serais gardé par la cavalerie bâloise. Si cependant je me fusse trouvé en danger, ces magnifiques citoyens de Bâle, qui respectent les Zurichois et peut-être les Bernois plus que la France, n'auraient pas osé mettre le pied avec une force armée sur l'état de Soleure et de Berne, qu'il me faut traverser aujourd'hui pour me rendre à Bâle. Et les troupes de Soleure et de Berne qui me menacent, pourraient fort bien me retenir en otage, si, à mes hussards au nombre de 10, ne se joignait une escorte des habitants d'Arau. Mais voulant faire voir aux Bâlois qu'ils n'ont été, dans cette circonstance comme dans tant d'autres, que des ânes, je leur ai observé que cette mesure ne tenait point à aucune crainte de dangers de ma part, et pour le leur prouver, je n'ai pas voulu m'en retourner avec eux, ni accepter leur escorte; et au lieu de me rendre à Soleure, comme j'avais le projet, je pars subi-

tement pour Bâle sans rien faire dire de mon arrivée, ainsi que la députation m'en avait prié. J'ai ajouté que l'apparition des deux compagnies de dragons sous le prétexte de venir me garantir d'un assassinat pareil à celui de l'adjutant de l'armée française dans le pays de Vaud, aurait complété la révolution que j'avais si bien préparé dans la partie allemande du canton de Berne, pendant mon séjour à Arau. Et il est prouvé que la venue de cette petite troupe aurait paru au Sénat de Berne une mesure combinée sur les mouvements des Français dans le pays de Vaud; les olygarques auraient pris cela pour une avant-garde, surtout d'après le concert qu'ils auraient vu entre ma conduite et celle des généraux à Huningue. Alors les Bernois qui, assure-t-on, dans ce moment sont aux prises dans leur Sénat, n'auraient pas eu l'insolence de faire marcher des troupes jusqu'à une lieue d'ici, et n'en auraient point envoyé à Aarbourg où la révolution serait actuellement aussi complète qu'ici; ce qui m'a obligé d'écrire à Berne la lettre dont je vous envoie copie. Au reste cette portion de terre parait être en mesure ouverte de guerre contre nous, ils ne répondent plus au lettres que je leur écris de notre part; et il est probable qu'ils ne le feront pas à ma dernière . . . . . . Ils est certain que la révolution ne sera totale et bien faite en Suisse que par la présence de nos troupes. Que Berne soit serré de près, en déclarant que l'on n'en veut qu'au magistrat actuel; que Soleure ait des cantonnements; que la ville d'Arau ait une garnison française; et qu'on ait entrée et passage sur Bâle: alors tout est fini. Cet évènement mérite d'autant plus d'être médité que les habitants de la Souabe, du Brisgaw etc. n'attendent que l'instant pour s'insurger de leur côté. Il en est venue en-

core hier une députation à laquelle je n'ai pu donner que des espérances faute d'instructions précises; car il en faut.

Die Weigerung der Nationalversammlung, die beiden Kompagnien über das Basler Gebiet marschieren zu lassen, hat Mengaud die Freude am Aarauer Freiheitsbaum, der am Abend des 1. Februar gepflanzt wurde, vergällt; zugleich mußte er aus dem Vorrücken der bernischen Truppen ersehen, daß die Berner Regierung nicht gewillt war, seine Sauvegardes irgendwie zu respektieren.

III.

So reiste Mengaud am 2. Februar von Aarau nach Basel zurück, zum großen Bedauern der Aarauer, denen seine Anwesenheit einen gewissen Schutz gegen die Besetzung und Bestrafung ihrer Stadt durch bernische Truppen geboten hatte. Erreicht hatte er in den drei Wochen, die er in Aarau zugebracht hatte, fast nichts und alle seine Pläne waren schließlich zergangen wie Seifenblasen. An eine friedliche Revolutionierung der Schweiz dachte er nun, wie er auch schon an Reubell schrieb, nicht mehr und richtete am 3. Februar 1798 einen energischen Brief an Brune, worin er ihm auseinandersetzte, daß Bern die Sauvegardes mißachte und sich anschicke, die betreffenden Gemeinden zu bestrafen. Der durch die Sauvegardes zugesicherte Schutz dürfe jedoch nicht ausbleiben. Mengaud forderte Brune auf, keine Zeit zu verlieren, die Truppen in Bewegung zu setzen und die entscheidenden Schläge zu führen. Seine Briefe aus diesen Tagen atmen eine furchtbare Bitterkeit, dafür mag ein Brief, den er am 4. Februar über die Lage in der Schweiz und in Basel an das Direktorium richtete, sprechen:

Bâle, 16 Pluviôse, an 6. (4. Februar 1798.)

Citoyens Directeurs!

Si la révolution en Suisse ne devait être que pour eux, je ne m'en serais certainement pas mêlé; mais comme cette

opération régénératrice doit avoir des résultats avantageux pour la grande nation qui aurait déjà brisé les fers du royalisme dans toute l'Europe sans l'existence du gouvernement helvétique, le plus monstrueux possible, il faut le renverser coute qui coute, sous le bon plaisir du Directoire. Cette mesure devient d'autant plus urgente que tout prouve une nouvelle combinaison de trames plus perfide que tout ce qui a jusqu'à présent signalé la haine perverse de l'oligarchie Anglo-Suisse contre la République française. Vous verrez, Citoyens Directeurs, par les pièces que j'ai eu l'honneur de Vous envoyer, les mesures qu'il m'a paru important de prendre. Tandis que les différents cantons, balancés par les intrigues de leurs prêtres et de leurs tyrans séculiers, ne cherchent qu'un point d'appui qui ne peut être que la France, il est révoltant de voir l'état de Bâle redevenir, sous une forme et une dénomination différente, un des chainons de l'exécrable système au moyen duquel l'Angleterre espère encore lutter contre les destinées de la France, de l'Europe et de l'univers, si bien tracées par la main vigoureuse du Directoire. Mais les massifs et fourbes Bâlois en seront pour les frais de futailles qu'ils vident depuis quelque temps en cherchant les bases de la liberté et de l'égalité au milieu et au bruit des santés qu'ils portent à leurs dignes et respectables bourgemaîtres, tous ennemis de la République, et replacés ou plutôt conservés sous un autre masque afin de lui nuire davantage. Il faut en finir, citoyens Directeurs, et, sans verser peut-être une goutte de sang, nos soldats guidés par la discipline la plus sévère, n'auront besoin que de se montrer dans l'interieur de la Suisse, pour y terminer cette lutte scandaleuse, mais cruelle pour les peuples qu'elle opprime, d'une poignée d'hommes en place

contre la volonté d'un peuple souverain qui a pulverisé le système le mieux combiné de destruction contre lui. — Quand nous serons chez les descendants de Guillaume Tell, ce que nous aurons pris sera bon à vendre; et c'est alors que les magnifiques de Berne verront s'il est vrai, ainsi qu'ils le disent et impriment, que l'orage conjuré contre leur insolence pourra se dissiper auprès du Directoire et de ses agents avec de l'argent. C'est alors aussi que les Bâlois pourront passer pour des prophètes, car leur ville entre nos mains pourra déjà être un commencement de restitution pour toutes les voleries que la chère nation helvétique nous a faites.

Die in den beiden mitgeteilten Briefen enthaltenen Beschimpfungen und Verdächtigungen gegen den Kanton Basel, der doch zuerst seine Verfassung nach dem Wunsche Frankreichs in republikanischem Sinne abgeändert hatte, würden um so auffallender und empörender wirken, wenn wir nicht ihren wahren Grund bereits kennten. Durch die Versagung des Truppendurchpasses hatte die Basler Nationalversammlung Mengauds Ehrgeiz und Eigenliebe, ohne es zu wollen, aufs empfindlichste getroffen und einen seiner Lieblingspläne zerstört. Daher die Animosität gegen Basel. Das französische Direktorium aber schenkte offenbar seinen Zornestiraden keine allzu große Beachtung und war namentlich nicht gesonnen, auf seinen Plan einer Okkupierung Basels durch französische Truppen zur Zeit einzugehen. Das Direktorium war sich jedenfalls vollkommen klar darüber, daß ein derartiger Gewaltakt nicht könne ausgeführt werden, bevor die Rüstungen und der Aufmarsch der französischen Heere gegen die Schweiz vollendet sein würden. Mengaud muß deshalb eben in jenen Tagen einen ziemlich deutlichen Verweis vom Direktorium erhalten haben, weil er immer und immer wieder die Wegnahme Basels befürwortete. Was er am 18 Plu-

viôse an 6 (6. Februar 1798) dem Direktorium in dieser Sache schrieb, klingt wenigstens ziemlich gedrückt: „Si les circonstances eussent été de nature à me faire réaliser le projet de prise de possession de la ville de Bâle, voici comme je m'y serais préparé. J'aurais commencé par inviter les officiers-généraux, en leur communiquant bien entendu mes motifs à prendre des mesures convenables et de manière à ne pas exciter la jalousie de nos ennemis et les inquiétudes de nos alliés: et à l'instant même, citoyens Directeurs, je vous aurais expédié un courrier, non pas pour vous annoncer l'opération que je n'aurais jamais faite sans votre consentement et un ordre positif, mais bien pour vous instruire de la vérité des faits et des circonstances et m'apporter vos ordres. Voilà comme j'aurais agi et comme j'agirai toujours; et c'est sous ce point de vue qu'il faut entendre et envisager les mesures de cette espèce, dont, quand j'ai l'honneur de vous en écrire, je parle toujours au présent comme s'il s'agissait de leur prompte exécution, tandis que ce n'est que dans une hypothèse conditionelle c'est-à-dire avec un ordre de vous." Mengaud versichert des ferneren das Direktorium, daß er die Besetzung Basels nur befürwortet habe, weil davon die Rede gewesen sei, daß sich eine österreichische Armee im Frickthal zusammenziehen solle. Jetzt seien diese Besorgnisse verschwunden, da diese vermeintliche Armee in Wirklichkeit nur aus 300 Mann bestehe; man könne also von einer Besetzung Basels absehen und dies um so eher, da das Vorrücken der Armee Schauenburgs die Gesinnung der Basler sehr günstig beeinflußt habe. Man beginne jetzt in Basel einzusehen, daß der Schutz Frankreichs den Rücksichten gegen Zürich und Bern, welche eine überlebte Politik der Stadt auferlege, vorzuziehen sei. Auch seien die Basler gesonnen, sich der vertriebenen Berner Patrioten, besonders der Aarauer, anzunehmen.

Wenn Mengaud in diesem Briefe die Basler notgedrungen etwas glimpflicher behandelt, ja ihnen sogar ein bescheidenes Lorbeerkränzlein windet, so gießt er dafür die ganze Schale seines Zornes in zwei Briefen vom 10. Februar über Solothurn und Bern aus. Die beiden Schriftstücke, worin er die Ereignisse in diesen beiden Kantonen bespricht, hören sich an, wie die Delirien eines Fieberkranken und ihre Sprache erinnert lebhaft an die Zeiten der Terreur in Paris.

Im Kanton Solothurn hatten in den Tagen vom 5. bis 8. Februar Verfolgungen der Patrioten stattgefunden und etwa vierzig Männer von Stadt und Land waren gefangen gesetzt worden.[44]) Diese Vorgänge veranlaßten den reizbaren Mengaud zu folgendem Schreiben an das Direktorium: „Les derniers événements du canton de Soleure, et dont je vous ai rendu compte, n'ont été qu'une véritable capucinade, non pas pour les patriotes qui en ont terriblement souffert, mais bien pour les magistrats, qui mériteraient qu'on leur coupe la langue et les oreilles. Coupez la barbe à un capucin et habillez-le en homme, il n'aura plus l'air d'un capucin, et il fera moins de mal. Coupez la langue et les oreilles à un magistrat de Soleure, ce sera toujours un âne, mais un âne sans langue et oreilles n'est plus dangereux. Ah! si je ne craignais votre censure comme je vous arrangerais cette canaille. Il y a dans le canton de Soleure 30 communes toutes également fanatisées et par la prêtraille et par l'exécrable caste de familles de sangsues, qui boivent, succent et aspirent la substance physique de l'imbécile populace qu'elles égarent. Dans le même canton il y a de belles rivières, et mon plaisir serait d'y engraisser les poissons avec de la viande fraiche de prêtres, d'olygarques à peu près comme nous mangeons les huitres.

Pardonnez ces expressions, pas trop délirantes, mais en vérité, citoyens Directeurs, mon sang s'extravase par tous les pores, à la vue, au récit de l'audace inconcevable des Bernois et des Soleurois et les horreurs exercés par eux sur les pauvres patriotes. Il ne faut pas moins que le respect pour vous et vos principes pour m'empêcher de faire raboter l'infernal canton de Soleure pour en faire un chemin jusqu'à Berne."

Bern dagegen hatte Mengauds Zorn hauptsächlich heraufbeschworen durch die Mißachtung der Sauvegardes, durch die Einnahme der Stadt Aarau und durch das Schweigen, welches die Regierung verschiedenen seiner Zuschriften entgegensetzte. Der folgende Brief charakterisiert seine Erbitterung über diese Dinge in unverkennbarer Weise: „MM. de Berne veulent absolument que je sois berné; soit fait si telle est la volonté du Directoire.

J'ai déjà instruit que les magnifiques ne répondaient plus à mes lettres officielles; et à cet égard j'invoque le témoignage de mes trois collaborateurs.

Aujourd'hui j'apprends qu'ils ont annoncé à l'assemblée nationale de Bâle leur prétendue régénération. Voyez les pièces que j'ai envoyées au Directoire le dernier ordinaire. Les excellences bernoises, qui demandent un an de terme, pour dire le mea culpa, ont écrit à l'assemblée nationale de Bâle qu'ils venaient d'instruire le Directoire, le ministre des relations extérieures et moi de cette nouveauté. Les magnifiques en ont menti quant à moi; ils ne m'ont rien écrit: et tout ce que j'ai appris, c'est qu'ils ont imaginé la ruse très bête de me provoquer à quelques sottises en blessant mon amour-propre. Ces coquins mesurent tous le monde à leur aune. Ils ont cru que parce qu'ils avaient assez de égoïsme pour exposer leur patrie à la vengeance

du Directoire que je serais assez animal pour suivre leux exemple par esprit d'amour-propre; comme si les âneries d'un pareil troupeau devaient me servir de véhicule. Je proteste que depuis plus d'un mois je n'ai eu aucune lettre de la poignée de scélérats qui, sous le nom de souverain de Berne méditent la guerre civile en France. Si le Directoire m'y autorise, et il n'y a que ce moyen d'en finir je me mettrai moi-même à la tête d'une couple de braves; et, passant par Soleure je me rendrai à Berne y terminer la lutte la plus scandaleuse et la plus insultante.

Den Eindruck einer aufs empfindlichste verletzten Eigenliebe wird auch dieser Brief trotz aller gegenteiligen Versicherungen Mengauds bei jedem Leser hervorbringen.

Bei seiner Rückkehr von Aarau nach Basel hatte sich Mengaud genötigt gesehen, eine passende Wohnung zu suchen, da sein mäßiger Gehalt ihm nicht gestattete, auf die Dauer im Hotel zu den „Drei Königen" zu wohnen. Bei seiner Ernennung zum Chargé d'affaires hatte er gehofft, Peter Ochs werde ihm gleichwie seinem Vorgänger François Barthélemy sein Haus als Aufenthalt anbieten und war daher höchst unangenehm enttäuscht, als ihm Ochs schon am 8. Januar 1798 von Paris aus brieflich offen auseinandersetzte, warum er das nicht thun könne. Er schrieb ihm: „La fête du drapeau m'a fait verser des larmes de joie. Que j'aurais aimé à la voir arboré dans une de mes maisons. Mais vous êtes trop mal payé, pour avoir pu vous offrir ma maison et ses meubles, et d'ailleurs vous avez à présent des maisons de reste, dans celles de l'Evêque et du chapitre." Mengaud sandte Ochs Brief nach Paris und versah ihn zu Handen des Direktoriums mit nachfolgenden bissigen Randbemerkungen: „Si Mr. Ochs avait voulu agir en patriote désintéressé, voyant surtout le travail incroyable qui m'oc-

cupe, et qui m'a empêché de penser à me loger, chose d'ailleurs très difficile ici, et s'il avait voulu ajouter à ces considérations la manière généreuse, loyale et rigoureuse avec laquelle j'ai amené la révolution ici, il aurait pu me laisser provisoirement la maison et les meubles en question. Malgré la modicité de mon traitement j'aurais plutôt vendu un bout de terre de la succession de mon père, pour payer une misérable somme de 6000 livres. Je n'aurais pas resté si longtemps à l'auberge, et je serai logé d'une manière plus convenable que je le serai. Quant aux maisons provenant du séquestre elles ne valent rien pour moi attendu qu'elles sont à l'extrémité opposée de la ville et hors de la commodité des personnes appelées par leurs affaires à la légation."

In diesem Briefe ist nicht alles ganz klar; was Mengaud mit der Summe von 6000 Livres meint, muß dahingestellt bleiben. Ferner kann man im Zweifel sein, was für bischöfliche Gebäude er als für seinen Zweck ungeeignet bezeichnet. Der Bischofshof liegt allerdings in dem Teile der damaligen Stadt, der von der französischen Grenze am weitesten entfernt war und insofern würde sich Mengauds Ausdruck verstehen lassen, ob er aber nicht den nötigen Komfort für ein Gesandtschaftshotel bot, darüber fehlen die Nachrichten. Mengaud fand dann, wie aus einer Notiz des Revolutionsalmanachs von 1799[45]) hervorgeht, schließlich Unterkunft im Domhofe, den er von einem Privatmann auf ein Jahr mietete. Es könnte auf den ersten Anblick den Anschein haben, daß der in Göttingen erschienene Revolutionsalmanach für derartige Detailfragen nicht als zuverlässige Quelle könne angesehen werden. Diese Bedenken müssen jedoch schwinden vor der Wahrnehmung, daß der Revolutionsalmanach für die Ereignisse in der Schweiz sehr gut berichtet war. Größere Schwierigkeiten machen die sich scheinbar

widerstreitenden Thatsachen, daß der Domhof ebenfalls zu den bischöflichen Gebäuden gehörte, während Mengaud ausdrücklich berichtet, daß er seine Wohnung von einem Privatmanne auf ein Jahr gemietet habe. Doch bietet sich auch hier eine Erklärung. Der Domhof wurde im Jahre 1806 von der bischöflichen Verwaltung versteigert und von Notar J. J. Vest um den Preis von 20,050 alten Franken erstanden. Im Gantbriefe[46]) heißt es nun ausdrücklich, daß der Domhof vor der Versteigerung dem Hypothekargläubiger seiner Hochw. des ehemaligen Fürstbischofs von Basel verpfändet gewesen sei. Die naheliegende Annahme, daß dies schon im Jahre 1798 der Fall war, der Domhof also der Sequestration durch die Franzosen nicht anheimfiel, und daß Mengaud also das Haus von einem Privatmanne mieten mußte, löst alle Schwierigkeiten.

Ein Kapitel, sehr gut geeignet, auf Mengauds Charakter einige scharfe Schlaglichter zu werfen, ist sein Verhältnis zu den französischen Generalen. Zu Anfang seiner diplomatischen Laufbahn in der Schweiz hatte er ausschließlich mit General Dufour zu thun gehabt. Das gute Einvernehmen, welches die beiden oben mitgeteilten Begrüßungsreden erhoffen ließen, war jedoch von kurzer Dauer gewesen, da Dufour sich den Wünschen Mengauds nicht in allen Stücken gefügt zu haben scheint. Schon anläßlich seines Planes für die Basler Revolution hatte er vom Direktorium die Abberufung Dufours aus Hüningen zu verlangen gewagt. Der betreffende Abschnitt in dem Briefe Mengauds an Reubell ist für ihn so bezeichnend, daß er hier eine Stelle finden mag. Er setzt zuerst seinen oben besprochenen Revolutionsplan für Basel auseinander und fährt dann fort: „Si donc vous approuvez cet aperçu de mon projet, il faut avoir la bonté de faire donner des ordres secrets au général Dufour de déférer provisoirement à tout ce que je lui insinuerai de votre part. Soyez bien

assuré que je n'abuserai point de cette autorité, que je ne la ferai valoir que pour le bien de la chose et le maintien du respect qui vous et dû. Sans cette mesure la veine ambition de Dufour me contrariera. On m'assure même dans une lettre venue d'Hnningue, qu'il avait attendu mon absence de Bâle pour donner sa fête de la paix. Quelle puérilité! Au reste, Citoyen Directeur, rappelez-vous ce que j'ai eu l'honneur de vous dire dans ma dernière au sujet de cet officier, qui certainement travaille à se faire un parti en Suisse et à faire tourner à son avantage la révolution qui s'y prépare. Si vous jugez à propos de le remplacer par un homme plus rempli de respect pour la première autorité, sans laquelle les antres ne sont rien, faites-le de manière que les services de Dufour ne soient pas perdus pour la République. C'est un brave soldat. Vous pouvez le faire passer à l'armée d'Angleterre d'une manière qui flatte son amour-propre. Si, au contraire il reste, il convient que le ministre de la guerre lui écrive comme de lui-même, qu'il ait à s'entendre avec moi, comme un agent honoré de votre confiance, dans tout ce que j'aurai à lui demander pour les intérêts de la République et l'honneur du Directoire." In der Kunst der ihm von Dufour anempfohlenen ehrlichen Diplomatie hatte Mengaud offenbar noch keine großen Fortschritte gemacht, als er diesen Brief verfaßte. Die Vermutung liegt nahe, daß sich Dufour namentlich den verschiedenen gegen Basel gerichteten Okkupationsgelüsten Mengauds widersetzt, oder gar in einem konkreten Falle seine Mitwirkung versagt habe. Die Basler müssen auch etwas derartiges geahnt haben, und die Nationalversammlung hatte gewiß nicht Unrecht, wenn sie in ihrer am 12. März 1798 abgehaltenen achtundzwanzigsten Sitzung[47]) beschloß, dem General Dufour das Nationalgut Michelfelden als Zeichen der

Anerkennung für 45,000 Livres zu verkaufen. Mit diesem Kaufe hatte es die Bewandtnis, daß einige Basler dem allgemein beliebten Dufour das nötige Geld vorstreckten, um das Gut zu kaufen, welches er dann sofort wieder für 60,000 Livres losschlagen konnte. Mengaud dagegen hatte nichts eiligeres zu thun, als hinter diesem Geschäft hochverräterische Absichten Dufours zu wittern. Er schrieb an Reubell, daß Dufour, ein schlechter Anhänger der Republik, durch diesen Kauf nur die nötigen Erfordernisse erfüllen wolle, um Mitglied der Basler oder gar der zukünftigen helvetischen Nationalversammlung zu werden. Höhnisch bemerkt er von dem Basler, der Dufour das Geschäft machen ließ, indem er ihm das Gut für 60,000 Livres abkaufte: „et c'était un Bâlois."

Im Verlaufe des Februar 1798 nahmen die Operationen der französischen Heere gegen Bern ihren Anfang. Da die Kompetenzen der Generale Brune und später Schauenburg in Betreff der zu führenden Unterhandlungen nicht deutlich gegen diejenigen des Geschäftsträgers abgesteckt waren, so lebte Mengaud von da an in beständiger Furcht, er möchte von den Generalen vernachlässigt und an die Wand gedrückt werden. Bereits am 13. Februar beschwor er das Direktorium, ihm darüber Aufklärung zu geben; seine Bestrebungen würden gekreuzt durch Leute, welche die Revolution der Schweiz an den Meistbietenden versteigern wollten. Gemeint ist jedenfalls Brune. Am gleichen Tage richtete Mengaud einen Brief an diesen, worin er ihn aufforderte, nicht auf eigene Faust mit Bern zu unterhandeln und ihn um regelmäßige Mitteilungen bat. Daß das erstere, jedenfalls auf Befehl des Direktoriums an Brune, dann doch geschah, hat Mengaud furchtbar erbittert. Viele Briefe sind zwischen ihnen nicht gewechselt worden, wie die Korrespondenz Brunes deutlich zeigt.[48]) Es wäre Brune auch beim besten Willen schwer gefallen, eine regelmäßige Korrespondenz mit Mengaud zu unterhalten, da sich zwischen ihren

beiden Aufenthaltsorten Lausanne und Basel das Territorium Berns befand, und da die Regierung von Neuchatel das Ansinnen Mengauds, den Courieren freien Durchpaß zu gewähren, von der Hand gewiesen hatte. Die Abneigung Mengauds gegen den General steigerte sich schließlich zu einer solchen Höhe, daß er anläßlich der im April 1798 erfolgten Abberufung Brunes aus der Schweiz in einem Briefe an das Direktorium in die Worte ausbrach: „Béni soit, mille et million fois, le bon génie qui vous à fait éloigner Brune de la Suisse.“

Den General Schauenburg betrachtete er vom Momente seiner Ankunft beim Heere an mit unverhohlenem Mißtrauen und schrieb sofort nach Paris: „On dit qu'il est arrivé à Huningue d'où il serait reparti pour Delémont. J'espère que c'est une histoire et que Mr. le baron ne dédaignera pas d'honorer de sa visite le républicain Mengaud, quoique dans une ville d'où l'on a chassé et chasse encore souvent les parents émigrés de Mr. le baron.“ Gehässiger konnte die Anspielung auf Schauenburgs Adel nicht wohl ausfallen. Dennoch beehrte er den General am 18. Februar mit einem Briefe, worin er ihn aufforderte, das Dorf und die Brücke von Mönchenstein zu besetzen, um sich so eine Straße für den Anmarsch der französischen Truppen gegen den westlichen Teil des Kantons Solothurn zu sichern. Würde man Basel über die Besetzung selbst anfragen, so würde die Antwort unfehlbar in verneinendem Sinne ausfallen. Darum möge der General Mönchenstein ohne weiteres besetzen, und er werde dann die unausbleiblichen Reklamationen beantworten, indem er entweder Spezialinstruktionen des Generals vorschütze, oder die Sache sonst so lange verzögere, bis die Besetzung ihren Zweck, einen Druck auf die Solothurner Regierung auszuüben, erreicht habe.

Dieser letzte Brief führt uns nun zur Stellung Mengauds zu Basel und seiner Nationalversammlung und zeigt, daß Basel

von ihm wenig Gutes zu erwarten hatte. Von den Ereignissen, welche seinen Zorn heraufbeschworen hatten, war schon wiederholt die Rede. Für die schwierige Lage, in welcher sich Basel als revolutionierter Staat den am Alten festhaltenden Mitständen gegenüber befand, zeigte Mengaud nicht das leiseste Verständnis. Und doch darf man wirklich behaupten, daß sich die Nationalversammlung redlich Mühe gab, zwischen dem deutlich und wiederholt ausgesprochenen Wunsche der Landschaft und der Stadt, Schweizer zu bleiben, und den Verpflichtungen, welche die Revolution Basel Frankreich gegenüber auferlegte, die richtige Mitte zu halten. Mengaud hatte dafür kein Wort der Anerkennung. Ja, wenn sich Basel im Februar 1798 gänzlich den Franzosen in die Arme geworfen und jeden Wunsch Mengauds erfüllt hätte, dann hätte vielleicht sein Groll beschwichtigt werden können.

Jedenfalls paßte der Einfluß, den verschiedene Abgeordnete der Landschaft in der Nationalversammlung ausübten, schlecht zu Mengauds Plänen und so berichtete er denn auch an das Direktorium, daß sich die Stadt viel zu oft den Wünschen der Landschaft unterordne.

Die lange Reihe der Meinungsverschiedenheiten zwischen Mengaud und der Nationalversammlung wurde dadurch eröffnet, daß er am 8. Februar den Wagen des Legationssekretärs Haller, der von Rastatt nach Bern zurückkehrte, anhalten ließ, um seine Papiere, in denen er wichtige Geheimnisse zu finden hoffte, zu durchsuchen. Die Nationalversammlung aber faßte sofort einmütig den Beschluß, Haller ungehindert weiterreisen zu lassen. Es war, wie wir von Mengaud selbst wissen, in erster Linie Joh. Lukas Legrand, der sich gegen diese gewaltthätige Einmischung in die Souverainetätsrechte Basels mit Nachdruck verwahrte. Dieser Mißerfolg schreckte jedoch Mengaud nicht davon ab, Ende Februar die Verhaftung der Frau des bernischen Obersten Emanuel von Groß zu planen; sie

befand sich auf der Durchreise in Basel und er wollte sie als Geisel für das Wohlverhalten ihres Gemahls nach Hüningen bringen lassen. Doch ist es jedenfalls nicht zur Verhaftung gekommen, da die Verhandlungen der Nationalversammlung nichts von der Geschichte berichten, sondern die Unausführbarkeit seines Vorhabens wurde ihm offenbar noch rechtzeitig klar gemacht. So blieb Mengaud nur die Möglichkeit, sich darüber zu ärgern, daß die Basler die Madame von Groß mit allen einer Dame gebührenden Aufmerksamkeiten aus ihrer Stadt entließen.

Der ganze Zorn Mengauds aber wurde entfesselt, als am 10. Februar die Nationalversammlung, einem Wunsche von Peter Ochs entsprechend, die Entsendung von Remigius Frey und J. J. Vischer nach Paris beschloß. In dem Briefe, den er am gleichen Tage an das Direktorium abgehen ließ, suchte er zum voraus die beiden Gesandten auf alle Weise zu verläumden, aber der ganze Ton seines Briefes zeigt, daß er bei der Sache ein schlechtes Gewissen hatte und fürchtete, die beiden Gesandten möchten sich über seine Aufführung beklagen. Anders läßt sich die Eindringlichkeit, womit er dem Direktorium empfahl, den beiden keine Audienz zu gewähren, nicht verstehen. Nach einer Einleitung schrieb er den Direktoren folgendes: „Ces deux Messieurs, qui savent bien boire et manger, qualités qui chez les Suisses dispensent du reste, se nomment Frey et Vischer. Si le Directoire juge à propos de les recevoir, ainsi qu'ils disent devoir l'être, sous la protection du très rusé Mr. Ochs, commes membres d'un état souverain et indépendant, il voudra bien avoir pour ces individus toute l'indulgence que réclame leur ineptie. Mais je pense que d'après le principe d'un gouvernement un et indivisible si bien consacré par l'ouvrage que vous m'avez envoyé et que j'ai entièrement épuisé par la distribution,[50]) il n'est point de la dignité

du Directoire de donner par aucune espèce de réception, publique et individuelle, un caractère diplomatique à des citoyens, qui doivent faire partie du grand pact social de la Suisse régénérée. Si vous le faites vous donnerez dans un piège très adroit, et que les grands moyens ainsi que l'amabilité astucieuse de Mr. Ochs sauront parfaitement vous cacher. Si vous faites l'accueil en question à MM. Frey et Vischer, vous, Citoyens Directeurs, qui m'avez blamé du projet de faire occuper Bâle par nos troupes vous passerez effectivement pour avoir cette idée. Alors la révolution prête à se consommer en Suisse, sera manquée. Alors les olygarques diront: n'avions-nous pas raison de dire que les Français ne cherchent qu'à nous diviser, afin de se partager notre territoire avec l'empereur? (Notez que ce bruit est l'arme la plus efficace de l'olygarchie.) Ils, les Français répandent un projet de gouvernement un et indivisible; ils désignent Lucerne pour capitale etc. et voilà qu'ils accordent aux envoyés de Bâle le caractère d'une souveraineté isolée de la Suisse, ergo etc. Au reste, ces envoyés, à qui j'ai refusé des lettres de recommandation par les considérations ci-dessus, et en outre celle que j'ignorais leur mission ainsi que son objet, (ils ne m'ont cependant pas laissé ignorer qu'ils espéraient, appellés et demandés par Ochs, être reçus diplomatiquement comme l'avaient été les députés de la République Lémanique), ces envoyés, dis-je, ont pour mission:

1. de faire des reproches à Ochs du choix de la ville de Lucerne au lieu de Bâle pour capitale de la nouvelle république.

2. De se plaindre de ma brutalité et du peu de respect que j'ai pour la souveraineté de l'assemblée nationale de Bâle si joliment composée.

Die Tage vom 19. und 20. Februar brachten dem Kanton Basel verschiedene Grenzverletzungen von seiten französischer Truppen; ein Husarenregiment zog an den Thoren der Stadt vorbei nach Reinach und eine Reihe von Wagen und Caissons passierten die Stadt selbst. Als die Nationalversammlung pflichtgemäß gegen diese Uebergriffe bei Schauenburg und Mengaud Verwahrung einlegte, da drehte der letztere in seinem Berichte an das Direktorium den Spieß um und beschuldigte die Basler der Unmenschlichkeit gegen Kranke und Frauen: „Les magnifiques de Bâle, car c'est ainsi qu'il faut envisager la fabrique législative de ce canton demandent tout à la France et ne lui accordent rien. Une neige de tous les diables qui a fait que le courier d'hier n'est arrivé que ce matin a engagé nos braves à prendre le chemin le plus court; et tandis que le régiment de cavalerie passait hors des murs sur le territoire des fourbes magnifiques, des voitures chargées de bagages, de femmes et de malades traversaient tranquillement la ville. Et cette canaille, excusez je ne saurais l'appeller autrement, m'envoie une députation pour se plaindre tandis que toute autre race que des Suisses n'aurait écouté que les sentiments d'humanité. Ah, si la constitution ne m'obligeait pas à contenir ma fureur et si mon respect pour le Directoire n'était pas sans bornes, je vous jure, dussai-je paraître et porter ma tête au tribunal de la haute cour nationale, que je ferais de la marmelade de ces vilains Bâlois.

Die Nationalversammlung kannte jedenfalls die wahre Gesinnung Mengauds gegen Basel nicht, da er zu dieser Zeit ihr gegenüber immer noch die diplomatischen Formen wahrte und sich bisweilen sogar zu höchst wohlwollenden Zuschriften verstieg. Als ihm die Nationalversammlung am 21. Februar die Mitteilung

machte, daß sie beschlossen habe, eine Deputation, bestehend aus Wernhard Huber, Joh. Lukas Legrand, Orismüller Schäfer und Licentiat Schmid, nach Bern zu senden, um die dortige Regierung zum Nachgeben zu bewegen, da verdankte Mengaud diese Zuschrift in überaus verbindlicher Weise: „La démarche que vous faites auprès du gouvernement de Berne est un nouveau gage de la pureté de vos principes et de la sincérité de vos dispositions amicales envers la République française; après avoir donné à la Suisse le signal de l'indépendance, il vous convenait d'ajouter à l'exemple d'une régénération opérée sans troubles les voies de la persuasion auprès de vos confédérés .... Je désire que vos efforts obtiennent le succès qu'ils méritent, et je me fais un plaisir d'en instruire le Directoire exécutif."

Als die Nationalversammlung am 27. Februar den Beschluß faßte, eine Deputation zu General Brune zu senden, um zu bitten, die Feindseligkeiten gegen Bern so lange einzustellen, bis eine neue Vermittlung versucht sei, da machte ihr Mengaud die größten Komplimente über die Reinheit ihrer versöhnlichen Absichten. Er habe selbst ebenfalls Schritte gethan, um einen Aufschub für Bern zu erlangen. Der Deputation selbst bot er eine Husareneskorte zum Schutze an. In dem Briefe aber, den er selbst an Brune abgehen ließ, machte er diesem die Mitteilung, daß er sich in die Sache nicht mischen wolle und ihm überlasse, nach seinem Gutdünken zu handeln.

Dem Direktorium aber schrieb er über die Politik der Nationalversammlung: „ils veulent ménager la chèvre et les choux." Wie er überhaupt alles benützte, um die Basler in Paris anzuschwärzen, dafür mag noch folgender Beleg dienen: „Lors de la prise de Soleure et de tout le canton il s'est commis des pillages dans les environs du château et du village de

Dorneck près d'Arlesheim, auxquels j'ai apporté remède autant qu'il m'a été possible. Mais ces pillages étaient entretenus par la part qu'y ont pris quantité de Bâlois. Ils se postèrent en foule dans le château afin d'y acheter à vil prix tout ce que les soldats prenaient malgré leurs chefs. C'était une véritable foire dans laquelle on a vu ces mêmes Bâlois, même des gens comme il faut, ne pas rougir de participer et ainsi d'encourager le pillage de leurs voisins. Aurait-ce été le motif qui le matin de cette journée m'avait fait refuser le passage à 400 hommes pour aller défendre ces propriétés? Ce que j'ai surtout trouvé de bien odieux c'est que parmi ces pillards Bâlois, se sont trouvés le citoyen Legrand et sa femme dont le citoyen Ochs ainsi que moi nous avons fait plusieurs fois l'éloge." Glücklicherweise stehen wir diesem hämischen Berichte nicht ganz wehrlos gegenüber. Man erinnere sich, daß Legrand es war, welcher der von Mengaud verlangten Arrestation des Sekretärs Haller den entscheidenden Widerstand leistete und man wird nach den bisherigen Proben von Mengauds Berichterstattung die Sache als eine niederträchtige Verleumdung Legrands bezeichnen. Mengaud thut hier einem Einzelnen, der sich seinen Plänen widersetzte, das gleiche Unrecht, das er dem Kanton Basel aus dem gleichen Grunde wiederholt anthat. Legrand war, so wie wir ihn kennen, einer derartigen Handlung einfach nicht fähig.[51]) Von diesem Gesichtspunkte aus wird auch der Rest des Berichtes zu beurteilen und zum mindesten als grobe Uebertreibung vorgefallener Unregelmäßigkeiten anzusehen sein.

Im ganzen hat Mengaud nach dem Siege der französischen Truppen über Bern und Solothurn auch Basel gegenüber die Maske etwas gelüftet und der Nationalversammlung gelegentlich sein wahres Gesicht gezeigt. Als diese ihn am 7. März ersuchte, sich für die Rückerstattung von 6000 Livres Kanonenmetall, welches der Kanton

Basel noch im Zeughause von Bern liegen habe, zu verwenden, antwortete er am gleichen Tage mit folgendem unverschämten Briefe:

Citoyeus,

En réponse à votre lettre de ce jour, par laquelle vous réclamez une certaine quantité de métal, envoyée, dites-vous, à Berne, pour y servir à une fabricatiou de cauons pour votre état, je vous ferai d'abord mes compliments sur votre attentiou précipitée à tout ce qui peut concerner les intérêts de votre canton, et peut-être ceux de Berne, sans vous embarasser aucunement de ce qui intéresse la République française. Ensuite je vous prierai de me dire, si l'obstiuatiou avec laquelle on s'est refusé ici à toutes mes demandes, non pour faciliter le triomphe de uos troupes, mais bien pour épargner l'effusiou du sang, est un titre suffisant pour que j'aille détourner nos généraux du soin de couper les fils de la trame oligarchique, pour s'occuper aussi promptement que vous le désirez, d'un objet, dont les troupes françaises aurout d'ailleurs plus besoin que vous pour la conquête et le maiutien de la liberté helvétique.[52])

Bereits in der Sitzung der Nationalversammlung vom 6. März wurde ein Schreiben Mengauds verlesen, worin er mit Nachdruck die Wiederaufnahme des gerichtlichen Verfahrens gegen die im Hüninger Brückenkopfprozesse,[53]) zu leichten Strafen verurteilten Basler Offiziere Joh. Christ. Kolb, Joh. Paul Kolb, Daniel Merian und Joh. Rudolf Burckhardt im Kirschgarten drang, die er in seinen Berichten an das Direktorium mit einiger Uebertreibung als die Mörder des Generals Abbatucci zu bezeichnen liebte. Die ganze Sache war eine reine Komödie. Mengaud wollte zwar die Verurteilung der Angeschuldigten herbeiführen, dann aber im Namen des Direktoriums ihre Begnadigung verlangen. So sollten zuerst die Gegner der

Revolution eingeschüchtert, dann aber den Schweizern der Edelmut des Direktoriums auch gegen seine Feinde vor Augen gestellt werden. Der Prozeß wurde zwar wieder aufgenommen, aber bald zum großen Aerger Mengauds auf Befehl des Direktoriums wieder fallen gelassen.

Mit dem Siege der französischen Heere über Bern ging die Leitung der wichtigsten Geschäfte an die Generale und die Kommissäre Lecarlier und Rapinat über. Mengaud korrespondierte zwar eifrig weiter und beriet namentlich die durch die helvetische Verfassung neu geschaffenen Kantone bei ihrer staatlichen Einrichtung; der Kanton Aargau und die Patrioten des Kantons Solothurn lagen ihm besonders am Herzen. Alle Pläne, welche darauf abzielten, den Aargau wieder mit Bern zu vereinigen, hat er aufs heftigste bekämpft und ist eifrig für die Abtrennung des Oberlandes von Bern eingetreten.

Interessant, aber aus Mengauds Charakter psychologisch vollkommen erklärbar, ist seine Stellung zu Peter Ochs. So lange dieser sich der allgemeinen Anerkennung beim französischen Direktorium sowohl als bei seinen Landsleuten zu erfreuen hatte, wurde Mengaud nicht müde, in seinen Briefen gegen ihn zu agitieren. Mit dem Bekanntwerden des Verfassungsentwurfes begann sich die Lage zu ändern; eine ganze Reihe früherer Anhänger und Freunde fielen von Ochs ab und eine allgemeine Mißstimmung griff in den Tagen vor dem Zusammentritt der helvetischen Nationalversammlung, d. i. im März und Anfang April 1798, gegen ihn in den weitesten Kreisen um sich. Von diesem Momente an ist eine Wendung bei Mengaud nicht zu verkennen; den angesehenen und beliebten Peter Ochs hatte er angegriffen; der verkannte und verläumdete fand seine Unterstützung. Bereits in einem Briefe vom 6. März nannte er Ochs „un cœur pur et vraiment porté pour la liberté et le bonheur de ses semblables,“ und versicherte das Direktorium, daß er sein möglichstes thun werde um Ochs zu unterstützen. Wenn

er auch höchst ungehalten war, daß sich Ochs bei den von der Basler Nationalversammlung an seinem eigenen Konstitutionsentwurfe vorgenommenen Abänderungen beteiligte, so machte er doch das Direktorium darauf aufmerksam, daß ohne sein energisches Einschreiten eine Wahl von Ochs in das zukünftige helvetische Direktorium zum mindesten höchst zweifelhaft sei. Er ging aber noch weiter. Er berichtet, daß ihm mehrere Kandidatenlisten für das helvetische Direktorium zur Begutachtung vorgelegt wurden. Er gab seiner Verwunderung darüber Ausdruck, daß Ochs' Name auf allen diesen Listen fehlte und suchte den Einwand, daß der zum Despotismus geneigte Ochs für diese Stellung wenig geeignet sei, dadurch zu entkräften, daß er vorschlug, ihm als Gegengewicht Joh. Lukas Legrand als Kollegen im Direktorium zu geben. Daraufhin sei Legrand auf die Liste gesetzt worden, Ochs aber nicht. Mengauds Zorn gegen Legrand war also im April bereits wieder verraucht, aber auch die versöhnliche Stimmung gegen Ochs hielt nicht lange an.

Wie schon bemerkt war mit dem Siege der französischen Truppen die Besorgung der Geschäfte auf Lecarlier und Rapinat übergegangen, und nun ist es äußerst interessant zu sehen, wie der gleiche Mengaud, dessen verletzter Stolz und Ehrgeiz zu allen Ungerechtigkeiten fähig war, sich von den beiden Kommissären entschieden abwandte, sobald sie ihre Räubereien in der Schweiz anfingen. Am 15. Mai 1798 wurde in der Sitzung des helvetischen großen Rates in Aarau folgendes Schreiben verlesen: „Bürger Direktoren, ich habe das Schreiben erhalten, durch welches Sie mir anzeigen, daß Sie zur Stillung der allgemeinen Unruhe unumgänglich notwendig erachtet haben, Ihr Siegel auf die öffentlichen Kassen, an die Seite des von den fränkischen Kommissarien aufgedrückten setzen zu lassen. Ich danke Ihnen für diese Mitteilung. Diese feste Maßregel, Bürger Direktoren, ist um so weiser, als sie gewiß verschiedene fränkische Agenten abschrecken wird, die sich willkürliche und bedrückende Hand-

lungen erlaubten, welche die Beistimmung der fränkischen Regierung nicht erhalten können. Es ist Zeit, Bürger Direktoren, daß Sie sich kräftig gegen diejenigen erklären, welche unter dem Vorwand, an Ihrer Freiheit zu arbeiten, den Namen des fränkischen Direktoriums misbrauchen, um ihre Räubereien damit zu bemänteln oder zu rechtfertigen. Ich werde meinerseits die Regierung ebenfalls von dieser Ihrer Maßnahme unterrichten. Gruß und Brüderschaft.

J. Mengaud."

Dieser Brief erregte bedeutendes Aufsehen und wurde in Posselts Neuester Weltkunde in der Nummer vom 20. Mai vollständig abgedruckt. Nicht minder aber erregte er den Zorn Rapinats, der die betreffende Nummer der Weltkunde mit folgendem Briefe begleitet am 25. Mai nach Paris sandte:

Citoyens Directeurs!

Vous remarquerez par la copie de la lettre jointe et par le passage de la gazette allemande de quelle manière basse on entrave nos opérations en Suisse, et ce qui vous étonnera sans doute c'est de voir que ces entraves viennent de la part de celui qui par état devrait se concerter avec moi selon vos instructions positives; vous voudrez bien vous persuader, citoyens Directeurs, que ces événements n'arrêtent point ma marche droite, juste et loyale; je n'ai rien fait que je n'en ai instruit le Directoire, d'ailleurs les circonstances commandent ces mesures, et le général en chef ainsi que l'ordonnateur dont les vues sont aussi pures que les miennes se flattent de l'espoir, que vous voudrez bien témoigner au citoyen Mengaud combien vous désapprouvez sa conduite impolitique; le général en son particulier a déjà à plusieurs reprises eu lieu d'être peu satisfait de lui; veuillez bien consulter le citoyen Lecarlier sur le compte

de votre chargé d'affaires, son avis sera sûrement conforme à celui que j'ai exprimé par ma lettre.

Salut et respect. Rapinat.

Lecarlier hatte sich schon vorher in einem Briefe vom 21. April höchst ungünstig über Mengaud ausgesprochen: „Je crois qu'il est de mon devoir de déclarer au Directoire que la présence du citoyen Mengaud en Suisse est du moins inutile; il n'a ni la tenue ni le caractère convenable dans les circonstances actuelles. Je crois d'ailleurs que ses principes sont républicains."

Diesen Anklagen gegenüber konnte sich Mengaud nicht behaupten; am 8. Juni 1798 erhielt er vom Direktorium sein Abberufungsschreiben, nachdem schon vorher Rapinat die Geschäfte besorgt hatte. Er erbat sich nur noch die Vergünstigung, so lange in Basel bleiben zu dürfen, bis er seine Geldangelegenheiten geordnet habe. Er müsse zur Deckung seiner Schulden seine Möbel verkaufen und mit seinem Bruder das väterliche Erbe in Belfort zu Geld machen. Doch reichten seine Mittel nicht aus, denn noch im Jahre 1819 harrte eine Summe von 1000 Louis d'or, die er in Basel bei einem ausgewanderten Grafen von Bertami aufgenommen hatte, ihrer Bezahlung.[54])

Für seine Uneigennützigkeit und durchaus anständige Haltung in Geldsachen haben wir noch ein weiteres Zeugnis. Die Nationalversammlung hatte am 27. März beschlossen, ihm ein Reitpferd zu verehren und hatte später das Geschenk in einen Wagen und zwei Pferde erweitert. Der Beschluß war Anfangs Mai 1798 zur Ausführung gekommen und Mengaud hatte in einem ersten Briefe diese Aufmerksamkeit bestens verdankt. Am 11. Mai 1798 richtete er jedoch folgenden Brief an die Basler Verwaltungskammer:

Citoyens,

L'acceptation de l'équipage que vous avez jugé à propos de me présenter, a consacré ma reconnaissance; mais un sentiment non moins cher à mon cœur réservait à cet objet une destination plus conforme à mon caractère, et à la position extraordinaire, dans laquelle je me suis trouvé placé par la nature des circonstances dont la révolution en Suisse a du nécessairement environner ma mission dans ce pays. La modicité de mon traitement m'interdit les frais d'entretien d'un équipage; et il est de mon devoir de m'occuper avant tout de l'acquittement des dettes que j'ai été forcé de contracter. D'ailleurs, citoyens, le goût du luxe et des commodités ne me domine pas davantage que l'âpreté du gain, et si l'hospitalité que j'exerce chez moi a pu fournir de quoi acérer les armes de la calomnie, j'ai au moins la conviction qu'on ne peut me reprocher de le faire aux dépens de qui que ce soit.

Veuillez donc, citoyens, permettre que la voiture et les chevaux que vous avez fait conduire chez moi remplissent un but plus important. Que ces objets soient mis en vente et le produit appliqué au soulagement de quelques malheureux. Par cette condescendance vous satisferez un de mes vœux les plus chers, et je vous aurai en outre l'obligation de soustraire un aliment de plus aux plats calomniateurs, qui étourdissent les oreilles des ignorants et des sots de la prétendue fortune incroyable que j'ai acquise en Suisse.

Salut et fraternité. J. Mengaud.[55])

Im Laufe des Sommers 1798 hat er Basel verlassen, tief erbittert, daß ihm die Möglichkeit genommen war, sein Werk zu vollenden.

Wir sind am Schlusse. Der fanatische Eifer für die Sache der Revolution gepaart mit dem brennenden Ehrgeiz, bei der Durchführung der helvetischen Revolution die erste Rolle zu spielen, hatte Mengaud dazu verleitet, jedes Mittel zu ergreifen, das ihn diesem Ziele näher brachte. Als aber die Beraubung der Schweiz durch die französischen Machthaber begann, da erklärte er sich offen gegen dieses Treiben. Es ist kein glänzendes Zeichen für das französische Direktorium, daß die Stellungnahme gegen das Räubersystem Rapinat Mengaud seine Stelle kostete.

Anmerkungen.

1) A. F. III. 84—86.

2) Strickler, Die helvetische Revolution 1798. S. 47 ff.

3) Biographie universelle T. 27, p. 636.

4) Fauche-Borel, Mémoires T. 3, p. 2 f.

5) Ochs, Geschichte der Stadt und Landschaft Basel Bd. 8, S. 234.

6) Tillier, Geschichte des eidgenössischen Freistaates Bern Bd. 5, S. 538 ff.

7) The Correspondence of the right honourable William Wickham from the year 1794. Edited, with notes, by his grandson William Wickham M. A. 2 Vol. London 1870.

8) l. c. vol. 1. p. 381.

9) Vergl. über Wickham das scharfe Urteil bei Tillier l. c. Bd. 5. S. 526.

10) A. F. III. 81.

11) Allgemeine deutsche Biographie Bd. 3, S. 575 f.

12) Alb. Burckhardt, Die Revolution zu Basel im Jahre 1798 im Basler Jahrbuch 1899 S. 20 f.

13) l. c. S. 20.

14) Intelligenzblatt der Stadt Basel 1846, 2. November S. 1258 und Basler Zeitung 1846, 31. Oktober S. 1032.

15) Carl Wieland, Einiges aus dem Leben zu Basel während des achtzehnten Jahrhunderts im Basler Jahrbuch 1890 S. 180.

[16]) Carl Wieland, Ein Staatsprozeß aus den letzten Tagen der alten Eidgenossenschaft im Basler Jahrbuch 1893, S. 18—74.

[17]) Ochs, Bd. 8, S. 236.

[18]) Ochs, Bd. 8, S. 250.

[19]) Basler Staatsarchiv, Protokoll des Dreizehnerrates vom 27. Novbr.

[20]) Archives des aff. étrang., Suisse, Corr. T. 470, N° 79.

[21]) Ochs, Bd. 8, S. 251 f.

[22]) Kopien im Basler Staatsarchiv: Frankreich B. 4.

[23]) Kopie am gleichen Orte.

[24]) Biographie univ. T. 11, p. 434.

[25]) Die Rede Dufours ist in deutscher Uebersetzung abgedruckt im Revolutionsalmanach 1799 S. 48.

[26]) Acten der Basler Revolution 1798. S. 3—5.

[27]) Basel im Jahre 1798. Mitteilungen aus einer handschriftlichen Chronik im Basler Taschenbuch 1854 und 1855 S. 117—163.

[28]) Die Staatsumwälzung des Jahres 1798. Nach den Papieren eines alten Baslers. Herausg. von Th. Burckhardt-Biedermann in den Beiträgen zur vaterländ. Geschichte Bd. 12, S. 191.

[29]) Joh. v. Müller Geschichten schweiz. Eidgenossenschaft, fortgesetzt von K. Monnard Bd. 13, S. 9 f.

[30]) Basler Jahrbuch 1899 S. 31 f.

[31]) Actensammlung aus der Zeit der helvetischen Republik bearb. von Joh. Strickler Bd. 1, S. 126.

[32]) l. c. Bd. 1, S. 127.

[33]) Ochs, 8, S. 265.

[34]) Basler Jahrbuch 1899 S. 72.

[35]) Acten der Basler Revolution 1798 S. 75.

[36]) l. c. S. 99.

[37]) Joh. Georg Fisch, Denkschrift über die letzten Begebenheiten in der Bernischen Munizipalstadt Arau im Aergau. Basel 1798.

[38]) l. c. S. 33.

[39]) l. c. S. 32.

[40]) Tillier, Geschichte Berns Bd. 5, S. 555; das Datum — 26. Februar — ist zu korrigieren.

[41]) l. c. Geschichte Berns Bd. 5, S. 556.

[42]) Dictionnaire hist. et biogr. de la Révolution et de l'Empire réd. par Robinet. T. 2 p. 551.

[43]) Fisch, S. 40 und 41.

[44]) Ferd. von Arx, Der Einfall der Franzosen in den Kanton Solothurn 1798. S. 11 f.

[45]) Revolutionsalmanach von 1799 S. 48.

[46]) Die betreffenden Acten sind mir von Herrn Eduard Burckhardt-Merian in zuvorkommender Weise zur Verfügung gestellt worden.

[47]) Verhandlungen und Beschlüsse der konstituierten Baslerischen Nationalversammlung 12. Stück, S. 122. Darnach und nach den Berichten Mengauds ist die Angabe bei Ochs, Bd. 8, S. 334 zu korrigieren, wonach Dufour das Gut bloß mit 24,000 Livres bezahlt hätte.

[48]) Archiv für schweizerische Geschichte Bd. 12, S. 227—496.

[49]) Ochs, Bd. 8, S. 335.

[50]) Gemeint ist der Entwurf der helvetischen Verfassung von Peter Ochs.

[51]) Vergl. die Biographie Legrands von Dr. Hans Buser in den Basler Biographien, Bd. 1.

[52]) Abgedruckt auch bei Ochs, Bd. 8, S. 342.

[53]) Ueber den Prozeß s. Basler Jahrbuch 1893, S. 18—74.

[54]) Ochs, Bd. 8, S. 343.

[55]) Basler Staatsarchiv: Frankreich B 4.



Aus
Christian Friedrich Schönbeins Leben.

Von Georg W. A. Kahlbaum.

Wenn ich hier an dieser Stelle noch einmal das Wort zu Ehren Schönbeins ergreife, so kann ich meine Aufgabe nicht dahin auffassen, als sollte ich auch hier wieder ein Gesamtbild des zu Feiernden entwerfen, es ist dies ja bei Gelegenheit des festlichen Begehens seines hundertsten Geburtstages von vielen und berufenen Seiten geschehen; ich glaube mich vielmehr darauf beschränken zu sollen, hier, wo des Mannes, der so treu zu Basel gehalten, zu gedenken, doch auch eine Ehrenpflicht ist, ihn in ein paar Zügen zu schildern, die den Mann wieder in all seiner Originalität und seiner Selbständigkeit des Schaffens und Denkens und Fühlens zeigen mögen.

Zunächst einiges wenige über seine wissenschaftlichen Leistungen. Es sind vor allem deren drei, die seinen Namen so recht eigentlich zu einem populären gemacht haben.

Erstens die Entdeckung der Passivität des Eisens. Sie ist dem weiteren Publikum nur dem Namen nach bekannt; was darunter zu verstehen ist, weiß man meist nicht recht.

Zweitens die Entdeckung des Ȯzōns, die gewöhnliche Aussprache Ozón ist falsch.

Was man davon so im allgemeinen weiß, ist, daß die Entdeckung der Nase zu verdanken ist; das Ozon ist nicht entdeckt

nicht erfunden, es ist errochen worden. Und das ist richtig und nicht wenig wichtig, denn es zeigt uns, daß Schönbein mit außergewöhnlich feiner Beobachtungsgabe ausgestattet war.

Die dritte und bekannteste seiner Entdeckungen ist die der Schießbaumwolle; was das ist, sagt der Name. Durch geeignete Behandlung mit Salpeter-Schwefelsäure entsteht aus der gewöhnlichen Baumwolle ein eminent explosiver Stoff, der dem Schießpulver Konkurrenz macht, ja es nach vielen Richtungen hin übertrifft. Und wenn man nun dieses gefährliche Ding in Alkohol-Aether löst, so erhält man das Kollodium, jene feine Haut, die für die Medizin wie für die Photographie heut gleich unentbehrlich ist.

Das ist so etwa das, was das Publikum von Schönbein kennt; es ist nicht viel; es sind eigentlich nur drei oder vier Namen, denen man einen tiefern Sinn meist nicht beizulegen weiß. Sehen wir also zunächst einmal zu, was es denn mit diesen Entdeckungen auf sich hat.

1. Die Passivität des Eisens. Dieselbe ist eine höchst merkwürdige Erscheinung, die, wir dürfen es sagen, bis heut noch nicht völlig aufgeklärt ist.

Für gewöhnlich ist das Eisen in verdünnter Salpetersäure löslich, erhitzt man es aber, belegt man es mit einem Stückchen Blattgold, taucht es in konzentrierte Salpetersäure u. s. w., so wird es nun, obgleich es sichtbare Veränderungen nicht erlitten hat, von verdünnter Salpetersäure nicht mehr angegriffen, es wird, wie Schönbein das nannte, passiv und erhält zudem die noch ganz besonders auffallende Eigenschaft, in seiner Passivität ansteckend zu wirken, d. h. ein passiv gemachter Eisendraht erhält die Fähigkeit, durch bloßes Berühren auch andere Eisendrähte passiv zu machen, die damit die gleiche Fähigkeit ebenfalls anderen gegenüber auch erlangen.

Von Säuren nicht angegriffen zu werden, ist aber das besondere Kennzeichen der edelsten Metalle, wie Gold oder Platin.

Es wird also Eisen unter besonderen Bedingungen von einem unedlen zu einem Edelmetall. Damit aber liegt die Bedeutsamkeit von Schönbeins Endeckung auf der Hand.

Man hat sich nun eine solche Umwandlung, wenn wir einmal annehmen, es fände eine solche statt, natürlich nicht etwa so zu denken, als wenn aus Blei Silber würde, vielmehr so, daß Eisen aus seinem bekannten gewöhnlichen Zustand in einen anderen, den passiven, übergeht, wie wir so verschieden geartete Zustände an einer ganzen Reihe von Stoffen kennen; so beim Phosphor, der in der so giftigen, durchscheinenden, glasigen, und in der nicht giftigen, als roter Phosphor bekannten, Modifikation vorkommt; oder der Kohlenstoff, der als gewöhnliche Kohle, als Graphit und als Diamant auftritt.

So etwa hat sich auch Schönbein, zunächst wenigstens, den Unterschied zwischen gewöhnlichem und passivem Eisen vorgestellt; später hat er sich wohl mehr der Meinung, die heut gilt, daß sich das Eisen mit einer feinen Gas- oder Oxydschicht überzieht und dadurch gewissermaßen vor direkter Berührung mit der Säure geschützt werde, zugeneigt. Jedoch es muß betont werden, daß diese Ansicht wohl einen Teil, nicht aber alle auftretenden Phänomene erklärt, und wir daher sagen dürfen, Schönbeins erste bedeutende Entdeckung, er machte sie im Jahre 1835, ist noch immer nicht völlig aufgeklärt, eine Erscheinung, die sie mit mehr als einer seiner späteren teilt. —

Anders ist es mit der zweiten Entdeckung, mit der des Ozons. Schönbein hatte beobachtet, daß der bei jedem Blitzschlag auftretende, eigentümliche Geruch identisch sei mit dem, das Auftreten der Funken an der Elektrisiermaschine begleitenden, und ebenso mit dem durch den galvanischen Strom, bei der elektrischen Zerlegung des Wassers, erzeugten. Er hatte dann weiter erkannt, daß dieser Geruch nur dem einen der beiden aus dem Wasser entwickelten

Gase anhaftete, nur dem Sauerstoff, nicht aber dem Wasserstoff, und hatte auch bald darauf gefunden, daß man diesen eigentümlichen Geruch nicht allein mit Hilfe der Elektrizität, sondern auch auf chemischem Wege, und zwar mit Hilfe von Phosphor, hervorbringen kann, und daß dieser Geruch einem besonderen, durch bestimmte, chemische Eigenschaften wohl definierbaren Gase anhafte.

Das alles hatte Schönbein erkannt; was aber dieses Gas nun sei, wie es entstehe, woher es komme, darüber gab es langen Streit; und erst neun Jahre nachdem sie von den beiden Genfer Gelehrten Marignac und de la Rive zum erstenmale ausgesprochen war, bekehrte sich auch Schönbein zu der Anschauung, daß das Ozon nichts sei als ein Sauerstoff; der aber von dem gewöhnlichen Sauerstoff etwa so unterschieden ist, wie der giftige von dem nicht giftigen Phosphor; chemisch dieselbe Substanz, aber verschieden in der Anordnung, in dem Aufbau der kleinsten Teilchen, und damit verschieden in der Wirksamkeit, in der Einwirkung auf andere Stoffe, als Ozon viel heftiger, direkt giftig auf den Organismus wirkend, als Sauerstoff dagegen das Leben erhaltend.

Es war das erste Gas, an dem man so verschiedenartige Zustände wahrgenommen hatte, und daher für die Theorie der Chemie von der aller eminentesten Bedeutung. Es entdeckt zu haben, gefunden zu haben, woran so viele andere unachtsam vorübergegangen waren, und zugleich den Weg angegeben zu haben, es auch durch chemische Mittel herzustellen, das ist ein unvergänglicher Ruhmestitel unseres Schönbein.

Und nun das dritte, die Schießbaumwolle. Man hat ihm diese Entdeckung streitig machen wollen; die einen sagten, Schießbaumwolle sei das gleiche wie Braconnots Xyloidin, die anderen, es sei das gleiche wie das, ebenfalls Xyloidin genannte, Produkt von Pelouze, das erstere 1833, das letztere 1838 zuerst dargestellt.

Beides ist unrichtig. Xyloidin ist nicht mit Schießbaumwolle identisch! Und beide Entdeckungen haben auf Schönbeins Erfindung nicht den allergeringsten Einfluß ausgeübt. — Schönbein wollte sich über eine theoretische Frage, die sich auf die Art der Zusammensetzung der Salpetersäure bezog, Aufklärung verschaffen, und studierte dazu zunächst die Produkte der Einwirkung der Säure auf allerhand unorganische und dann organische Produkte, und wurde so auch zur Baumwolle geführt, die er ebenso mit Salpeter-Schwefelsäure, wie alle früher untersuchten Stoffe, behandelte, und dabei die Schießbaumwolle fand.

Für jeden, der sehen will, liegt der Weg, der zu dieser Entdeckung führte, vollkommen offen; aber er lag es auch allen Nacherfindern; deshalb ist ihm denn auch die Freude an seiner weittragenden Erfindung gründlich vergellt worden. Und wir vermögen es ihm nur allzudeutlich nachzufühlen, wenn er am 21. September 1846 seiner Gattin aus London, wo er, um seine Erfindung anzubringen, weilte, schreibt: „In einer Beziehung ist es eine Art von Unglück eine praktisch wichtige Entdeckung zu machen; es stört die Gemütsruhe auf das Tiefste. Faraday und Grove sagten mir dasselbe, d. h. sie fürchten immer auf etwas zu stoßen, was sie mit der praktischen Welt in Berührung bringen könnte, wie ich es jetzt bin.“

Auch darin zeigt sich ein greller Unterschied zwischen Schönbein und anderen, damaligen wie heutigen Jüngern der Chemie, deren Bestreben zu allererst auf das Erreichen praktischer Erfolge gerichtet zu sein pflegt. —

Deshalb hat sich Schönbein auch später von diesen Arbeiten ganz zurückgezogen, und die weitere Ausarbeitung für die Praxis anderen Händen überlassen. Aber die Grundlage für alle heutigen modernen Sprengmittel, für Nobels Sprenggelatine und Eugène Turpins Melinit, für Schultzes Jagdpulver, wie für Reids Ex-.

plosiv-Company Powder und Vielles rauchloses Pulver, für Nobels Ballistit, und Abel und Dewars Cordit, die Grundlage aller dieser modernen Zivilisationsmittel ist die in Basel zuerst im Frühjahr 1846 von Schönbein dargestellte Schießbaumwolle, mit der die ersten Schießversuche auf der Schützenmatte in Basel, die ersten Sprengversuche beim Bohren des Isteinertunnels angestellt wurden. Und mit allem und vollem Recht dürfen wir Schönbein als den Vater der ganzen gewaltigen modernen Sprengstoffindustrie feiern! — — —

Gewiß, wenn von Schönbein nur diese drei Entdeckungen vorlägen, so dürften wir ihn wohl als einen der wenigen Auserkorenen feiern, die unverwischbare Spuren ihrer Thätigkeit und ihres Lebens in die Tafeln der Geschichte eingegraben haben. Aber auch da, wo in die Augen springende, unmittelbare Erfolge nicht in gleicher Weise sich an seine Arbeiten heften, sind dieselben keineswegs vergebliche oder vergessene! Doch es genügt mir hier, nur anzudeuten, nach welcher Richtung die Verdienste des Forschers Schönbein lagen, ich will ja allein, daß man sich an etwas mehr als nur an ein paar Namen erinnert, wenn von Schönbein gesprochen wird.

Schönbein ging seine eigenen Wege auch in der Forschung, und haben seine Arbeiten mit den damals modernen nichts zu thun, ja von der seit jener Zeit mehr und mehr zur Alleinherrschaft gelangenden Chemie des Kohlenstoffes, der sogenannten organischen Chemie, hielt er sich fast ängstlich fern. So kam es, daß er zur Zeit, da er noch unter uns wandelte, von der „Schule" unbeachtet blieb, und nur von wenigen, allerdings den Auserlesensten beachtet, erkannt, und dann auch voll gewertet wurde! —

So sagt ihm Liebig in einem Brief, der vom 1. Dezember 1867, also wenige Monate vor Schönbeins Tod datiert ist: „Sehr wenige sind so beglückt wie Sie, neue Fäden zu spinnen,

uns anderen ist in der Regel nur vergönnt, die vorhandenen Fäden der Gespinnste in brauchbare Gewebe zu verwandeln, der eine strickt Strümpfe daraus, der andere Hosenträger, der dritte stickt 2c. 2c., jeder in seiner Weise, aber zu einem Rock, Camisol und Hosen, wie Sie beim Sauerstoff, bringen es nur wenige, aber Niemand macht es mehr Freude wie mir, Ihre neuen Erfolge zu erfahren." — —

Wie nicht anders zu erwarten, trifft Liebigs Urteil durchaus den Nagel auf den Kopf. Schönbein arbeitete nicht an dem Gewebe der anderen; er spann sich selbst immer neue Fäden, um mit diesen dann weiter zu weben. Zu einer Zeit, wo gar niemand daran dachte, vertrat er ganz allein die physikalische Chemie, und betonte immer von neuem, daß ein Fortschritt für die Theorie der Chemie, wohl verstanden für die Theorie, nicht für die Praxis, die ihm ja, wir sahen es, durchaus fern lag, erst zu erwarten sei, wenn sich die Chemie von neuem, wie zur Zeit ihrer Wiedergeburt in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, mit der Physik vereine. Als kein Mensch auch nur entfernt daran dachte, hatte Schönbein schon die eminente Wichtigkeit der Elektrolyse für die chemische Forschung voll erkannt und empfahl sie dringend gerade auch den Jüngern der organischen Chemie. Das war ausgangs der dreißiger und im Beginn der vierziger Jahre; und jetzt erst, nach mehr denn fünfzig Jahren, hat man begonnen, seinem Rate zu folgen.

Schönbein besaß in der That eine ganz wunderbare Gabe, dasjenige herauszuempfinden, was der Wissenschaft für ihre gedeihliche Fortentwicklung not that. Ganz unwillkürlich kommt uns beim Lesen seiner Arbeiten die Erinnerung an den Sohn der grünen Erin, an Robert Boyle, einen der größten Denker auf dem Gebiete der Chemie, die je gelebt haben. So wie dieser um das Jahr 1670 herum, also rund hundert Jahre vor ihrer Aufstellung, die ganze, heut geltende Lehre von den Elementen vorausdachte, und

als notwendig aussprach, so auch Schönbein, dessen klar formulierte Forderungen sich auch erst heut, fünfzig Jahre nachdem sie gestellt, zu erfüllen beginnen.

Es sei mir erlaubt, gerade dieses seherartige Vorausblicken noch mit einem besonderen Beispiele zu belegen.

Ein Streit bewegt die ganzen ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts. Wie entsteht die Elektrizität in der voltaischen Säule? Ist dazu das Auftreten einer chemischen Aktion notwendig, wodurch dann gewissermaßen die Elektrizität frei wird, oder entsteht der Strom schon durch den bloßen Kontakt, durch bloßes Berühren heterogener Stoffe?

Die Notwendigkeit einer chemischen Aktion wurde von den Anhängern der dieser chemischen entgegengesetzten Theorie, von den Anhängern der Berührungs- oder Kontakttheorie, geradeaus, wütend kann man sagen, bekämpft, ja es wurde die Möglichkeit des Auftretens elektrischer Ströme, durch chemische Arbeit veranlaßt, durchaus und zwar von den bedeutendsten Führern der „Kontaktisten," wie man sie nannte, geleugnet.

Dagegen wendet sich nun Schönbein in einer 1839 erschienenen, also heut sechzig Jahr alten Arbeit. Er sagt da: „Wenn nun Magnetismus und Chemismus unter gegebenen Umständen Wärme und Licht erregen, warum sollte letzterer nicht wie ersterer im stande sein, auch einen voltaischen Strom zu erzeugen?

Wenn Wärme und Chemismus Licht hervorrufen, warum sollte dieser nicht wie jene das elektrische Gleichgewicht der Körper zu zerstören vermögen? Warum sollten also magneto- und thermo-elektrische Ströme Thatsachen sein, welche die Existenz chemisch-elektrischer Ströme zweifelhaft machen? Ich sehe keinen Grund für einen solchen Zweifel, Analogien, theoretische Rücksichten und Thatsachen lassen, um mich kurz zu fassen, den Kontakt als solchen, als die aller unwahrscheinlichste Stromquelle erscheinen, während uns

dieselben den Chemismus, zwar nicht als die ausschließliche, aber als eine der allerkräftigsten elektromotorischen Ursachen erkennen lassen. Ich trage die Ueberzeugung, daß wenn man nur einmal anfängt, die Stromerscheinungen als bloße Bewegungszustände und nicht mehr als Aeußerungen einer oder mehrerer imponderabiler Materien zu betrachten, vieles klar wird, was jetzt noch dunkel ist.

Glücklicherweise hat nie ein Physiker den unglücklichen Gedanken gehabt, die Schallphänomene aus einem Schallstoff erklären zu wollen; sonst läge wohl die Akustik noch sehr im Argen. Die nächste Generation vielleicht schon wird über unsern Glauben an die Existenz einer eigentümlichen elektrischen Materie ebenso lächeln, als manche Physiker bereits diejenigen bemitleiden, welche heutigen Tages noch von einem Wärme- und Lichtstoff reden nnd mit demselben umspringen wie die Chemiker mit ihrem Sauerstoff und Wasserstoff." — Diese Arbeit ist von 1839. Und Robert Mayers Brief, in dem er zum erstenmale den Grundsatz Wärme ist Bewegung deutlich ausspricht, vom 1. August 1841.

Das Beispiel ist gewiß überzeugend; man wird es kaum für möglich halten, daß es sechzig Jahre her ist, seitdem diese Worte geschrieben wurden.

In seinem Geist überspringt Schönbein Jahrzehnte und gewinnt Ausblicke in ein gelobtes Land, das wir nach sechzigjähriger Wüstenwanderung immer noch nicht ganz erreicht zu haben scheinen.

So war Schönbein in seinem Forschen einsam und groß, und das sollten besonders wir in Basel uns immer so recht vor Augen halten, wenn wir von ihm sprechen, über ihn urteilen, und darum habe ich seine wissenschaftlichen Verdienste auch dieser Besprechung vorausgesetzt. Hier in Basel, wo man Schönbein so genau kannte, wo er so menschlich mit jedermann zu verkehren, umzugehen wußte, hier rückt er uns so nahe, beugt sich so tief zu uns herab, daß wir den Maßstab für seine Größe verlieren. Aber

da, wo das Menschliche mehr zurücktritt, wo er ein Forscher unter anderen Forschern ist, da wächst er, und weit, weit über das Mittelmaß ragt er empor.

Das, was er als Mensch war, durch und durch ein Original, war er auch als Forscher, und dabei hat er das seltene Glück gehabt, daß sich bis heut noch nicht der Edelrost des Alters, der darum doch immer Rost bleibt, an seine Arbeiten gesetzt hat; diese sind jung, sie sind triebkräftig geblieben, und gerade die modernste Richtung in der Chemie, die physikalische Chemie, verehrt heut, hundert Jahre nach seiner Geburt und dreißig Jahre nach seinem Tode, Schönbein als einen ihrer ersten und besten Führer. —

Nachdem wir so den Forscher würdigen gelernt haben, wollen wir uns dem Menschen zuwenden.

1828, im November, kam Schönbein von England, wohin er, nach einjährigem Aufenthalt in der Hauptstadt an der Seine, zurückgekehrt war, nach Basel, um den späteren Ratsherrn Peter Merian, damals Professor der Chemie und Physik am Pädagogium und an der Universität, der 1827 an einem Halsübel erkrankt war, zu vertreten. Da Peter Merian damals erst dreiunddreißig Jahre alt war, so schien begründete Hoffnung vorhanden, daß er bald und völlig gesunden werde, und so trug denn Schönbeins erster Aufenthalt durchaus den Charakter des provisorischen, er hat zunächst auch nicht entfernt daran gedacht, daß die rein persönliche Vertretung, er wurde z. B. nicht vom Staate, sondern von Peter Merian bezahlt, zu einem lebenslänglichen Aufenthalte führen würde. Aber da kam die Julirevolution und in ihrem Gefolge die Wirren, die zur Trennung der Landschaft von der Stadt Basel führten. Zwar gesundete Peter Merian wohl, aber nun stellte seine Vaterstadt an ihn andere Anforderungen, 1833 wurde er Mitglied des Erziehungskollegiums, dem er bis 1865 angehörte, dann Mitglied des Kleinen Rates,

so daß nicht daran zu denken war, daß er die mühe- und arbeitsvolle Stellung des Lehrers der Physik und Chemie an der Hochschule wieder übernehmen könne, und so wurde bei der Reorganisation im Jahre 1835 Schönbein definitiv zu seinem Nachfolger auf dem Lehrstuhl der Physik und Chemie ernannt, während sich Peter Merian an der Stelle eines Honorar-Professors für Geologie und Petrefaktenkunde genügen ließ.

Ich habe an anderer Stelle [1]) schon Gelegenheit gehabt, darüber zu berichten, mit welcher Energie sich Schönbein seiner neuen Heimat während der Wirren im Beginn der dreißiger Jahre annahm; wie er dem Beispiel Schleiermachers und Fichtes, im Jahre 1813, folgend, es nicht verschmähte, mit der Muskete im Arm, sich dem Akademischen Freikorps anzuschließen, wie er auf der St. Johannschanze so eifrig exerzierte, daß ihm die Kameraden, der eigenen Sicherheit halber, die Patrone aus der Flinte zogen; wie er sich mit grimmem Löwenmut auf die Aufwiegler stürzte, und wie ihn ein freundliches Geschick davor bewahrte, an dem verhängnisvollen dritten August 1833 sich beteiligen zu müssen. Ich habe auch mitgeteilt, wie er nicht nur sein Schwert, sondern auch seine Feder in den Dienst Basels stellte, und er bereits im Januar 1831 in die Redaktion der damals neu begründeten Basler Zeitung eintrat. Ich darf also darauf verweisen.

Schönbein hatte die Vorliebe für die Druckerschwärze schon früh eingesogen. Als Student in Tübingen hatte er mit Gustav Eduard Kolb zusammen bei dem Maurer Nast gewohnt; dieser, Kolb, war damals schon für die Stuttgarter Neckar Zeitung litterarisch thätig, trat dann nach ausgestandener Festungshaft, wegen seiner Beteiligung am Bunde der Jungen, von 1824—1826, zur Allgemeinen Zeitung über, als deren Chefredakteur er 1865

[1]) In der Nationalzeitung vom 15., 17. und 18. Oktober 1899.

starb. Kolbs Einfluß hatte in Schönbein offenbar das Interesse an der schriftstellerischen Thätigkeit geweckt, und so ist er denn auch, neben seiner Basler redaktionellen Thätigkeit, lange Zeit hindurch, wie es scheint bis in das Sturm- und Drangjahr 1848 hinein, ein ziemlich regelmäßiger Mitarbeiter der Tagespresse, im besonderen der Augsburger Allgemeinen Zeitung, der Stuttgarter Morgenzeitung und des Schwäbischen Merkur gewesen, während er von da ab nur noch als gelegentlicher Mitarbeiter auftrat.

Schönbein vertrat, was die Stellung und Aufgabe der Presse anbetraf, trotz seiner sonstigen konservativen Gesinnung, durchaus liberale Anschauungen. So schreibt er z. B. einem Freunde im Sommer 1828 aus Paris: „Ich bin der eifrigste Zeitungsleser der denkbar, aber zu meiner Schande muß ich es gestehen, ich habe meine Blicke niemals oder doch kaum jemals in eine deutsche Zeitung geworfen, denn ich habe seit meinem Fortgang aus Deutschland die dringende Notwendigkeit einer unbeschränkt freien Presse und der uneingeschränktesten Diskussion aller öffentlichen Angelegenheiten erkannt, daß ich den servilen Ton, der aus jeder Zeile der meisten deutschen Journale spricht, nimmer verdauen kann.“

Das aber, einer uneingeschränkten Diskussion aller öffentlichen Angelegenheiten Raum zu gewähren, lag in keiner Weise in der Absicht der „Basler Zeitung,“ die vielmehr aus einem ausgesprochenen Parteistandpunkte geschrieben und redigiert wurde.

Zwar war Schönbein, ganz im Sinne der Zeitung, ein sehr energischer Gegner des Ultraliberalismus, schreibt er doch am 14. August 1833 an seine Eltern, allerdings noch unter dem Einfluß und der begreiflichen Erregung, die die August-Ereignisse in der Stadt hervorgerufen hatten: „Auch ich war in früheren Zeiten bis auf einen gewissen Grad der sogenannten liberalen Partei zugethan; nachdem ich aber ihre Erbärmlichkeit, Schlechtigkeit und teuflische Tendenz

aus nur zu vielen Thatsachen erkannt habe, würde ich mich entehrt fühlen, wenn ich dieser Partei ferner das Wort redete. Ich bekenne offen und frei, daß ich es mir zur Ehre rechne, von ihr gehaßt und verfolgt zu werden."

Also Schönbein war ein sehr energischer Gegner des Ultraradikalismus, denn das, was er hier ausspricht, ist ungekünstelter, erfreulicher, gewachsener Haß; aber auf der andern Seite war er ebenso heftiger Gegner der frömmelnden, muckerischen Reaktion, die nach den Augusttagen in Basel ihr scheinheiliges Dulderhaupt erhob.

In diesem Sinne schreibt er am 22. Januar 1834 seinem alten Studienfreunde Wurm, der damals als Redakteur, später als Professor der Geschichte am akademischen Gymnasium, in Hamburg lebte, folgendes: „Du weißt, daß Basel beinahe ebenso reich an Pietisten als an Fünffrankenthalern ist; weißt, daß diese Leute von hier aus ihre Absurditäten und Geschmacklosigkeiten in alle vier Ecken der Welt verbreiten und Schuster und Schneider in Apostel verwandeln, um durch sie die Heiden mit geistloser Dogmatik zu plagen, weißt aber auch, daß der Edle" — den Beinamen „der Edle" hatte sich Schönbein auf der Universität, ich weiß nicht durch welche That erworben, in dem Briefwechsel mit den Freunden nennt er sich selbst immer so und wird ausschließlich so genannt; — also es heißt in dem Brief „Du weißt aber auch, daß der Edle ein geschworener Feind dieses Unwesens ist, Du wirst daher Dich nicht verwundern, wenn ich Dir sage, daß ich es mir zur Aufgabe gemacht habe, dem Pietismus auf jede mir mögliche Weise entgegen zu arbeiten. Wenig bekümmert mich jedoch seine Wirksamkeit nach außen, destomehr aber dessen proselyten-macherische Tendenz in Bezug auf Basel.

Diese Stadt will er in einen Schafstall verwandeln, will er ganz und gar beherrschen und er ist auf gutem Wege dazu. Die unglücklichen Verhältnisse Basels sind ihm ganz a propos gekommen

und er hat es auch laut ausgesprochen, daß der 3. August dem Reiche Gottes unendlichen Gewinn gebracht habe und bringen werde. Aber er soll sich vergeblich freuen, er soll es erfahren, daß Geist und Wissenschaft Mächte sind, welche sich durch dogmatische Zauberformeln nicht beschwören lassen. Fischer (es ist Friedrich Fischer, der Philosoph, genannt „der dicke Fischer," gemeint) und die meisten akademischen Lehrer wirken in meinem Sinne und sind entschlossen, einen hartnäckigen Kampf zu kämpfen. Doch was werden Dich diese res basiliensis bekümmern? Aber man schreibt und spricht gern von dem, was einem nahe geht."

Die Basler Zeitung, in deren Redaktion Schönbein saß, vertrat aber nicht nur die eine, die dem Ultraradikalismus feindliche Seite von Schönbeins Anschauungen, sondern auch das Muckertum, und so war ihm denn die redaktionelle Thätigkeit entschieden zuwider. Schon im Dezember 1832 schreibt er demselben Freunde Wurm, mit dem er wegen Uebernahme der Stelle als Professor der deutschen Sprache an unserer Universität verhandelte, der bisdasige Vertreter des Faches, Sartorius, war wegen chronischem Alkoholismus entlassen worden: „Der Dir zugesicherte jährliche fixe Gehalt beträgt 1400 Schweizer-Franken; da Dir aber auch der englische Unterricht am Pädagogium übertragen würde, so erhöhte sich dadurch die Besoldung auf etwa 1900 Franken; und wolltest Du noch denjenigen Teil der Redaktion der Basler Zeitung, welchen ich besorge und den ich Dir herzlich gern abträte, so würde Dir diese Arbeit noch weitere 800 Franken eintragen." Also trotzdem das Gehalt als Redakteur gerade den dritten Teil seines Jahreinkommens ausmachte, Schönbein bezog damals ein Jahresgehalt von 1600 alten Franken, hätte er das Amt schon nach noch nicht zweijährigem Frohndienst abgetreten, so mißhagte es ihm; und so schreibt er denn auch, als er sich endlich davon ganz losmachen konnte: „Vor wenigen Wochen ist es mir endlich

gelungen, des widerwärtigsten Teiles meiner Beschäftigung los zu werden, nämlich der Redaktion unseres hiesigen Blattes."

Wir haben gesehen, wie deutlich sich Schönbein gegen Pietismus und Muckertum aussprach, und doch war er in einem streng pietistischen Hause erwachsen, der Pietismus war ja jener Zeit Staatsraison im ganzen Schwabenlande, und so hatte er denn auch noch die erste Zeit seiner Lehrjahre, die er in der chemischen Fabrik von Metzger & Kaiser, die dann in die Firma Bonz & Klaiber, heut Bonz & Sohn in Böblingen überging, in einem ausschließlich pietistischen Kreise zugebracht; und erst auf den Universitäten Erlangen und Tübingen, die er darauf besuchte, hatte er sich unter dem Einflusse Fichtes und im besonderen Schellings bekehrt, und sich von der engherzigen Wortgläubigkeit frei gemacht. So schließt er denn einen Brief vom 19. Mai 1824, in dem er einem der Böblinger Freunde, Johann Haueisen, seinen neugewonnenen freieren Standpunkt ausführlich darlegt, mit folgenden Sätzen:

„Ich bin im Voraus überzeugt, das diese nur allgemein hingeworfenen Sätze unbedingt von Dir, wie von anderen meiner Freunde verworfen werden, weil ihr von der Voraussetzung ausgeht, ich sei von der Bahn der Wahrheit abgegangen, habe mich in der Weisheit dieser Welt berauscht und mir sei der Blick auf das Eine verrückt, und betrachtet daher jeden Gedanken, jede Ansicht, jede Handlung von mir als hervorgegangen aus trüber Quelle, als finster und unchristlich. Ihr bemitleidet mich als ein verirrtes Schaf, dem die einfache Schrift des Evangeliums nicht mehr genügt u. s. w. Alles dies weiß ich recht gut, ich will Euch auch von Eurer Ansicht nicht im mindesten abbringen, was doch vergebliche Mühe wäre. Ich weiß ja, daß an Eurem Mitleiden die Liebe einen nicht geringen Anteil hat, und deswegen ist es mir ehrenwert. Aber versichern kann ich Euch, daß ich in dem Sinne nicht mehr der Eure werden kann, als ich es war, dies ist so unmöglich, als

geschehene Dinge ungeschehen gemacht werden können. Aber eins bin ich mit Euch und innigst verbunden, in dem nebenabsichtslosen Streben nach Wahrheit, eins mit Euch in der Ansicht, daß in dem menschlichen das göttliche offenbar werden soll, daß diese Offenbarung der Gottheit die höchste Bestimmung unseres Daseins ist, eins mit Euch in dem Bestreben, diese höchste aller Wahrheiten unter dem Menschengeschlechte zu verbreiten, eins mit Euch also in der Hauptsache.

Laßt uns daher die uns gesteckte Bahn, jeder auf seine Weise, freundlich nebeneinander fortgehen, und wir werden gemeinsam finden, was wir suchen. Laßt uns bescheiden sein und nicht glauben, die vollendete Wahrheit hätte sich in unseren engen Kreis geflüchtet, nicht glauben, sie spreche sich nur in der Form aus, unter der wir sie auffassen."

Man sieht, wie sich dieser Absagebrief an den Pietismus, trotz seiner Deutlichkeit, vollkommen frei hält von der protzigen Gottesleugnung eines Büchner oder Häckel — in Schönbeins Natur lag auch nichts weniger als eine solche — im Gegenteil hatte ihn die Naturforschung auf einen ganz anderen Weg geführt, auf jenen, den wohl Göthe am besten gezeichnet hat mit den Worten, die er Faust als Antwort auf Gretchens ängstliche Frage: „Nun sag', wie hast du's mit der Religion" in den Mund gelegt hat, und zu der jeder aufrichtige Naturforscher geführt werden muß:

„Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen
Ich glaub ihn?
Wer empfinden
Und sich unterwinden
Zu sagen: ich glaub ihn nicht?" —

So auch Schönbein! In einem unvollendeten Entwurf zu seiner Rektoratsrede von 1844 sagt er: „Ich stehe nicht an, hier es unverhüllt auszusprechen, daß es meine tiefste Ueberzeugung ist, der Tag eines höheren Wissens für die Menschheit sei im Nahen

und daß vieles von demjenigen, was bisher nur von unseren Gefühlen vernommen, was in kindlicher Einfalt geglaubt wurde, bald Gegenstand klarer Erkenntnis sein werde.

Und einen solchen Umschwung, einen solchen Fortschritt in der Reife des Geistes verspreche ich mir von einer erweiterten und immer mehr sich ausdehnenden Erkenntnis der Natur.

Zwar fehlte es immer noch nicht an Menschen, die in ihrem beschränkten Sinn wähnen, je weiter der Mensch in die Geheimnisse der Natur eindringe, je umfangreicher sein Wissen und seine Macht über die materielle Welt werde, um so weiter entferne er sich von ihren letzten Ursachen, um so mehr vergesse er seinen Schöpfer. Manche sind sogar so weit gegangen, die Behauptung auszusprechen: Die Naturforschung führe zum Atheismus.

Leute, die eine solche Sprache führen, mögen es gut meinen, sicher aber ist, daß sie häufig der Sache, welcher sie zu dienen glauben, mehr schaden als nützen; so daß sie eine höchst irrige Meinung von dem Einfluß haben, den in religiöser Beziehung das echte Studium der Natur auf den Menschen ausübt." — —

Ganz so, wie er hier seine eigenen Wege geht, und weit ab von dem „modernen" Materialismus sich hält, ganz so ist er immer er selbst geblieben, mochte er in der Nähe seiner Stammburg, im Café Spitz am „Grisemähli" teilnehmen, das er nie versäumte, oder im „roten Löwen" seinen Schoppen Markgräfler, auf den er viel hielt, heben; — so suchte er seinen schon genannten Landsmann Wurm unter anderem mit folgendem Argument nach Basel zu locken: „Für ein Spottgeld ist der beste Markgräfler, ein Labewein, zu haben, ein Umstand, der für einen Schwaben doch nicht ganz gleichgiltig sein kann," — oder mochte er beim Zeller sein Bier trinken oder aber mit den „Epulonen" in Bögisheim turneien, immer blieb er ungekünstelt und natürlich. Und auch dann, wenn er mit den Höchsten dieser Erde, den englischen Granden, oder am Hofe

von St. James, von Stuttgart oder Karlsruhe, verkehrte, blieb er nur er selbst, gab er sich ganz so wie er war. —

Dem Großherzog Friedrich von Baden war Schönbein bei Gelegenheit der Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte in Karlsruhe im Jahre 1858, durch seinen Freund Eisenlohr vorgestellt worden, und knüpften sich die Bande besonders dadurch enger, daß er mit einiger Regelmäßigkeit zur Jahreswende nach Karlsruhe ging, um teils in dem auf Veranlassung des Großherzogs im Anschluß an die Naturforscher-Versammlung gegründeten „Verein für wissenschaftliche Belehrung" Vorträge zu halten, teils Eisenlohrs auf den ersten Jänner fallenden Geburtstag mitzufeiern. Dabei wurde dann Schönbein regelmäßig in Audienz empfangen und ebenso regelmäßig zur Tafel gezogen. Wie freundlich man ihm im großherzoglichen Schlosse gesinnt war, und wie so ganz bürgerlich der Verkehr verlief, dafür ein Beispiel:

Im September 1858 fand, wie wir sagten, in Karlsruhe die Versammlung unter dem Präsidium von Schönbeins intimem Freunde Eisenlohr statt; mit einer ganzen Reihe von Basler Naturforschern, wie Peter Merian, Meißner, dem Botanikus, De Wette, dem Arzt, Rütimeyer und den damals jüngeren Forschern, wie Herr Hagenbach und Herr Rektor Fritz Burckhardt, fuhr Schönbein, am 15. September früh sieben Uhr, in einem eigens von der badischen Bahn gestellten Salonwagen nach Karlsruhe, wo die Basler von Eisenlohr und den anderen Festordnern mit Jubel empfangen wurden.

Am Donnerstag fand die feierliche Eröffnung, der der Großherzog und seine Gemahlin von Anfang bis Ende beiwohnten, statt, und am Freitag, den 17. abends hatte der Großherzog die ganze Versammlung in den Schloßgarten geladen, bei welcher Gelegenheit eine Reihe der bedeutenderen Forscher, und unter diesen auch Schönbein, ihm vorgestellt wurde. Etwa hundert Naturforscher wurden

zum Samstag zur Tafel geladen und etwa 16—20 zu einer Abendtafel, am Montag, worunter beide Male Schönbein sich befand, der dann seinerseits von der Versammlung damit beauftragt wurde, in der Schlußsitzung den Dank der auswärtigen Gäste dem Fürsten, der Stadt und dem Land für die, in der That besonders freundliche Aufnahme auszusprechen, und gleichzeitig zum Sprecher der Deputation, die dem Großherzog und der Großherzogin noch persönlich den Dank der Naturforscher abstatten sollte, gewählt wurde.

Auf diese Weise trat Schönbein dem Großherzoglichen Paare näher, das offenbar an dem geraden Manne Gefallen gefunden hatte, wie das einmal die wiederholten Einladungen zeigen, und auch daraus hervorgeht, daß schon nach der ersten Vorstellung Fürst und Fürstin ihn aufforderten, wenn er je wieder nach Karlsruhe käme, er sie auf jeden Fall besuchen solle.

Das geschah denn auch, und ein in der That außergewöhnlich freundlicher Verkehr entwickelte sich.

Bei einem Osterbesuch 1861 mußte der kleine Erbgroßherzog dem Onkel Schönbein den Osterhasen und die Eier, die er gelegt hatte, zeigen; und wie in einem schlichten bürgerlichen Hause bekümmerten sich Wirt und Wirtin darum, ob es ihren Gästen bei Tische auch schmecke. Der Großherzog hatte in Erfahrung gebracht, daß Schönbein Vorliebe für Schwarzwild habe, und deshalb mußte jedesmal, wenn Schönbein bei der Tafel war, auch solches serviert werden.

„Um 5 Uhr abends," ich erzähle mit Schönbeins eigenen Worten, „nahmen wir mit der großherzoglichen Familie das Mittagessen ein, bei dem es sehr gemütlich zuging. Da ich nicht sehr hungrig war, so ließ ich manche Platte vorübergehen und als der Großherzog sah, daß ich wieder von einer Schüssel nichts nahm, so sagte er, „ich habe geglaubt, Wildschweinfleisch sei Ihre Lieblingsspeise," und als ich dies bejahte, so mußte mir die Platte noch einmal dargeboten werden. Ihr seht aus solchen Kleinigkeiten,"

fügt Schönbein hinzu, „daß es ordentlich bürgerlich auch bei Hofe zugeht."

Aus dem gleichen Grunde, und um zugleich darzuthun, wie freundschaftlich man sich des Gastes annahm, habe auch ich diese Anekdote erzählt.

Um das noch weiter zu illustrieren, mag auch folgende Schilderung seines Besuches auf der Mainau, wo Schönbein im Oktober 1863 ein paar Tage Gast des Großherzogs war, dienen.

„Der Hofmarschall führte mich auf ein Zimmer," schreibt Schönbein, „das eine der schönsten Aussichten im ganzen Schloß hat und wo ich seit meinem hiesigen Aufenthalt wohne. Bald wurde der Großherzog sichtbar, der die Freundlichkeit hatte, mich nicht nur auf den schönsten Punkten der Insel herumzuführen, sondern auch die Kühe- und Pferdeställe zu zeigen, die mit stattlichen Exemplaren gefüllt sind.

Gestern Nachmittag wurde eine Fahrt nach der Insel Reichenau gemacht. Die Frau Großherzogin mit den beiden Hoffräuleins nahmen in einer offenen Kalesche ihren Platz, Herr von Gemmingen, der Leibarzt und ich folgten in einem anderen Wagen, während der Großherzog und dessen Adjutant uns zur Seite ritten.

An einem geeigneten Punkt stieg alles ab und nun gings mitten durch die Weinberge auf den höchsten Punkt der Insel.

Mit einbrechender Nacht langten wir wohlbehalten im Schlosse an und ließen uns bald darauf das Nachtessen gut schmecken, der Abend wurde mit Billardspielen zugebracht, woran ich teil nehmen mußte, obgleich ich diese Kunst nicht verstehe. Auch die Damen nahmen daran teil, obgleich sie auch eben keine großen Meisterinnen des Spieles sind. Ich gehörte zur Partei des Großherzogs und der Großherzogin und wir waren in der Regel der verlierende Teil, was immer zu Scherz und Lachen Anlaß gab.

Morgens kommt der junge Prinz zum Frühstück und hat jedesmal jedem die Hand zu geben und einen guten Morgen zu

wünschen. Ihr seht also," so schließt Schönbein, „daß der Papa hier ein behagliches Leben führt und durch Nichts daran erinnert wird, der Gast eines Fürsten zu sein. Wäre es anders, so wäre ich freilich auch nicht hier."

Und das ist wahr! Die außerordentlich freundliche Aufnahme, die Schönbein hier am badischen Hof, wie überall sonst fand, dankte er nicht etwa einem gewissen Anpassungsvermögen, weit entfernt davon, er blieb immer er selbst. Denn, als bald darauf durch den Tod Christian des VII. die Schleswig-Holsteinische, und damit die deutsche Frage aufgerollt wurde, und die Gegensätze sich zu dem 1864 und 1866er Kriege zuspitzten, da gab er lieber den, wie er wohl empfand, ihn so ehrenden Verkehr im großherzoglichen Schloß in Karlsruhe und auf der Mainau, in dem er sich dazu noch gar wohl fühlte, auf, als daß er mit seiner Meinung hinter dem Berg gehalten hätte.

Entgegen seinen Freunden, wie Liebig, Wöhler, Eisenlohr und A. von Herzog, blieb er ein Gegner Preußens und Bismarcks, er will sich nicht in die Neuordnung der Dinge schicken. Für ihn ist dieser Krieg ebenso eine Vergewaltigung der süddeutschen Staaten, wie für ihn die 1833er Revolte eine solche Basels war; er läßt sich davon nicht abbringen, für ihn kann kein Erfolg Unrecht in Recht verwandeln, und besonders gerät er in Harnisch, wenn man in den preußischen Siegen die helfende, in den Niederlagen der Gegner die strafende Hand Gottes sehen will. Auch hier ganz wie 1833.

Für ihn giebt es nur einen Standpunkt, starkes, unbeugsames Festhalten an das Recht oder an dem, was er für Recht hält. — Lieber brechen als biegen. —

Da man in Karlsruhe einsichtiger ist, und mit den Verhältnissen sich abzufinden sucht, und anerkennt, daß der Fehler denn doch kaum allein auf der Seite Preußens gelegen hatte, sondern

es sich um eine zwar schmerzliche, aber notwendige Operation — die Trennung von Oesterreich — handelte, so grollt er, — aber er grollt nicht still, sondern er will, daß der Großherzog erfahre, warum er grollt; und als er trotzdem eingeladen wird, lehnt er wiederholt und wiederholt ab. Es wird ihm versprochen, es solle von Politik gar nicht gesprochen werden, er kommt nicht. Sein liebster, intimster Freund Eisenlohr, mit dem ihn eine geradezu rührende Freundschaft verband, bittet ihn auf das Herzlichste, aber er bleibt fest und hat Karlsruhe seit dem Dezember 1865 nicht mehr besucht! Dagegen geht er ins Schwabenland und schreibt im Herbst des gleichen Jahres darüber an Liebig: „Drei Wochen lang zog ich im Schwabenlande herum, wo es mir dem Erzschwaben nicht anders als wohlbehagen konnte, denn obgleich die meisten Verwandten zu den Vätern gegangen und auch die Reihen der alten Freunde schon stark gelichtet sind, so wandelt doch noch eine Schaar von Studiengenossen dort herum, welche entweder in ihrem Wohnort besucht oder nach Stuttgart telegraphiert wurden, um bei einem gastfreien gemeinschaftlichen Freunde ein ächt schwäbisches Festmahl einzunehmen, wobei es natürlich auf das Fröhlichste zugegangen. Nichts geht doch über die heimische Luft, in welcher allein das Gemüt frei und mit völligem Behagen atmen kann."

So war Schönbein, unbeugsam und fest, auch dann wenn er irrte, wie er es selbst bei seinen Landsleuten gern nennt, ein wenig ein Querkopf, aber auch treu und lauter wie Gold, kein Dutzendmensch, sondern ein Mann für sich, aber ein Mann, nach jeder Richtung ein ganzer Mann, den ein gütiges Geschick an eine Stelle gestellt hatte, an der Uniformität nicht Lebensbedingung ist, an eine deutsche Hochschule, an der die Originale noch am besten gedeihen; und in ein Gemeinwesen, dessen eigentümliche, auf die thätige Mitarbeit aller Bürger sich aufbauenden Existenzbedingung der Entwicklung jedweder Eigenart günstiger ist als die, vielleicht irgend

eines anderen. Obwohl so durch und durch Schwabe, ist doch Schönbein ohne Basel als Hintergrund nicht wohl zu denken. Die mindere Stadt, der Rhein, die alte Brücke, Grisemähli, Zunftessen und Aschermittwoch, sie gehören zu ihm; und wenn wir als Basler stolz darauf sein dürfen, daß wir Schönbein so lange Zeit den unseren nennen durften, so muß auch die Welt der Stadt Basel dankbar sein, daß sie Schönbein den Nährboden gab, in dem er sich so für sich, und so knorrig entwickeln konnte zu einem Forscher so groß, so bedeutend, zu einem Menschen so eigenartig, so besonders; daß er zu dem wurde, was ihn mit einem Worte am besten kennzeichnet, daß er wurde zu einem Charakter!

Christian Friedrich Schönbein.

Ein Festspiel

zu

seinem hundertsten Geburtstage

18. Oktober 1899

von

Albert Geßler.

Personen.

Professor Schönbein.
Berthold Schwarz.
Schneider, Laboratoriumsdiener.

I. II. III.	Student.

Zeit: Ein Frühlingstag des Jahres 1846. Ort: Schönbeins Laboratorium (und Hörsaal) im Falkensteinerhof.

Schönbein

in seinem Laboratorium im Falkensteinerhof. Rechts ein Experimentiertisch mit Gläsern, Retorten und Gestellen; eine Wandtafel. Links eine Schulbank. Der Gelehrte steht hinter dem Tisch, arbeitend. Es ist Morgen, früh sieben Uhr.

Schönbein (tritt hinter dem Tisch hervor).

Soll ich es, soll ich's heute wirklich wagen
Und mein Geheimnis endlich ihnen sagen?
Sind sie wohl reif genug, die guten Jungen,
Zu fassen, was ich forschend hab errungen:
Daß unsre Lehrerin, die Wissenschaft,
Mir in die Hand giebt eines Riesen Kraft,
Der starre Bergesgipfel kühn zerspellt
Und der in Fetzen schlagen kann die Welt?
Soll ich? — Nein, darf ich, was ich ahnend fand,
Preisgeben jeder schnellen Knabenhand?
Ist's Hohn nicht, Frevel nicht am Gotterschaffnen,
Wenn fortan tausend Hände sich bewaffnen,
Um das zu stürzen, was der Ew'ge schuf? —
Ist's wirklich unsrer Wissenschaft Beruf,
Um Gut und Böse sich so nichts zu kümmern,
Und ging darob die halbe Welt zu Trümmern? —
Es ist! — Das ewig Höchste bleibt die Wahrheit;
Aus wirrem Stoff muß ich empor zur Klarheit!
Was wäre sonst das rastlos ernste Streben?
Drum sei den Schülern heut mein Fund gegeben!
Man klopft? — Herein, herein in hellen Scharen:
Es fügt ein Glied sich heut zum ewig Wahren!

Schneider
(ist schon vor einigen Augenblicken eingetreten; mit Kaffeegeschirr).

Guete Dag, Her Professer; e Grueß vo der Frau Professer, und d' Frau Professer ließe sage, der Her Professer haige 's Kaffi noni trunke; d' Frau Professer wisse gar nit, was mittem Her Professer syg. Wenn der Her Professer aber nit ko kenne däte, so miese der Her Professer absolut und dezidiert 's Kaffi do trinke. I ha's do immene Hafe; d' Milch isch scho derby, grad eso, wies als der Her Professer dehaim nämme.

Schönbein (lächelnd).

Laß er! Wer denkt an Speise jetzt und Trank? —
— Doch her! — Ich nehm's und weiß der Guten Dank:
Ach, ihre Liebe fühl' ich immer sorgen.
Her also! Schnell! — Ich komme nicht heut Morgen.
(Schneider reicht ihm den Topf.)
Doch ist's der Topf nur, Schneider, den ich fasse;
Wo hat er denn den Löffel und die Tasse?

Schneider (verlegen).

Der Deiggeler; das hani ganz vergesse!
(Er sucht auf dem Tisch herum und findet ein reines Becherglas.)
Der Her Professer kennten emend us dem do . . . .

Schönbein (ihn mitleidig ansehend).

Wie, Schneider, bin ich ein Geschmacksbarbar?
Aus Gläsern trinkt sich nur, was völlig klar!
Ein Trübes aber ins Krystall'ne gießen . . . .
Nein, nimmer könnt ich einen Schluck genießen!
Merk er sich, Schneider: Auch in Kleinigkeiten,
Darf uns der Sinn für Schönheit stets nur leiten!
(Er trinkt aus dem Topfe.)
Und lieber trink ich aus dem irdnen Topfe,
Als daß ich Trübes in das Glas hier tropfe.
(Trinkt den Topf aus.)

Schneider.

Jo, und derno hätti im Her Professer no solle sage vo der Frau Professer: e Grueß vo der Frau Professer und der Her Professer solle hit by Zyte mittem Kolleg ufhere; der Her Professer seige nit ganz zweg, der Her Professer haige die ganzi Nacht — — e — e — gfaseliert.

Schönbein.

Was hätt' ich? — Fest und still hab ich geschlafen,
Bis mich um sechs die ersten Strahlen trafen.

Schneider.

Nai, nai! D' Frau Professer hän gsait, der Her Professer syge gsi wie närsch. Der Her Professer haige die ganzi Nacht gschwätzt und mit de Händen in der Luft umme bainlet, und uf aimol haige der Her Professer gschraue „Bumm!" und derno syge der Her Professer ufgumpt und wider abeplumpst, daß Alles kracht haig. Der Her Professor haigen allweg besi Traim gha, und 's Schrätteli haig der Her Professer plogt. (Ab.)

Schönbein.

Im Traum also will sich bereits befreien,
Was ich in stiller Arbeit sah gedeihen. —
Heraus also! — Der Traum sei mir ein Zeichen! —
Dem Licht der Forschung muß das Dunkel weichen.

Er tritt wieder hinter seinen Experimentiertisch. — Pause. — Studenten kommen und setzen sich auf die Bank.

Erster Student (zum zweiten).

Was hat er nur? Er ist so seltsam heut;
Paß auf, ob er nicht was Besondres beut;
Sein Auge glänzt; es ist wie höh'res Leben;
Nicht Neues nur, er wird uns Großes geben.

Zweiter Student.

Da kommt er, still! — in feierlichem Ernste,
Als knüpfte er das Nächste an das Fernste.

Schönbein (langsam, in Pausen.)

„Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist.“ —
Wenn uns dies Wort auch klein und still sein heißt,
So darf der Forscherblick doch manchmal dringen
Ins Innerste, Ursprünglichste den Dingen.
Es lernt der Mensch von den Naturgewalten
Das Schaffen selber und das Neugestalten:
Er löst in Elemente auf die Erde
Und bindet neu sie, daß ein Andres werde,
Ein Neues, das nicht war in der Natur.
Sie gab die Teile, unverbunden, nur,
Und was die Schöpfung selber nicht gedacht,
Entsteht durch uns und mehrt des Menschen Macht.
Ja, weiter, heller stets wird solches Wissen;
Es strömt uns Licht bereits aus Finsternissen:
Wer hätte je geahnt, daß wir aus Kohlen,
Aus dunkeln, uns die luft'ge Flamme holen? (Er sinnt nach.)

Erster Student (zum zweiten.)

Ich sag es dir, wenn er so präludiert,
Dann wird entdeckt, dann wird nicht nur doziert.

Zweiter Student.

Er sinnt. Jetzt still . . . Der Inhalt sucht Gestalt.

Schönbein.

Sie kennen, meine Herren, die Gewalt,
Durch die das Pulver Stein und Eisen bricht.
Sie gab Europa jenes Schwergewicht,

Daß es die Herrschaft in der Welt gewann.
Und aller Welt noch heute steht voran.
Nur Pulver war's! — Wer nun ein Neues fände,
Vor dem des Pulvers Kraft in nichts verschwände,
Ein Neues, das statt Felsen Berge höbe,
Vor dem das Festeste zu Dunst zerstöbe,
Der könnte Menschenkraft vertausendfachen
Und sie zum Sieger über Alles machen. — —
— — Dies Neue, meine Herren, ist gefunden
In den Versuchen langer Arbeitsstunden.
Hier dieses Baumwollstückchen explodiert,
Wird es in meiner Weise präpariert;
Ganz urgewaltig ist die Expansion
Und jeder Hemmung spricht der Körper Hohn.

(Zu den Studenten, welche zurückweichen.)

Nur keine Angst! Hier in der freien Luft
Giebt es ein Flämmchen nur, das rasch verpufft.

(Er zündet Schießbaumwolle an.)

Doch eingeschlossen rast es in Empörung
Und schleudert Tod, Verderben und Zerstörung.
Noch kann ich zwar genau die Kraft nicht messen,
Mit der die Gase sich hier wütend pressen,
Doch kenn ich erst einmal Gesetz und Schranken,
So sollen Berge, sollen Mauern wanken,
Und hundert Waffen wollen wir ersinnen,
Den Sieg in jedem Kriege zu gewinnen! —
Hier bring ich auch schon ein Modell herbei;
Es stammt vom Waffenschmiede Sauerbrey.

(Er zeigt ein Gewehr.)

— Lang schwankt ich, wie den Stoff ich nennen solle;
Ich gab ihm jüngst den Namen „Schießbaumwolle".

Doch noch nicht haben Sie den Weg vernommen,
Auf dem ich zur Erfindung bin gekommen.

(Er geht an die Tafel und schreibt Formeln: $SO_3HO_3 + NO_5HO_3$. Unterdessen zündet Schneider ein neues Stück Schießbaumwalle an, und im Feuer erscheint

Berthold Schwarz

im Franziskanerhabit. Er schreitet langsam auf Schönbein zu und legt ihm die Hand auf die Schulter).

Schneider (im höchsten Schrecken).

Herjeßes, der Deifel! I ha's allewyl gsait, by dem verflixte chemische Dreckzyg giengs nonemol lätz: Der Deifel het sy Nase allewyl drin. Jetz hämmers, jetz hämmers! I lauf was i ka. — O jerem, was wird d' Frau Professer sage; 's het eren au ebbis gschwant. (Abgehend.) Der Deifel, der Deifel!

Berthold Schwarz

(zu Schönbein, der immer noch an der Tafel steht).

O Menschlein, weißt du, wes du dich vermissest
Und was in frevlem Dünkel du vergissest!
Nie wird dein Thun der Menschheit irgend nützen.
Du baust in Luft . . . .

Schönbein (noch nicht auf Schwarz achtend).

. . . . Kann ich nur sachlich stützen,
Was ich gedacht . . . .

(Er wendet sich um; erstaunt.)

Was ist . . . .? Wer bist du, Mann?

(Die Studenten haben sich eng zusammengedrängt.)

Noch eben sprach ich doch Studenten an,
Wo sind sie? Und wer bist du? — Wo ist Schneider?

Berthold Schwarz.

Verschwunden ist er! Wir sind einzig leider.
Denn gerne hätt' ich Allen es bekannt:
Ich bin ein Mönch, bin Berthold Schwarz genannt
Und hab' zu Freiburg vor fünfhundert Jahren
Nach langem Sinnen und mit viel Gefahren

Erfunden, was du eben noch belacht,
Das Pulver, das euch alle groß gemacht.
(Er erblickt die Studenten.)
Nun stehst du da und prahlst vor diesen Knaben
Und willst ein Besseres gefunden haben:
Ein Pulver sei's, um Felsen zu zerschmettern,
Aus fernster Ferne Heere totzuwettern.
Du armer Thor . . . . Wo ward dir Offenbarung,
Daß dein Gemächte Stand hält der Erfahrung?
Wie wagst du, in die Zukunft schon zu schweifen,
Eh' du den eignen Fund nur kannst begreifen.
Erproben erst! Dann schmähle auf die Alten . . . .
Leicht aber könnten sie den Ruhm behalten.

Schönbein (der sich gefaßt hat.)
Nur ruhig! Und vor Allem sag mir: Wer,
Wer bist du wirklich, und wo kommst du her?
Ich glaube doch, bei Gott, nicht an Gespenster,
Die nächtlich dringen durch verschlossne Fenster,
Und nun noch gar am Tag, am hellen, lichten.
Weg die Vermummung! Dann laß dich berichten.

Berthold Schwarz.
Ich bin, der ich gesagt, bin Berthold Schwarz.
Und du und diese Knaben da, erfahrt's:
Da in die Unterwelt der Ruf erschollen,
Daß mir die Menschen an mein Pulver wollen,
Ward mir gegeben, heut hinaufzusteigen
Und eures Thuns Vermessenheit zu zeigen.

Schönbein.
Sei 's drum! Sei Berthold Schwarz, und wisse gleich:
Wir ehren dich in unsrer Arbeit Reich

Als einen altberühmten Kunstgenossen,
Der einst des Wissens Pforten aufgeschlossen.
Doch hör auch gleich daneben: Ueberwunden
Ist, was du einst ersonnen und gefunden.
Das ist der Lauf der Welt: Nichts bleibt bestehn,
Und auch dein Pulver muß zum Orkus gehn.
Hat es auch einst erfüllt ein kühnstes Hoffen,
Es wird durch Neues, Bessres übertroffen!
Ein Narr, wer glaubt, daß ihm in Ewigkeiten
Kein Mensch je werde seinen Fund bestreiten.
Der glücklichsten warst du doch wahrlich einer:
Seit fünf Jahrhunderten vergaß dir Keiner,
Daß du im Pulver einen Stoff erstellt,
Der seinesgleichen suchte durch die Welt.
Nun willst du, Mönchlein, dich bei mir beklagen,
Du werdest nicht durch das Jahrtausend ragen.
Du wirst! — Nur duld' es: Jetzt gehörst auch du
Samt deinem Pulver der Geschichte zu.
Jetzt haben **wir**, die wir das Wesen kennen
Der Dinge und die Elemente nennen,
Aus denen unser Erdenball entstanden,
Gefunden, was dein Pulver macht zu Schanden.

Berthold Schwarz.

Die Elemente? — Wesen? — Dinge? — Seid ihr klüger
Als unsereiner? — Nein, ihr seid Betrüger.
Habt ihr ein Magisterium denn entdeckt,
Das aller Elemente Leben weckt,
Daß sie sich suchen, finden, wie wir wollen
Und uns der Dinge Vollzahl schaffen sollen?
Ihr habt es nicht. Ihr findet es auch nie!

Schönbein.

Wir werden's finden! Nicht mit Alchemie,
Nicht, wie ihr es vor alter Zeit euch dachtet,
Als ihr den Leuen zu der Lilie brachtet.
Nein! Aber uns sind heute schon gelungen
Aus tausend Stoffen tausend Aenderungen,
Und Elemente fügen wir zusammen
Zu Dingen, die nicht aus der Schöpfung stammen,
Die niemals die Natur von selbst erzeugte,
Wenn nicht der Forscher ihre Kräfte beugte.
Und sicherlich wird einst der Tag erscheinen,
Wo diese tausend Dinge sich vereinen,
Wo ein Gedanke jedes Dunkel klärt
Und ein Gesetz uns jeden Wunsch gewährt. — —
— Nennst du jetzt noch mein Treiben hier vermessen,
Und kannst du noch nicht deinen Groll vergessen,
Daß ich, zu tiefrer Kenntnis der Natur,
Gewandelt bin aus deiner Schule Spur
Und dir dein Pulver überpulvern kann
Mit dem, was meine Arbeit jüngst gewann?
Wohl ist es wahr: Noch fehlt Erfahrung mir;
Vielleicht verneint sie. Dann bekenn ich dir,
Daß du ein Größter seist im Reich der Geister
Und neige mich, der Schüler vor dem Meister.

Berthold Schwarz.

So laß ich's gelten. Deines Geistes Kräfte
Seh ich in emsig webendem Geschäfte.
Solch einem geb' ich gern mich überwunden.
Du ehrst ja, was ich schuf in stillen Stunden;
Nur fliegt, ich seh's, viel höher euer Streben,
Als ich es je geträumt in meinem Leben.

Doch was mich reizte, gleich so grob zu sein,
Als ich heraufstieg an der Sonne Schein,
Das war . . . Ich hoffte auf den irdischen Auen
Die Welt voll neuer Wunder zu erschauen,
(Verächtlich.) Und da war Alles klein, begrenzt, bescheiden! —
Ich sah die Menschen elend schlecht sich kleiden;
In grauen Säcken scheinen sie zu wandeln,
So zapplig ist, so würdelos ihr Handeln;
In Häuser schreiten sie, der Schönheit bar,
Nur Stock auf Stockwerk, vier und fünfe gar.
Wie konnt ich da von außen her erraten,
Daß drin gelingen ernste Geistesthaten?

Schönbein.

Du sprichst mir aus dem Herzen; du hast Recht.
Für Euer einen ist heut Vieles schlecht.
Der Sinn für Großes ist dahingenommen,
Das Leben ist um seinen Schmuck gekommen,
Die Schönheit ist gestorben in der Welt,
Nur Nutzen ist's, was sie zusammenhält.
Und will Gemüt und Auge Schönes haben,
So muß es sich an alten Schätzen laben.
Die sind noch da; die hat der Geist geweiht:
Die got'schen Dome sind's aus deiner Zeit:
An ihre schlank emporgeschwungnen Türme
Wagt sich kein Frevler, greifen keine Stürme;
In ew'ger Größe schaun herab die hehren,
In Schönheit tröstend, die den Trost begehren.

Berthold Schwarz.

So darf doch meine Zeit, muß ich auch weichen,
Von ihrem Besten euch ein Bestes reichen.

Doch sprich, fehlt euch denn ganz der Musen Gunst?
Wuchs eurer Zeit nicht eine neue Kunst?

Schönbein.

Wir bauen keine hohen Dome mehr,
Und auch bei Malern ist Genießen schwer.
Doch eine Kunst, die du nicht kanntest, blüht,
Die Körner Goldes streut in das Gemüt;
Kein Stein der Weisen zwar schmolz es in Glut,
Und doch ist dieses Gold ein reichstes Gut.
Musik heißt dieser Schatz, der so beglückt
Und Alles von uns nimmt, was uns bedrückt.
(Er geht ans Fenster.)
Horch! Hier am Fenster . . Komm . . Mein Nachbar dort
Spielt auf der Geige. — Weltgedanken, fort!
(Man hört auf einer Geige eine Romanze von Beethoven spielen.)
Beethovens Töne, herrlich, klar und voll — (Pause).
— Gesang, der wie aus Himmelsräumen quoll!
Beethoven, habe Dank, du Gottentstammter,
Von heiliger Begeisterung Durchflammter! —
— Freund Berthold, zittert nicht dein tiefstes Herz,
Und trug dich dieses Lied nicht himmelwärts?

Berthold Schwarz.

Gewiß! Hab Dank! Ich bleib mit dir versöhnt.
Wem so das Leben sich durch Kunst verschönt,
Der ist auch frei von kleiner Eitelkeit
Und krankt nicht an der Oede seiner Zeit.
Nicht nur dein Schaffen ist mir jetzt bekannt,
Ich fühl's, du bist im Innern mir verwandt,
Und weiß es jetzt: Auch du wirst nicht vergehen,
Mag auch dein Leib, wie meiner längst, verwehen.

Schönbein.

Nein, nein! Nicht so! Dies Lob muß ich dir wehren;
Du spendest mir gewiß zu viel der Ehren.
Ich diene zwar mit Freuden der Natur,
Verfolge sie in ihrer schwächsten Spur;
Doch sind mir Größere vorangegangen.
Und die sind's, die im Ehrentempel prangen.
Sie sind die Meister, würdig jedes Ruhmes,
Die hohen Leuchten echten Forschertumes:
Berzelius, wunderbar durch seine Treue,
Mit der er nimmer ruht, bis ihm das Neue
Das er geahnt, gefunden und ersonnen,
In Formeln rein und schön Gestalt gewonnen. —
Und dann der große Leopold von Buch,
Der Geognost. Ihm glückte der Versuch,
Der Erde tiefste Tiefen zu ergründen
Und ihr Geheimnis aller Welt zu künden:
Daß nicht ein Chaos ist der Erdplanet,
Daß auch für ihn ein groß Gesetz besteht. —
Auch Cuviers Geist hat die Natur bezwungen;
Auch er ist in ihr Innerstes gedrungen;
Ihm ward das Glück, ein Größtes uns zu schenken,
Schöpfungsgedanken neu uns vorzudenken:
Er hat der Tierwelt Riesenwerk gelesen,
Geeinigt ihre abertausend Wesen.
Aus Teilen uns ein Ganzes aufzubauen,
Daß wir entschwundne Welten wieder schauen,
Ist seine unvergänglich große That,
Wie ihr in euren Tagen keine saht. —
(Mit steigender Wärme.)
Dann der, des Ruhm ich stündlich wachsen seh,

Mein edler Freund Michael Faraday!
Sie heißen ihn den glücklichsten Entdecker;
Ich nenn' ihn neuer Kräfte kühnen Wecker.
Er achtete auf ihr geheimstes Spiel,
Und sie zu einen, ist sein herrlich Ziel:
Er wird uns sicherlich die Gleichung finden,
In der sie sich zur höchsten Einheit binden. —
— — So strebt ein Jeder, sonder Unterlassen
In der Natur den Schöpfungsgeist zu fassen!

Berthold Schwarz.

Ich bin besiegt! Vor solcher Geisteskraft
Verschwindet in das Nichts, was ich errafft.
(Schmerzlich lächelnd.)
Mein Pulver . . . .

Schönbein.

. . . . War ein Wunder seiner Zeit
Und ewig bleibt dein Name drum geweiht.

Berthold Schwarz.

Zu viel! — Doch habe Dank für dieses Wort;
Die Stunde schlägt; ich muß, muß wieder fort.

Schönbein.

O bleib! . . . .

Berthold Schwarz.

. . . . Ich muß! Es kann nicht sein. (Verschwindet.)

Schönbein (in tiefen Gedanken am Fenster).

Schneider (tritt ein; zu den Studenten).

Was isch, was isch? — Isch er furt, der Deifel? Han i en Angst gha! Ummegrennt bini wie gschosse; i waiß nit wie und waiß nit wo. Der Frau Professer hanis noni gsait. O, es het

ere gschwant! Was isch mit em Professer! Het en er gholt, der Deifel? Nai, dert stoht er gottlob. Isch er's, isch er's nit? Do isch e Relleli für der Her Professer.

Erster Student.

Du alter Dummkopf, scher dich jetzt, und schweig!
Nein! — Hol im Garten einen Lorbeerzweig.
(Zu Schönbein, der immer noch in Gedanken steht.)
Hier, Herr Professor, ist ein Brief für Sie.

Schönbein (abwesend).

Eröffnet ihn! — Mir ist, ich weiß nicht wie!

Erster Student
(erbricht die Rolle, nimmt ein Pergament heraus und liest vor).

„Die Kaiserlich Leopoldinisch-Carolinisch Deutsche Akademie
„der Naturforscher bezeugt durch diesen Brief, daß sie
Herrn Dr. Christian Friedrich Schönbein
„in die Reihe ihrer Mitglieder aufgenommen hat.

„Das Bewußtsein der Ohnmacht des Einzelnen dem unge-„heuren Forschungsgebiete der Naturwissenschaft und der Heilkunde „gegenüber, die Erkenntnis der Sonnenkraft, die dem einmütigen „Zusammenwirken einer Gemeinschaft geistig thätiger Männer ver-„liehen ist, die Ueberzeugung, daß ernste wissenschaftliche Arbeit „den einzelnen Menschen veredelt und hebt, das Wohlergehen von „Städten und Staaten befördert und ein Band des Friedens „zwischen den Völkern knüpft, vereinigte die Stifter der Akademie „am 1. Januar 1652 zu einem festen Bunde. Ihr Wahlspruch: „Nunquam otiosus! wurde von Kaiser Leopold I. 1677 und „von Kaiser Karl VII. 1742 ausdrücklich bestätigt und anerkannt.

„Stolz auf die ausgezeichneten Männer, die ihr angehört „haben und nicht minder stolz auf ihre hervorragenden lebenden „Mitglieder, begrüßt die Akademie Sie in der Sicherheit, daß Sie

„der Wissenschaft mit voller Schaffensfreude und mit aller Ihrer „Kraft dienen und daß Sie unserm alten deutschen Gelehrtenbunde „Ehre machen. — Sie verleiht Ihnen zugleich den Beinamen — „Berthold Schwarz." [1])

Der Präsident der Kaiserl. Leop.-Carol. deutschen
Akademie der Naturforscher:
Dietrich Georg Kieser.

Schönbein (wie aus einem Traum).

Schwarz? — Berthold Schwarz? — Ich? — Er? — War
[er denn da? —
Es gehen Geister, die ich leiblich sah.
Ich ward sein Freund . . . Soll seinen Namen erben?
(Mit vollem Bewußtsein.)
Ums Erbe seiner Thaten will ich werben.
Jawohl, mit Thaten will ich, Freund, dich preisen
Und deines Ruhmes würdig mich erweisen!
(Nochmals in Sinnen versinkend.)
Und doch, es kann nicht sein; es war ein Traum!
Bin ich im Erden- oder Himmelsraum?

Schneider
(hat den Zweig gebracht und ihn dem ersten Studenten gegeben).

Erster Student
(tritt zu Schönbein mit dem Lorbeerzweige).
Es war kein Traum! Wir waren Zeugen, Meister,
Vom herrlichsten Sichfinden zweier Geister,
Die wert sind ewig junger Lorbeerzier.
(Schönbeins Hand fassend.)

---

[1]) Schönbein hat faktisch in der Leopoldina-Carolina, in der damals noch jedes Mitglied einen Zunamen erhielt, Berthold Schwarz geheißen. Er ist allerdings erst am 15. August 1858 in die Akademie aufgenommen worden.

Nimm diesen Zweig aus unsern Händen hier:
Ein Sinnbild nur für unser sichres Hoffen.
Dein Platz sei neben jenen Größten offen.
Wie sie man rühmen wird zu tausend Malen,
Wird auch Dein Name durch die Zeiten strahlen.

(Die beiden andern Studenten sind langsam näher getreten.)

(Der Vorhang fällt.)

Miscellen.

Ein Brief von Leonhard Euler an seine Eltern.

St. Petersburg, den 25. May 1734.

Hochgeehrte und Herzvielgeliebte Eltern!

Der Mutter letzteres Schreiben haben sowohl ich als meine Liebste mit grösten Freuden erhalten, indem daraus die schon längst gewünschte Einwilligung vernommen, für welche gütige Erklärung wir höchstens verpflichtet sind. Was das Bürgerrecht für meine Liebste betrifft, so hielte ich das Gelt, welches die Hochgeehrten Eltern daran wenden wollten, sehr übel angewandt. Ich bitte dasselbe vielmehr, weil ich es Gott sey Dank nicht vonnöthen habe, entweder selbst zu behalten, oder unter meine Geschwisterte, welche es nöthig zu haben scheinen, auszutheilen. Dann die Wahrheit aufrichtig zu sagen, so kann ich keinen möglichen Fall sehen, da uns dieses Bürgerrecht im geringsten nutzen könnte. In den Umständen, da sich Basel befindet, hielte ich sehr thöricht gethan, wenn ich einige Hoffnung dahin setzen sollte. Sollte aber eine Aendrung kommen, so glaube, daß auch zugleich rechtschaffene Leute ohne solche Weitläuffigkeiten werden angenommen werden. Sollten wir allhier Kinder bekommen, so werden dieselben gleich als Bürger des hiesigen Reichs angesehen, und würden schwehrlich jemals weder Lust haben noch Erlaubniß bekommen sich in Basel zu etabliren. Dann Leute, so hier auferzogen werden, können sich unmöglich in einen andern Ort, am allerwenigsten aber nach Basel schicken. Hieher sucht man mit allem Fleiße Leute herzuziehen, und thut ihnen allen Vorschub zu einem ehrlichen Auskommen. Wer wollte dann

noch Gelt geben, daß er in Basel frey darben dörfte. Ueber das wüßte ich die Sache nicht anzugreiffen, um die verlangten authentischen Nachrichten von der Geburt, Religion und Reichtum meiner Liebsten zu verschaffen, weilen allhier solche Scheine niemals vonnöthen sind. So sind auch keine Leute dazu bestellt, welche dergleichen ausfertigen. Wegen dem Tauffschein müßte nach Amsterdam geschrieben werden, welches viel Weitläuffigkeiten erforderte. Ich mache mir deswegen ein Gewissen, so viel Gelt um meinetwillen so übel anwenden zu lassen, da es doch in unserer Familie so hoch vonnöthen ist. Von nun an werde ich 1100 Rubel Salarium bekommen, muß aber auch darfür mehr Mühe haben. Hiemit empfehlen sich meine Liebste und ich der Hochgeehrtesten Eltern beständige Wohlgewogenheit, und bitten unsren gehorsamsten Gruß an die Frau Großmütterly, Herren Vettern und Frauen Basen, liebe Geschwisterte und Anverwandten abzustatten. Herr Bruckner läßt sich gleichfalls empfehlen. Meiner Schwester und Herrn Nörbel danke ich für ihre wohlgemeinte Gratulation, wie auch meinem lieben Bruder, welchem ich guten Fortgang in seinen Studien anwünsche.

Meiner hochgeehrtesten Elteren
gehorsamster Sohn
Leonhard Euler.

(Adresse:) A Monsieur
Monsieur Paul Euler
Tres fidele Ministre de la
Parole de Dieu a Riechen
a
Riechen.

(Aufschrift von der Hand des Vaters:)
accepte d. 30. Juni 1734
No. 24.

Brief eines Baslers aus dem siebenjährigen Kriege.

Von Hans Brenner-Eglinger.

Niklaus Eglinger, der Schreiber des Briefes, dessen Wortlaut wir im folgenden mitteilen wollen, wurde 1719 zu Basel als dritter Sohn des Dr. med. und Professors der Rhetorik Christoph Eglinger und der Veronika Battier geboren. Nach Leu's Bericht in seinem Lexikon stand er 44 Jahre in königlich französischen Diensten und hatte eine Kompagnie im Regiment Jenner. Schon 1734 und 1735 treffen wir ihn am Rhein in der französischen Armee, 1744 bis 1748 unter dem Marschall von Sachsen in den Niederlanden. Hierauf blieb er 31 Monate lang in Korsika und von 1760—62 kämpfte er in Deutschland. Von Ludwig XV. geadelt, legte er 1779 mit dem Rang eines Obersten und einer ansehnlichen Pension seine Dienste nieder. Bereits 1744 war er in den großen Rat seiner Vaterstadt gelangt, und nun wurde er im Jahre seiner Rückkehr Meister und des kleinen Rats. Er erwarb auch den St. Romey bei Bretzwyl, stiftete denselben als Eglingerisches Fideikommiß und starb daselbst am 4. Oktober 1785. (Ein Bruder unseres Niklaus, Johann Rudolf, geb. 1723, war ebenfalls in französischen Diensten, starb aber schon 1749 als Oberlieutenant.) Die Adressatin ist Veronika Eglinger, die einzige Schwester des Schreibers.

Der Brief versetzt uns in den Sommerfeldzug des Jahres 1761, in die Kämpfe des Prinzen Ferdinand von Braunschweig mit den französischen Marschällen Broglie und Soubise im Hessischen und Westfälischen. Die Franzosen hatten 1760 unter Broglie Hessen erobert. Im Frühling 1761 war dann Ferdinands Versuch, die französischen Winterquartiere anzugreifen und Hessen zu befreien, fast gänzlich mißlungen, Erbprinz Karl von Braunschweig von Broglie bei Atzenhain geschlagen worden. Der französische Feld-

zugsplan für dieses Jahr teilte nun die Streitkräfte in zwei selbständige Armeen: Broglie behielt den Oberbefehl über die in Hessen stehenden Truppen, die „Armée du Haut-Rhin," während Soubise die Armee des Niederrheins kommandieren sollte. Letzterer hatte in Westfalen vorzurücken und die verbündeten Hannoveraner, Hessen, Braunschweiger und Engländer unter dem Prinzen Ferdinand zurückzuwerfen, Broglie sollte nach Maßgabe von Soubises Erfolgen vorgehen und vor allem Hessen behaupten. War nun bei der offenkundigen Zwietracht der Marschälle eine solche Zweiteilung des Oberbefehls schon von vornherein bedenklich, so brach dieser Zwiespalt nach den Kämpfen bei Vellinghausen am 15. und 16. Juli offen aus. Da nämlich Broglie bei diesem Anlaß nicht den mit Soubise vereinbarten Abmachungen gemäß handelte und Soubise selbst ungeschickt operierte, so endete dieser Zusammenstoß mit Ferdinand trotz zwiefacher Uebermacht der Franzosen mit dem Rückzug der Marschälle in ihre früheren Stellungen. Nun stand Ferdinand bei Büren zwischen Broglie und Soubise und bedrohte die Zugänge nach Hessen. Broglie zog deshalb einen Teil seiner Truppen mehr nach links und entsendete den in unserm Schreiben auch genannten General de Stainville in die Gegend von Warburg, Rochambeau nach Stadtberge zur Deckung der Diemelübergänge. Sobald Ferdinand erfuhr, daß Soubise sich von Broglie absondere und dieser Hameln bedrohen wolle, beschloß er, ihm den Weg dahin zu verlegen. Er zog also am 10. August nach Norden, überschritt den Teutoburger Wald und langte am 13. südöstlich von Detmold zwischen Blomberg und Steinheim an. Zur Deckung des rechten Flügels war das Städtchen Horn von Oberstlieutenant Diemar mit 300 Mann besetzt. Broglies Instruktionen forderten eine Schlacht, doch Ferdinand gab einem Angriff keine Blöße. Der Marschall versammelte nun seine Truppen bei Steinheim und ließ am 14. August Horn durch den Prinzen Beauvau mit 7000 Mann

angreifen; allein Diemar behauptete sich fünf Stunden lang, bis Granby zu Hilfe kam. Mit erheblichen Verlusten zog sich Beauvau zurück. Unter diesen Umständen blieb Broglie nichts anderes übrig, als der Uebergang auf das rechte Weserufer; einen allgemeinen Angriff glaubte er nach den gemachten Erfahrungen nicht wagen zu dürfen.

[Adresse:] A Mademoiselle

[Stempel:] AR · D · H · RHIN

Mademoiselle Eglinger demeurant

Hinter dem schwartze pfohl [1])

A Basle

en Suisse.

[Text:]

Armée de Broglio au Camp de Wantropp Le 15 *aout 1761.*

Ma tres chere soeur

Depuis ma derniere lettre que je vous ay ecrit á ce que je crois le 6 — on a fait marcher le regiment hors de la reserve de M. de Stainville pour le porter en auant de la premiere ligne de l'armée de M. le M! de Broglio auec les Dragons et les trouppes legeres, cela nous met a portée de voir l'ennemy presque journellement. On fit avancer hier nos grenadiers et chasseurs et ensuitte les trois Regimens Suisses de Boccard Reding et Salis, devant Horn, vne petite ville apartenant au Roy de Prusse entourrée de Bons murs et fermée à double portes les trouppes qui y etoient sans canons auoient garnis de fumier leurs portes, on les a attaqués et canoné vne porte avec des petites pieces des 4. de bales qui ont autant fait que rien, on a

[1]) Petersgasse 10.

eté jusqu'aux portes pour les couper a coups de haches et quand nos munitions ont eté consumées on a été obligé de s'en retirer, Ils ont auec leurs carabines beaucoup tirés sur nos officiers. Mr Herf capc des grenadiers a eu vne bale au travers du coeur qui ne luy a point permis de dire autre parole que mon Dieu. M. Socin[1]) est blessé d'une bale au bas de la Cheville du Pied gauche qui ne luy a point offensé n'y le nerf n'y los, qui cependant l'a fait saigner beaucoup. M. le Baron de Reding Capc des grenadiers de Reding tué roide, M. Villars[2]) aussy de Reding blessé a la tete, notre Brigade a perdu en tués et blessés plus de 60 hommes á cette cauade, et si cela continue nous serons insensiblement reduit a rien, en detail, nous attendons tous les jours ou une battaille on quelque combat plus decisif, et il paroit qu'on veut se servir de nous comme d'une chandelle jusqu'au bout et cela ne sera qu'a present que les grosses pertes se feront, je vous souhaitte beaucoup de santé, et point d'inquietude envain. Si Dieu me conserve la vie je vous ecriray aussy souvent qu'il me sera possible. Si ma destinée est autrement consoles vous on ne peut pas toujours vivre, notre misere est grande par raport aux fatigues des marches et des veilles, les vivres ne nous manquent point mais sont cheres; Mes Respects et complimens a Tous nos Parens freres, soeurs, cousines, cousins et dites á M. Karger que M. son fils[3]) de meme que tous nos Balois excepté ceux que je specifie Tués ou blessés se

[1]) Jeremias Socin war 1761 Kapitänlieutenant im Regiment Boccard.

[2]) Laurent Le Villard (nicht Villars) von Châtel St. Denis (Freiburg) war Lieutenant im Regiment Reding.

[3]) Niklaus Karger von Basel diente 1761 als Fähnrich im Regiment Boccard.

portent bien; Dieu veuille nous conserver; jusqu'a present il y a 3 officiers de Basle Tués, et 2 de Blessés, et 2 offrs de l'Euechè de Basle Blessés et c'est toutte notre perte en officiers;

Portês vous bien ma Chere soeur et croyés moy très sincerement

Votre tres devoué frere

Eglinger.

Hören wir nun noch, wie Broglie selbst die Episode des Kampfes um Horn in seinem Schreiben an den Duc de Choiseul darstellt: [1])

„Du camp de Nieheimb,[2]) le 17. août, à huit heures du matin, 1761.

J'ai marché le 13, monsieur le duc, ainsi que j'avois eu l'honneur de vous mander que je comptois le faire . . . M. de Beauvau, avec son corps, vint le soir occuper *Wintrup* & les hauteurs qui regardent Horn.

Le 14 au matin, M. le prince de Beauvau s'avança sur Horn avec la légion Royale, les dragons, & les grenadiers & chasseurs de la brigade de Boccard, qui est à ses ordres. On poussa d'abord quelques hussards qui parurent, & la cavalerie de la Légion & les dragons ayant entouré Horn, l'infanterie de la Légion & les suisses s'approcherent & marcherent aux portes, contre lesquelles on fit tirer quelques coups de canon de quatre; mais étant masquées, ils ne purent les ouvrir. M. de Beauvau envoya chercher deux pieces de canon de douze; mais dans l'intervalle qu'on les amena, le camp de la droite des ennemis ayant détendu,

---

[1]) de Bourcet, Mémoires historiques, t. 3, p. 230 ff.

[2]) 9 km. südl. von Steinheim.

& les troupes étant mises en mouvement pour marcher sur Horn, M. de Beauvau prit le parti de ne pas s'opiniâtrer, & se retira sur la hauteur d'où il étoit parti. J'arrivai alors, & je l'approuvai."

Eine Basler Verlobung im 18. Jahrhundert.

Herrn Balthasar Stähelin bey Herrn
Gottfried Schwartz, Brgr. Dantzig.

Basell d. 2. January 1762.

Monsieur et tres cher Neveu,

Aus demjenigen schreiben so ich unter meiner Handlungs-raggion jüngst (das datum ist mir entfallen) an dich abgelaßen, hattestu die gesinnungen und gute gedancken über deine nach deiner anzeig obgewalteten umstände zu ersehen, nicht zweifelnd über deren nunzumahlige beschaffenheit anwortlich daß nähere zu vernehmen; obschon eigentlich nun keine frage mehr davon ist, so schnell ändert sich daß Blatt; deine Liebe Groß-Mamma, deine tantes, deine oncles meine Brüder nebst mir waren ohne außnahm umb dein schicksall und fürteres ergehen besorgt, und ist man darauf gefallen dir alhier etwas gönstiges aus findig zu machen. [und] die alles Leitende gütige Göttliche Vorsicht hat solche Versuche dergestalten begönstiget und gesegnet ja außnehmend beglückt gerathen laßen, daß meines Angesehenen, wehrtest, und würdigsten Freundes Herrn Peter Gemuseus, seine artige, Liebe und tugendsame einzige Tochter Dorothea dir zur Braut außersehen ist. Hier nun in diesem moment, bey lesung obiger Zeilen wundere ich nicht du werdest gleichsam ersteinert stehen, und der umläuft des Geblüts in deinen

adern gehemmet sein. Bald aber diese erste bewegung vorbey, so zweifle ich auch nicht, du werdest auf deine Knie niederfallen, und demjenigen gütigen Gott und Vatter in dene du biß dahin all dein Vertrauen gesetzt, von innigstem grund deines herzens, für seine so gnädige Vorsorg hertzinniglich dancken, und dene anflehen daß wie unter seiner begünstigung der anfang gediehen er auch alles zu einer glücklichen volziehung gelangen laßen wolle; du kanst dir wohl heim stellen daß auch hiedurch dir ein Etablissement verschaffet, mithin unter Gottes hülfe dein zeitliches Glück gemacht ist; ich zweifle gar nicht diese wichtige begebenheit werde von dir die schleunigste antwort außwürcken, und uns allen, sonderlich der Groß-Mamma dein danckbares gemüth an den tag legen, nicht weniger wie gerürt dein Hertz über Herrn Frau und Jungfrau Gemuseus großmütiges betragen. Wie innigst du wünschest von ihnen als ihr Kind genehmiget zu sein, wie feürig alle deine Begierden einig und allein ihren willen zu haben und was ihnen wohlgefällig in deiner aufführung zu treffen, wie groß du dein Glück achtest und waß mehrers dein von solchem nun eingenommenes Hertz dir sagen und dictieren wird. Bald ich deine antwort habe, werde dir dan wie du deine alhero Reiß anzustellen und etwan des fernern zu observieren hast melden, damit dan von der erst günstigen gelegenheit proffittieren, inzwischen aber nach erforderunß deiner Umstanden, dich dazu preparieren und anschicken könnest, halte alles sehr geheim bey dir, womit dich freundl. salut. Gottes gnade empfehle und bin

O welch ein kostbares
Neujahrgeschenck
von oben herab —

dein affectionierter oncle
und d.
Benedict Stähelin
des Rhats.

Ein Basler Hochzeitsessen im 18. Jahrhundert.

Herr Baltasar Stähelin Geliebe von Dero
Ehren Hochzeit Mahl
so bey Mir gehalten worden 1762 d. 20t VIIbris und ward
volgendes dabey Serviert.

Mittag. 2 Wild Schwein Köpff.
2 Gr. Schuncken.
1 Welscher Haun im Türkenbund mit Galleren.
1 Gr. Welschaun Pastette 1 Gr. Span Berlin Pastetten.
12 Terrines mit Krebß und Grinen Suppen.
8 St. Backlin Fleisch mit redtig und Meradtig.
4 Spanisch Brodt Pastetten von Tauben.
2 Gr. Ohl Pastetten.
3 Tembale von Feldhüner und Tauben.
10 Bl. Saurkraut mit Schweines.
10 Bl. Fricando mit chîcoret.
10 Bl. Ragou mit Krebßcouli.
10 Bl. Gebraten und kochte forellen und Hecht.
10 Bl. Cappaunen à lorange.
10 Bl. Endten mit Sofsrobente.
10 Bl. Farcierte Tauben mit Triffen.
10 Bl. Bas de Soye.
1 Bl. von 2 Großen Schnäpffen.
12 Welsche Hannen.
4 St. Schwartz und 4 St. von Rech wildbreth.
18 St. Feld Hüner.
8 Dotzet Lerchen.
2 Bl. von 14 St. Riedt Schnäpffen.
4 Bl. Gebratene Ohl und alte Selmlingen Papiliottes.

10 Bl. Compottes von Mirabellen und borellen.
10 Bl. Roulade mit Galleren.
10 Bl. Mandelschnitten mit Seidemuß.
10 St. Servelad würst.
10 Bl. Junger Salad.
10 Dr. Citron Pomer.
10 Bl. Cocqumber und rohnen.

Nacht. 12 Terrines mit Gleiner Gersten.
10 Bl. Blumkohl.
10 Bl. farcierte Zungen mit Sofshache.
10 Bl. Ragou Pastettlin.
8 Junge Haaßen.
16 Junge Cappaunen.
6 Bl. mit Cramiß Vögel.
10 Bl. Gebraten Taube und Hannen.
10 Bl. Alte Selmling kalt.
10 Bl. Gebachen Grundel und Artichox.
10 Bl. Große Krebß.
10 Bl. Crames Brulè.
10 Bl. Compottes von Eingemachten Kirschen.
10 Bl. Antiffi Salad.

Dessert. 6 Terrines mit gefütert. Suppen.
6 Gr. Mandel Tarten.
10 Bl. Schenckelin.
10 Bl. Tabacrollen.
10 Bl. Tourtelettes von Eingemachts.
10 Bl. Lebkuchen.
10 Bl. Macarones.
10 Bl. Muscazin von chocolade.
10 Bl. Mandel Kräntzlin.

10 Bl. Mandel Bisquit.
10 Bl. Zwibach.
10 Bl. Pralines.
10 Bl. Obst.

Für Knecht und Mägdt Zu Mittag und Nacht.

2 Suppen. 1 St. Becklin Fleisch.
2 Bl. Kohl mit Brodtwürsten.
2 Pastetten.
2 Bl. Fricafs Hannen.
2 Span Berlin.
2 Gersten.
8 Gesp. Tauben.
2 Salad.
1 Mandel Tarten
8 Dotzet Schenckelin
16 Tabacrollen
16 Lebkuchen
} in die Paltis.

Den Ersten Tag zum Verschicken.

1 Gr. Welscher Hann.
1 Junger Haaß.
2 Feldhüner.
2 Wachtlen.
1 Bl. Ragou mit Krebßcouli.
1 Mandel Tarten. 3 Tabacrollen. 1½ Dotzet Schenck. 6 Turtelet.
6 Lebkuchen Macaron. Bisquit. Muscazin. Pralinès. Zwibach.
1 Poulardes. 1 Bl. Ragou.
1 Cappaun. 1 Bl. Ragou.

21 do. Zum Verschicken.

12 St. Cappaunen.
8 St. Welsche Hannen.
5 Feldhüner. 3 Wachtlen.
3 Dotzet Lerchen.
2 Riedt Schnäpffen. 1 Serfelles. 1 Brachhünlin.
27 Cramiß Vögel.
1 Junger Haaß.
1 Rechzimmer. 2 do. Schlegelin.
1 Wild Schwein Schlegelin.
1 Mandel Tarten. 8 Mandelhertz.
1 ℔ chocolades. Muscazin.

Zu Mittag.

2 Terrines mit Suppen. 1 St. Bäcklin. 2 Bl. Salad.

22 do. 1 ℔ Macaron.
1 dotzet Lebkuchen.
2 dotzet Schenckelin.

23 do. 1 Welscher Hann.
1 Cappaun.
2 Feldhüner.
1 Bl. Gebraten Forellen.
6 Mandelhertz und Sternen.
1 dotzet Schenckelin Macar. Pralines. Brauns. Zwibach.
pr. die Aufwarter zu Mittag Eßen —

Samt Lichter, Weißzeig, Brodt &c.	fl. 548. —. —
pr. die 4 Piramides Laut Conto	„ 32. —. —
D. W. Dner	fl. 580. —. —

Mit höffl. Dank bezalt

Johann Conrad Ertzberger,
Stubenknecht E. E. Zunft zu Schmiden.

Beschreibung

deſſen ſo bey der von dem Stand Baſel am 11. April 1763 abgeordneten Deputation an ihro Hochfürſtliche Gnaden Simon Nicolaus Graf von Froberg oder Montjoie erwehltem Biſchoff von Baſel vorgegangen.

Die Herren Deputirten waren

MGH. Jeremias Ortmann Dreyerherr,

MGH. Frantz Paſſavant Stattſchreiber,

Nebſt 9 Herren in deren Süite welche hie unten beſchrieben.

Montags den 11. Aprilis 1763 kamen 3 Kutſchen, nemlich 2 aus dem Karrenhof Obrigkeitl. Stattkutſchen nebſt noch einer Lehnkutſchen von H. Amtman Fäſch aus dem Bläſer Hof, jegliche mit 4 Pferden beſpannet und einem Poſtillon verſehen, vor H. Stattſchreibers Behauſung, allwo ſich auch die ſämtliche Herren der Suite zu Fuß einfanden, da dann nach eingenommenem Dejeuné, ſo in Thée, Caffé, Muſkatellerwein, Malaga nebſt 5 Platten verſchiedenes Confect beſtunde, die Abreis folgendermaßen für ſich gienge.

Bürgy der Überreiter zu Pferd vorher.

In die erſte Herren Kutſche ſatzten ſich

H. D. Stattſchreiber und ſein H. Bruder

H. D. C. Paſſavant.

Wenck der Stattbott hinter der Kutſchen zu Pferd.

In der zweyten Herren Kutſche, auf welcher hinten und vornen ein Coffre nebſt einem Bedienten und einem Perrouquier, ſaßen

H. Lucas Saraſin zu S. Martin.

H. Joh. Fürſtenberger im Riedengäßli.

H. Jeremias Ortmann jünger.

H. Chriſt Landvogt auf Münchenſtein.

In der dritten als der Lehn Kutschen, so gleichfals 4 Pferd nebst einem Postillon hatte und ein Coffre aufgebunden ware, saßen folgende

H. Hauptmann Rihyner zum Goldenen Ring.

H. Benedikt Kuder.

H. Daniel Passavant Med. Lic. auf dem Fischmarkt.

H. Claudius Passavant mercat. filius.

Von da fuhr man H. Dreyerherr Ortmann abzuholen, allwo dessen ältester H. Sohn H. Gerichtsherr Ortmann die Compagnie unter der Thür empfieng und früntlich in seines Herren Vaters Zimmer begleitete, welcher die Compagnie unter des Zimmers Thür empfienge, allwo man sich einige Minuten aufhielt und sodann widrum einsaße, nemlich H. Dreyerherr Ortmann, H. Stattschreiber und H. Cl. Passavant M. D. in die erste und so auch die übrige Herren in oben beschriebener Ordnung in die zwey andren Kutschen. Die beiden Überreiter Müller und Bürgy ritten vorher. Auf die Kutsche der Herren Deputirten aber stieg ein Bedienter von H. Dreyerherr und vor dem Thor noch ein Perrouquier. Die Reise gieng also zum Spalen Thor hinaus über Hägenheim naher Roderstorf zum Mittag Essen, als wohin H. Maring Stubenverwalter E. E. Zunft zu Weinleuten schon den Tag vorher in einer Kutschen mit den behörigen Victualien samt dem Wein aus dem Herren Keller zum voraus abgesandt worden. Und weilen der Raum im Wirthshauß zu klein, so wurde die Tafel für die Herren in dem Pfarrhauße gedeckt, da dann dasiger H. Pfarrer mit zur Tafel saße. Die Überreiter aber, Knechte, Postillons und Bediente an der Zahl 13, H. Wenck mitgerechnet, spießen beydemal sowol im Hin als Herweg im Wirthshauß, vor welche 2 Mahlzeiten samt der Zehrung von 15 Pferden der Wirth 250 L. Fr. Val. forderte. Nach Vollendung der Tafel wurde fortgereiset, und man kam Abends um 5 Uhr zu Pruntrut in dem Wirthshauß zum Storchen an. Gleich nach der Ankunft wurde Bürgin der Überreiter mit dem Creditif in das

Schloß naher Hof gesandt, um die Ankunft der H. Gesandten zu vermelden und die Stunde der Audienz zu begehren, welcher auch mit der Antwort wieder zurück kam, daß Ihro Hochfürstlich Gnaden jemand zur Beantwortung ins Wirthshauß senden werden. Wie denn auch wirklich eine Viertelstunde darauf ein Secretarius von Hof erschiene, welcher nach abgelegtem Compliment verdeutete, daß Morgens als Dienstag um 11 Uhr die Kutschen nebst behörigen Bedienten von Hof werden gesandt werden sämtliche Herren abzuholen. Dieser Secretarius wurde von H. Wenck dem Stattbotten unter der Haußthüre, von H. Landvogt Christ aber oben an der Stegen und von den H. Deputirten im Zimmer empfangen, hernach von H. L. Christ bis unter die Haußthüre begleitet.

Dienstag Morgen um 10 Uhr kame ein Hof Fourier mit dem Bericht, daß auch 2 Kutschen von Hof kommen werden die Suite abzuholen, als welches der H. Secretarius in seinem Compliment vergessen. Weilen aber an diesen zweyen Kutschen nicht genug ware, so mußte die Herren Kutsche mit 2 Pferden auch bereit stehen.

Auf den Schlag 11 Uhr kame H. Ober Jägermeister von Schönau in der fürstlichen mit 6 Schimmeln bespannten Staats Kutsche nebst 2 fürstl. Bedienten hinten auf, hinter ihme folgten noch zwey fürstl. Kutschen jede mit 2 Pferden und einem fürstl. Laquay. H. von Schönau wurde unter der Haußthür von H. Doctor Passavant und H. Landvogt Christ, von denen Herren Deputirten aber, welche schwarz gekleidet Rabatten und seydene Mäntel an hatten, oben an der Stegen empfangen. Dieser Herr hielte sich eine kleine Weil im Zimmer stehend auf und gienge hernach vor und mit denen Herren Deputirten zum Zimmer hinaus die Treppe hinunter bis zur Kutschen, denen die ganze Suite folgte. In die fürstl. Staats Kutsche stiegen darauf die Herren Deputirten zuerst und nahmen die Ehren Plätze ein, H. von Schönau aber saß hinter sich.

In der zweyten fürstlichen Kutsche waren

H. Cl. Passavant M. D.

H. Hauptm. Rihyner.

H. Landv. Christ.

In der dritten fürstl. Kutsche

H. Fürstenberger.

H. Lukas Sarasin.

H. Ortmann.

In der vierten als der Herren Kutsche waren

H. Kuder.

H. Daniel Passavant M. C.

H. Claudius Passavant.

Wenck der Stadtbott stunde hinten auf.

Die beiden Überreiter giengen zu Fuß vor der Staats Kutschen her von dem Wirthshauß hinweg nach dem Schloß und Bürgin truge das Praesent, welches in einem Becher bestunde, offen unter dem Mantel. Dieser Becher war von Silber und vergöldet, der Fuß davon aber stellte einen Eydsgenoß vor und oben auf dem Deckel ware ein Basilisk mit der Statt Wappen in einem Schild. Er woge 76 à 78 Lot und kame ohngefahr auf 100 NThl. zu stehen, von H. Braun gemacht. Am Thor des Schlosses stand die fürstl. Leib Guarde, welche das Gewehr praesentirte.

Bey der Thüre in dem Hof wo man ausstiege waren

H. Hof Marschall von Zerin.

H. Stallmeister von Reichenstein.

HH. Cavaliers von Sternbach und de Rosé.

Welche sämtliche Herren hinauf begleiteten, welche dann auch oben an der Stegen von H. Praesident von Ligritz und H. Canzler Billieu, im Vorzimmer, alwo sich auch nebst dem ganzen Hof Staat die vornehmsten Rahts Glieder der Stadt befanden, von Ihro Hochf. Gnaden selbst aber nebst noch einigen Dom Herren als

H. Groß Vicarius Gobel,

H. von Montjoye Neveu des Fürsten,
H. von Ligritz Praesidents Sohn,
H. Schnorf D. Theolog.
empfangen worden.

Ihre Hochfürstl. Gnaden waren in ihrem Ceremonien oder Chor Gewand, welches aus einem schwarzen Sammeten Mantel auf die Art gemacht wie die Caput Röck mit Mänteln, darunter er ein schwarz Sammet Kleid truge, mit einem demantenen Kreutz auf der Brust welches an zwey demanten Ketten fest gemacht war, und einem Hut mit zwey Krempen, so wie sie alhier zu Basel die französische Pastores zu tragen pflegen, bestunde. Der Fürst gienge also vor den H. Deputirten her in sein Zimmer, deme sie nebst der Suite und dem gantzen Hof Staat folgten, alwo 3 Fauteils stunden, in deren mittlern sich der Fürst, in die beyden andern aber sich die 2 H. Deputirten satzten, sowol der Fürst als auch die H. Deputirten und übrige Herren waren mit entblößtem Haupt zugegen. Und H. Stattschreiber nach vorhero ergangener Frage an den Fürsten, ob derselbe das Compliment sitzend oder stehend anzuhören Belieben trage und der Fürst sich zu sitzen ausbate, hielte seine Harangue sitzend. Alle übrige aber stunden, und zwar hinter dem Fürsten oberwehnte Dom Herren, hinter den H. Deputirten die Suite und der ganze Hof Staat. Hinter H. Stattschreiber stunde Bürgin mit dem Becher unter dem Mantel, welcher zu Ende der Harangue H. Stattschreiber eingehändiget, von diesem aber dem Fürsten praesentirt wurde, worauf der Fürst selbigen dem H. Praesident in die Hand gab, welcher ihne versorgen ließ. Nach geendigter Rede antwortete und danckte der Fürst den H. Deputirten in sehr verbindlichen Ausdrücken, stuhnde nebst ihnen auf, und da undessen den H. Deputirten ihre schwarzen Mäntel in dem Vorzimmer von Bürgy dem Überreiter abgenommen wurden, so bewillkommte er die Suite, und da man also bis halb ein Uhr stehend mit einander

discurrirt hatte, so verfügte sich der Fürst mit denen H. Deputirten der ganzen Suite und obigen H. Hof Cavaliers und Dom Herren an die Tafel, welche in einem Zimmer ebenes Fußes gedeckt war, und setzte sich in die Mitte zwischen beyde Herren Ehren Gesandten, die übrige Suite aber wurde unter sämtliche Herren Hof Cavaliers vertheilt. Die ganze Tafel bestunde aus 24 Couverts, das ganze Service ware von Silber und ein sehr prächtiger silberner Aufsatz in Mitte der Tafel. Überhaupt wurde kostbar und sehr niedlich tractirt, keine einzige Gesundheit getrunken und bey dem Dessert mit allerhand fremden Weinen allein nur in ganz kleinen Hochfüßl. Gläsern aufgewartet. Während der Tafel stund hinter einem jeden Herren ein besonderer Bedienter und wurde niemand zum trinken genöhtiget. Ihre Hochfürstl. Gnaden erzeigten sich besonders über der Tafel sowol gegen den Herren Deputirten als auch der ganzen Suite sehr liebreich und ließen an Unterhaltung eines freündschaflichen Gesprächs ihrer Seits gar nichts ermangeln. Die Mahlzeit dauerte bis halb vier Uhr und wurde von Herren Deputirten der Aufbruch zuerst gemacht, und hierauf der Caffée stehend eingenommen. Die Herren Deputirten discourirten bis gegen 5 Uhr allezeit stehend mit dem Fürsten. Mittlerweile ließen sich die Suite den Marstall, die Archive und Kanzley zeigen, als welches sämtlichen Herren nach der Mahlzeit von dem Fürsten ware offerirt worden. Da sie aber im Begrif waren noch den Keller zu besehen, wurden sie von denen Herren Deputirten wieder zur Abreise beruffen. Ihro Hochfürstl. Gnaden begleiteten die Herren Deputirten aus dem Speis Saal bis zur Thüre des daran stossenden Vor-Zimmers, alwo während dem Speisen eine Tafel Music gehalten worden, nahmen allda von ihnen und der ganzen Suite auf das freündlichste Abschied und ließen hernach sämtliche Herren durch alle obgemeldete Dom Herren und Hof Cavaliers bis an die Portieres zur Kutsche begleiten und sahen hernach unter offenem Fenster zu wie

man verreißte, welches in der nemlichen Ordnung geschehen wie man angekommen. Man fuhre bey der Wacht Parade vorbey in das Wirthshaus, allwo H. von Schönau, welcher die Herren Deputirten wieder zuruck begleitet hatte, ausstieg und vor denen H. Deputirten in ihr Zimmer hergieng und allda ohne sich niederzusetzen von ihnen Abschied nahme, von Herren Dreyerherr Ortmann bis an die Stegen, von Herren Stattschreiber, H. Passavant M. D. und H. Landvogt Christ aber bis unter die Hausthüre zuruck begleitet wurde. Eine halbe Viertelstunde hernach kame ein Secretarius von Hof mit dem Recreditif, deme solches abgenommen, seine Gebühr zugestellt und von H. Licentiat Passavant hinunter begleitet wurde. Die übrigen Trinkgeldter wurden in dem Schloß von Bürgin dem Ueberreiter ausgetheilt.

Hierauf trate die Frau Wirthin in das Zimmer mit dem Verdeüten, die ganze Statt seye in der Hofnung, es werden die Herren Cavaliers von Basel einen Ball geben, und das sämtliche Frauenzimmer verlasse sich darauf, weilen es jederzeit bey dergleichen Anläßen der Gebrauch gewesen; hierüber wurden nun die Herren Deputirten befragt, und da selbige es denen Herren der Suite in ihren freyen Willen gestellt, so wurden sie einig sie wollten, weilen sie gäntzlich unbekannt, trachten einen Hof Cavalier irgendwo anzutreffen, um von ihme zu vernehmen wie die Sach anzustellen wäre. Nachdem aber die Herren zu allem Glück dem Herren von Schönau begegnet und um seine Hülfe ersucht, so verstunde er sich ganz willig dazu und gieng mit H. Fürstenberger, H. Landvogt Christ und H. Kuder in der ganzen Statt zum einladen herum, mittlerweile die übrigen Herren in dem Wirthshauß alle nöthige Anstalten vorkehren liessen, damit auf die bestimte Stunde um 9 Uhr alles zum angestellten Ball in Ordnung seyn möchte, dabey sich die Frau Wirthin keine Mühe dauern lies. Ehe aber der Ball gehalten werden konte, so mußten H. Fürstenberger und H. Landvogt

Christ zu dem H. Bürgermeister begeben um sich die Erlaubnus auszubitten, ob man nicht in dem obern Saal des Rathauses, welcher blos vorhero fertig geworden, innassen das Rathaus neu aufgebaut worden, tanzen dörfte, und da solches, obgleich der H. Bürgermeister nicht bey Haus war, verwilliget wurde, so versammelte man sich darauf und kamen auf die bestimte Zeit bey hundert Personen beyderley Geschlechtes mehrentheils vom Adel zusammen. Es wurde ein Ambigu servirt und nebst allerhand Erfrischungen mit fremden Weinen als Champagner, Burgunder, Muskateller aufgewartet. H. Wenck, die Perrouquiers und andern Bedienten gaben sich alle Mühe wohl aufzuwarten. Es waren 6 Musicanten an dem Ball, so aber sehr schlecht und auf die Letzte zimlich betrunken waren.

Die H. Deputirten waren schon ausgekleidet, da der Ball angestellt wurde, daher sie sich dabey nicht sehen ließen sondern die Ruhe vorzogen. Es wurde also bis Morgens um halb vier Uhr getanzt, hierauf wurde der Aufbruch gemacht und nach geendigter Beurlaubung der Gesellschaft, welche sich höflichst bedanckte, gienge man auseinander. Die Herren der Suite, nachdem sie wieder in dem Gasthof angekommen, legten sich noch für eine Stunde auf das Bett und hernach wurde eingepackt. H. Landvogt Christ als hierzu Bevollmächtigter schafte mit der Frau Wirthin ab, als welche Musicanten, Lichter, alles dazu fourniert, und kame der ganze Ball die Gebühr für den Saal mit darunter begriffen auf 10 N. Louisd. zu stehen. Die Zeche in dem Wirthshauß wurde von den H. Deputirten mit 21 N. Louisd. ohne was die Trinckgeldter betrift richtig gemacht. Endlichen reiste man um halb sieben Uhr nach eingenommenem Morgenessen in eben der Ordnung wie man angekommen wiedrum ab und spiese zu Roderstorf zu Mittag, als wo H. Maring geblieben ware und wo auch die H. Deputirten, als welche es aus sonderbarer Gütigkeit nicht wollten geschehen lassen, daß die Herren

der Suite den Ball aus dem ihrigen bezahlen sollten, diese 10 N. Louisd. H. Landvogt Christ wiedrum erstatteten, welches die Herren nach vielem Weigern endlich doch Anständigkeits halben musten geschehen lassen. Von da wurde nach dem Mittag Essen wieder abgereißt und man kame Abends um 7 Uhr zu Basel an und begleitete H. Dreyerherr Ortmann zuerst nach Haus, allwo man ausstiege, vor der Thüre ein Danksagungscompliment ablegte, wieder einsaße und zu H. Stattschreiber fuhre. Hier nahme man gleichfals nebst einer höflichen Danksagung vor der Thüre Abschied, und also gieng ein jeder nach Haus.

Eine kurze Zeit hernach sandte der Wirth von Pruntrut die 21 N. Louisd. wieder zuruck mit vermelden, er habe von Hof deßwegen einen Verweiß bekommen, weilen er das Geldt abgenommen; welcher Fehler aber daher rührte, weil der Herr Schatzmeister abwesend ware, welchem eigentlich die Commission aufgetragen worden dem Wirth vorhero zu sagen, er solle keine Bezahlung von den Herren Gesandten annehmen, welches er aber vor seiner Abreiße vergessen. Sonsten war es bey allen vorherigen Fürsten ebenfals die Gewohnheit die Gesandschaften im Wirthshauß frey zu halten.

Rede

Herrn Franz Passavant J. V. D. und Stadtschreibers zu Basel an Ihro Hochfürstl. Gnaden Simon Nicolaus Graf von Froberg (Montjoye) erwehlten Bischof von Basel gehalten zu Pruntrut den 12. Apr. 1763.

Hochwürdiger Fürst.

Gnädiger Herr.

Als ehemalen der tugendhafte Spartanische König Agesilaus den Persischen Monarchen Artaxerxem den grossen König nennen hörete, ließ er sich weißlich vernehmen: Ist er nicht grösser an Tugend als ich, so ist er auch an sich selbsten nicht grösser.

Kronen und Scepter, Fürstentum und Länder ererben, ist eine ledige Gabe des blinden, keine Verdienste prüfenden Glückes, und gibt seinem verdienstlosen Günstlinge keinen mehrern Wert als aber Glück ohne Tugend verdienet, wo hingegen durch eigne Verdienste, durch ausnehmende Gemüths Gaben und fürtrefliche Eigenschaften sich einen verehrungswürdigen Namen erwerben und auf die erhabenste Stufen geistlich und weltlicher Würden empor zu schwingen ein Werck der Tugend ist.

Die Erhebung Ew. Fürstl. Gnaden auf den Bischöflich und Fürstl. Sitz dieser hohen Stift und Landen bewähret dieses um so ehender und gibt dieser würdigen Erwehlung einen um so höhern Preis und vollkomnern Beyfall, als der schmerzliche Verlust eines mit so vielen herrlichen Tugenden ausgeziert gewesenen Fürsten einen nicht minder würdigen Nachfolger erheischet, zumalen auch in der hohen Person von Ew. Fürstl. Gnaden sich alles dasjenige vereinbaret befindet, was einen an Tugend und Großmut höchst verehrungswürdigen Fürsten ausmachet.

So ruhmvoll und preiswürdig nun diese Wahl, so grosse und allgemeine Freude hat auch dieselbige bey mäniglich erwecket, und wie unser Stand, als ein aufrichtiger Nachbar, einen ganz besondern Anteil daran nimmt, so haben U. Gn. HH. der Herr Burgermeister und Rhat der Stadt Basel gegenwärtig MHGEEH. nebst meiner Wenigkeit abgeordnet, um Ew. Fürstl. Gnaden zu Dero so würdigen Erhebung zu der Bischöflich und Fürstlichen Würde Ihr Ehrerbietiges Compliment und Glückwünschung abzulegen.

Der Grosse und Grundgütige Gott, welcher nach seinem gnädigen Wolgefallen Fürsten und Regenten setzet, erhalte Ew. Fürstl. Gnaden in ohnunterbrochenem Genus aller der vollkommensten Fürstl. Glückseligkeiten bis in die späteste Zeiten, und segne Dero Regierung mit allem dem, was den Namen eines frommen, eines großmütig und gerechten Fürsten verewigen und zu geistlich und leiblicher Wolfart Dero Fürstl. hohen Stift und Landen gereichen mag.

Bey diesem Anlaße haben auch die Ehre Ew. Fürstl. Gnaden unsern Stand und dessen Angehörige ehrerbietig an zu recommandiren, und Dero hohes Wolwollen für denselbigen auszubitten, dagegen aber aufrichtigst zu versichern, daß U. Gn. H. alle Anläße freudigst ergreifen werden, um, wie eine zu beydseitigem Nutzen ersprieslsliche gute Nachbarschaft zu unterhalten, also auch gegen Ew. Fürstl. Gnaden Ihre wahre Veneration und ehrerbietige Hoch-Achtung mit Erweisung aller von Ihnen abhangen könnenden angenemer freündnachbarlichen Dienstgefälligkeiten an den Tag zu legen und dieselbige werckthätig zu bewähren.

Ew. Fürstl. Gn. geruhen auch, gegenwärtige geringe Gabe (bey Ueberreichung des silber verguldten Bechers), welche Namens U. Gn. H. darzubieten die Ehre haben, nicht nach deren Wert sondern nach der aufrichtigen Intention der Gebern und als ein Pfand einer guten Nachbarschaft zu würdigen, uns aber, die wir mit dieser Ehre committirt sind, zu erlauben, in Ew. Fürstl. Gn. hohes Wolwollen auch uns ehrerbietigst zu empfehlen und dieselben unsers tiefsten Respects zu versichern.

Ein Brief aus der Alliiertenzeit.[1])

Je suis fort étonnée, Madame, de votre lettre que je viens de recevoir, et ne puis vous cacher, qu'elle me paraît

[1]) Dieser Brief, in großen männlichfesten Zügen geschrieben, ohne Datum und Unterschrift, ist im Winter 1813/1814 an Frau Peter Merian-Bischoff im Violenhof gerichtet worden und zwar offenbar von Seiten einer russischen Dame, die bei der Adressatin einquartiert war. Aus dem Tagebuch von Frl. Anna Elisabeth Vischer (Beitr. z. vaterl. Gesch. N. F. IV 374 f.) erfahren wir, daß im Violenhof die russische Fürstin Wolkonsky logierte; in ihr haben wir ohne Zweifel die Schreiberin des vorliegenden Briefes zu erblicken.

tout-à-fait déplacée, et d'un ton à ne pas pouvoir la supporter. — Dans aucune ville, dans aucune maison, on n'a eu à se plaindre de nos gens, et vous êtes la première qui faites tant de train, et tant d'embarras pour une chose juste. Je répondrai à toutes vos phrases à part: D'abord quant à la femme que vous dites avoir louée pour nous, elle ne fait rien pour nous; elle ballaye seulement les chambres, ce dont nous n'avons nul besoin; et dorénavant, ce ne sera pas elle qui le fera, mais notre domestique; ainsi, Madame, ne vous donnez pas la peine de la garder pour nous. — Pour ne pas être encore tourmentée, nous lui donnerons quelque chose, quoique nous ne le devons pas dutout. Mais àprès, nous ne nous en mêlerons plus: d'ailleurs je vous dirai une chose que vous auriez pû penser vous même; c'est que des femmes comme il faut, ne se font pas servir par des gens pour rien, et partout nous avons fait des presents aux gens dans les maisons que nous quittions. — Vos gens n'auront donc pas à se plaindre de nous. — Charles ne se sert jamais de vos femmes pour notre ouvrage. — Il prie quelque fois la cuisinière de regarder que les plats ne brûlent pas, et ce n'est que quand il sort pour un moment. Du rêste, malgré les cris continuels de vos femmes, on se taît, et mes gens se sont toujours conduits comme ils doivent le faire. — Je suis loin de croire que vous négligiez vos affaires, pour les nôtres, Madame, et c'est aussi peu juste que le rêste. — Il est impossible, sans vanité, de trouver des personnes plus accomodantes que nous, et si vous logiez d'autres dames de militaires, vous verriez ce que l'on vous demanderait. Dans les autres maisons, les dames prennent le diner de la maison pour les gens et pour elles mêmes. Vous n'avez

qu'à vous en informer chez Mde Strekeysen, et chez toutes les autres. Il y a des personnes avec qui, plus on est bon, et poli, et plus ils croyent pouvoir éxiger. Votre lettre me prouve, Madame, que je puis vous parler avec franchise à mon tour, puisque vous me parlez vous même avec tant de sincérité. — Il faut que vous sachiez, Madame, que dans un billet de logement, on ne détaille jamais le nombre de personnes qui viennent loger; mais seulement le nombre des chambres; et comme nous ne vous avons pas pris une seule chambre de plus, (éxcepté pour Jacob, pour que vous même n'ayez pas peur de la rougeole, ce qui n'éxiste plus,) vous n'avez donc rien à dire là dessus, Madame. Vous parlez du pain et du fromage et du vin blanc que vous nous donnez, Madame; d'après ce que je viens de vous dire de ce qu'on donne dans les autres maisons, je suis sûre que quand vous y songerez un peu à loisir, vous verrez vous même, que c'est si peu de chose que cela ne vaut pas la peine d'en parler. — Le rêste de la nourriture est sur notre compte, c'est aussi Charles qui fait tout seul la cuisine sans aucune aide. Le charbon de la cuisine est aussi à moi, vous le savez, Madame. — Pour le chauffage, et l'éclairage, partout où on a le billet de logement, on le fait, et vous pouvez encore vous en informer. Nous n'avons pas besoin de vos présents, Madame, et sommes loin de les recevoir; et de même nous pouvons nous passer de vos conseils de faire chercher un autre logement. — Si vous le désirez, Madame, je prierai le commandant russe de venir vous répetter ce qui j'ai l'honneur de vous dire. — Recevez, Madame, l'assurance de mon estime.



Basler Chronik

vom

1. November 1898 bis 1. Oktober 1899.

Von Dr. Fritz Baur.

November 1898.

3. Beginn der populären Vorträge des Winters. Es werden wieder vier populäre Kurse gehalten, nämlich Bilder aus der Geschichte der deutschen Sprache von Professor Ad. Socin und die Geschichte der Schweiz seit 1815 von Dr. Paul Burckhardt, und unsere einheimischen Vögel von Apotheker Theodor Bühler und Napoleon I. von Dr. Jakob Schneider nach Neujahr.

3. u. 5. Gastspiel der Opernsängerin Gemma Bellincioni von der Scala in Mailand im Stadttheater (in Carmen von Bizet, in Cavalleria rusticana von Mascagni und in Pagliazzi von Leoncavallo).

7. Konzert zu Gunsten der Witwen- und Waisenkasse des Orchestervereins zu St. Martin. — In den Gottesdiensten der

evangelisch-reformierten Landeskirche wird am heutigen Reformationssonntag das Opfer für den Bau einer reformierten Kirche in Bremgarten erhoben und ergiebt 4200 Franken.

9. In der Konkurrenz für Pläne zum Bau einer Oberen Realschule erhalten u. a. einen zweiten Preis die Basler Architekten Fäsch und Huber, einen dritten LaRoche und Stehlin. — Eine Versammlung der freisinnigen Quartiervereine faßt eine Resolution zu Gunsten der Rechtseinheit.

10. Der Große Rat wählt nach einer Interpellation über den mangelhaften Bahnbetrieb auf der Strecke Basel-Riehen zwei Ersatzrichter für das Civil- und einen für das Strafgericht. Hierauf wird das Bauverbot für eine Reihe Häuser an der Eisengasse und an der Schifflände verlängert und werden die Gesetzesänderungen vorgenommen, die erforderlich wurden durch die Ausdehnung der Oberaufsicht des Bundes über die Forsten, auch in der Ebene. Endlich wird das Gesetz betreffend Großratswahlen nach dem Proportionalverfahren in zweiter Lesung angenommen. Weil aus einem Initiativbegehren hervorgegangen, wird es noch der Volksabstimmung unterbreitet werden.

Aufführung von Haydns Schöpfung durch den Gesangverein. Als Solisten wirkten mit Fräulein E. Hiller, A. Sistermans und an Stelle des plötzlich heiser gewordenen Rob. Kaufmann Eman. Sandreuter.

10. ffg. Gastspiel von Otto Eppens aus Wien im Stadttheater (zweimalige Aufführung der Wallensteintrilogie; ein Glas Wasser).

11. Bei der Rektoratsfeier spricht der abtretende Rektor Professor Kögel über die Poesie der Germanen in ihrer Eigenart. Er nimmt das von einem Verwandten des verstorbenen Jakob Burckhardt der Universität für die Aula geschenkte Porträt des Gelehrten (von Hans Lendorff gemalt) dankend entgegen. Es schließt sich an den akademischen Akt in üblicher Weise das Zunft-

mahl der Akademischen Zunft und am Abend ein Kommers der Studentenschaft im „Warteck." — Im Alter von 68 Jahren stirbt nach schwerem Leiden Casimir Meyer-Vogel, der sich um die Bedeutung Basels als Handelsplatz große Verdienste erworben hat.

13. Die eidgenössische Volksabstimmung über die Verfassungsänderung betreffend die Rechtseinheit ergiebt im Kanton Baselstadt bei 16,821 Stimmberechtigten für das Civilrecht 6025 Ja, 273 Nein, für das Strafrecht 6074 Ja, 292 Nein. In der ganzen Eidgenossenschaft wurden beide Vorlagen angenommen mit ca. 275,000 gegen ca. 100,000 Stimmen und $16^1/_2$ gegen $5^1/_2$ Ständen.

13. ffg. In der Kunsthalle wird die Internationale Ausstellung der Vereinigung der Münchener Künstler Secession eröffnet.

15. Zum Rektor der Universität für 1899 wird gewählt Professor Ernst Bumm.

19. Gegen das vom Großen Rat am 10. ds. beschlossene Großratswahlgesetz nach dem Proportionalverfahren wird von einigen der ursprünglichen Initianten Rekurs beim Bundesgericht eingereicht. Er wird damit begründet, daß die Initianten nur ein Wahlgesetz nach Proportionalsystem forderten, daß ihnen aber in dem vom Großen Rat ausgearbeiteten Gesetz zugleich der nicht verlangte Stimmzwang geboten wird. — Cäcilienfeier der Liedertafel im Musiksaal.

20. Konzert des Basler Männerchors unter seinem neuen Direktor C. Jul. Schmidt. — In Riehen wird eine Protestversammlung abgehalten dagegen, daß unter den von der Regierung zunächst geplanten neuen Tramlinien nicht eine solche nach Riehen aufgeführt ist. Die von der badischen Bahn, wie behauptet wird, mangelhaft besorgte Verbindung mit Basel läßt eine solche Linie in den Augen der Riehener besonders dringend erscheinen.

22. An der allgemeinen Versammlung der Freiwilligen Schulsynode im Bernoullianum wird an Stelle des zurücktretenden

Lehrers Chr. Gaß zum Präsidenten gewählt Dr. X. Wetterwald. Am Vormittag referieren über Turnwesen Dr. Robert Flatt und Lehrer Niethammer, am Nachmittag über Temperenz und Schule Dr. Paul Barth und Lehrer J. Bolliger. Den Tag beschließt ein gemeinsames Bankett in der Kardinalhalle. Zur Zeit besteht die Schulsynode aus 369 Mitgliedern. — Der in Olten versammelte Verwaltungsrat der Schweizerischen Centralbahn beschließt, den Rangier- und Güterbahnhof auf dem Wolf im wesentlichen nach den Wünschen der Basler Regierung umzubauen.

23. 25. Gastspiel des Pariser Baritonisten Jean Lassalle im Stadttheater als „Mephisto" in Gounods Marguerite und als „Don Juan" in Mozarts gleichnamiger Oper.

24. Im Großen Rat werden 49 Aufnahmen ins Bürgerrecht ratifiziert und wird eine Petition von Bewohnern der Sulzerstraße um Verbreiterung dieser Gasse abgewiesen. Hierauf tritt der Rat ein auf artikelweise Beratung der Vorlage betreffend eine Kantonalbank. Am Beginn der Nachmittagssitzung wird interpelliert wegen der Verschiebung des bereits angesetzten Termins für die Abstimmung über das neue Wahlgesetz infolge des Rekurses (siehe zum 19. ds.).

29. Die Vereinigten Quartiervereine begehen in der Burgvogteihalle zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens der 1848er Bundesverfassung eine äußerst gelungene Festlichkeit. Musik, Ansprachen, Gesang und Turnproduktionen hielten die zahlreiche Gesellschaft in guter Stimmung bis weit in die Nacht hinein beisammen.

Dezember 1898.

1. Die freisinnig-demokratische Partei des Kantons veranstaltet aus dem gleichen Anlaß am gleichen Orte wie zwei Tage vorher die Quartiervereine mit ähnlichem Programm und ähnlichem Gelingen einen gemeinsamen patriotischen Abend.

2. Der aus Solothurn als Dirigent des Männerchors nach Basel berufene Musikdirektor Julius Schmidt führt sich beim musikalischen Publikum Basels mit einem Konzert ein, in dem er zumeist eigene Kompositionen bietet.

3. Cäcilienfeiern des Männerchors im Musiksaal und des Liederkranzes in der Burgvogteihalle.

4. Auf dem Landhof wird ein internationaler Football-Match zwischen einem auserlesenen Team süddeutscher und den besten der schweizerischen Fußballspieler ausgefochten und endigt zu Gunsten der letzteren.

5. Vor dem Strafgericht beginnen die Verhandlungen in Sachen der seit Ende Februar d. J. eingegangenen Unionbank. Angeklagte sind Heinr. Wüest, Ed. Wirz, Rob. Kopfmann und Arthur Wagner. Die Verhandlungen endeten am 13. Dezember mit Verurteilung des Wüest zu drei Jahren und des Wirz zu einem Jahr Zuchthaus wegen Betrugs und Zuwiderhandlung gegen das Börsengesetz.

6. Die Frequenz der Universität im laufenden Wintersemester stellt sich wie folgt: 441 immatrikulierte Studenten und zwar 45 Theologen, 45 Juristen, 124 Mediziner und 222 Philosophen; dazu 118 Zuhörer. Damen sind zwei Studierende und 33 Hörerinnen. Der Schweiz gehören an 331 immatrikulierte Studenten (2 Damen), dem Kanton Baselstadt 152 (1).

8. Großer Rat. Es wird infolge eines bereits vor mehreren Wochen eingereichten Gesuchs von Regierungsrat Reese eine Aenderung der Geschäftsordnung des Regierungsrates beschlossen, die für einzelne Regierungsmitglieder Gehaltaufbesserungen bis 2000 Franken zuläßt. Eine solche wird Regierungsrat Reese bewilligt. Hierauf werden bei Enthaltung der Minderheit die Beschlüsse gebilligt, die die Regierung in Sachen des Rekurses Kündig und Genossen vor Bundesgericht gethan hat; die Errichtung einer Straße über dem Birsig zwischen Barfüßerplatz und Rüdengasse wird beschlossen und

hierauf die Beratung des Kantonalbankgesetzes weiter geführt. — Am Abend findet in der Burgvogteihalle die gemeinsame Versammlung der Positiven Gemeindevereine statt, wobei Pfarrer G. Benz referiert über den gegenwärtigen Zustand der römisch-katholischen Kirche.

10./11. Die periodische Neuwahl der gewerblichen Schiedsgerichte wird unter schwacher Beteiligung vorgenommen.

11./12. Die Kollekte in den Schulen für die Suppenverteilung ergiebt über 700 Franken.

12. Extrakonzert des Pianisten Eug. d'Albert, der schon am vorhergehenden Tag im Abonnementskonzert aufgetreten war.

13. Großer Rat. Eine außerordentliche Sitzung hat man auf den heutigen Dienstag angesetzt, um die Beratung der Kantonalbank zu fördern. Die Gegner der neuen Gründung halten sich der Sitzung zum großen Teil fern. Die erste Beratung der Vorlage wird abgeschlossen.

14. Im benachbarten Riehen stirbt erst $45^1/_2$ Jahre alt nach schmerzhafter Krankheit der zweite Geistliche der dortigen Diakonissenanstalt, Pfarrer Immanuel Balmer, der Sohn des am 12. März d. J. verstorbenen Dr. J. J. Balmer-Rink, tief betrauert von allen, die ihn kannten.

15. Der Weitere Bürgerrat erteilt seine Einwilligung zum Neubau der Mägd in der St. Johannvorstadt um eine Bausumme von 180,000 Franken.

17. Die juristische Fakultät ernennt Adolf Burckhardt-Bischoff in Anerkennung seiner 40-jährigen richterlichen Thätigkeit und seiner schriftstellerischen Bethätigung auf dem Gebiete des Münzwesens &c. zum Doctor juris utriusque honoris causa. — Der Allgemeine Konsumverein beschließt in der heutigen außerordentlichen Generalversammlung, auch den Schlächtereibetrieb in seinen Geschäftskreis einzubeziehen.

18. Gastspiel des Komikers C. William Büller vom k. k. priv. Karltheater in Wien (Inspektor Bräsig, Der Registrator auf Reisen, Der Vetter, Ein Knopf, Der Hypochonder).

20. Habilitationsvorlesung von Dr. med. Gustav Wolff über die Prinzipien der psychiatrischen Systematik.

22. Der Große Rat beschließt Ausführung der Dufourstraße im Jahr 1899, nimmt Baulinien an für Verlängerung der Engelgasse bis an den Schildhof und tritt ein auf die Beratung des Verwaltungsberichts 1897.

31. Sylvesterverlosung des Kunstvereins. — In den Räumen der Kunsthalle ist seit Schluß der Secessionsausstellung der Münchener Künstler die übliche Weihnachtsausstellung Baslerischer Künstler veranstaltet. Seit einigen Tagen steht im Kunsthallegarten Louis Tuaillons herrliche, für Berlin bestimmte lebensgroße Bronze-Reiterstatue „Der Sieger," die auf dem Transport von Rom nach ihrem künftigen Aufstellungsort in Basel einen Aufenthalt von wenigen Wochen macht.

Januar 1899.

1. Im Civilstandsbureau wurden im Laufe des Jahres 1898 eingetragen 3330 Geburten, 1091 Trauungen und 1876 Todesfälle. Die im Kontrollbureau verzeichnete Zunahme der Bevölkerung infolge von Einwanderung beträgt 3265, zusammen mit dem Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle 4719 Seelen. Die Bevölkerung des Kantons betrug am 31. Dezember 1898 107,865 Seelen. — Im Laufe des Jahres 1898 wurden 316 Wohnhäuser mit 1296 Wohnungen und 4472 Zimmern beziehbar.

8. Die Frage einer Wasserfallenbahn wird wieder aktuell, da die Durchbohrung des Simplon an Hand genommen ist und die Erbauung der Lötschbergbahn in naher Aussicht zu stehen scheint, auch die Konkurrenz einer Weißensteinbahn droht. Nachdem die Angelegenheit außerhalb Basels schon wiederholt ist besprochen wor-

den, äußert sich auch eine Versammlung Baslerischer Interessenten im Kardinal in günstigem Sinn. — Das Benefizkonzert für Kapellmeister Dr. Volkland, in dem u. a. Beethovens Neunte Symphonie aufgeführt wird, eröffnet das musikalische Jahr.

12. Großer Rat. Nach der Wahl von je zehn Ersatzrichtern fürs Civil- und fürs Strafgericht und der Genehmigung der Richterwahlen vom Dezember 1898 wird die Erwerbung eines Stückes Land im äußeren Horburgquartier, unter Umständen mit Anwendung des Expropriationsverfahrens beschlossen zum Bau eines Schulhauses. Hierauf werden der Verwaltungsbericht 1897 zu Ende beraten und der Bericht der Rechnungskommission 1897 entgegengenommen, die Einrichtung eines Schützenmattenparks — entgegen den Anträgen der 1899er Budgetkommission — beschlossen und an die Erweiterung der Augenheilanstalt ein Staatsbeitrag von 100,000 Franken beschlossen.

14. Infolge einer Reihe von außergewöhnlich stürmischen und regnerischen Tagen und Nächten tritt die Gefahr eines Hochwassers sehr nahe. Doch läuft die Sache noch gnädig ab. An der Wiese ertrank in der Nacht vom 14. zum 15. ein Wasserwächter. Vom Rhein wurde ein wertvoller Floß losgerissen und dem Besitzer namhafter Schaden verursacht. Der Witterungscharakter der ersten Wochen des neuen Jahres erinnert eher an Frühling oder Herbst als an den Winter.

Der Kaufmännische Verein begeht sein Stiftungsfest in der Burgvogteihalle.

18. Ganz unerwarteterweise macht das Kantonsblatt bekannt, daß von der Badischen Bahn ein vollkommener Neubau des Badischen Bahnhofs statt des bisherigen Umbaues geplant wird. Nach den vorläufigen Plänen käme der Bahnhof 600 bis 700 m. hinter den bisherigen der noch nicht ausgeführten Schwarzwaldallee entlang zu stehen. Gleichzeitig erfährt auch das Projekt des Güter-

bahnhofs an der Isteinerstraße gegenüber den bisherigen Plänen eine ansehnliche Erweiterung.

18. In einem größeren Kreis von Kleinbaslern macht Ingenieur A. Vuillemier darauf aufmerksam, daß das Erlenpumpwerk, in bisheriger Weise betrieben und ausgebeutet, das Kleinbasler Grundwasser zu erschöpfen und dadurch die Kleinbasler Industrie zu ruinieren droht. Es wird energisch Abhilfe verlangt.

Ein Streik der Kaminfegergehilfen bricht aus.

22. Im Alter von 62 Jahren stirbt, von der gesamten Stadt betrauert, Professor August Socin, seit vierthalb Jahrzehnten Professor der Chirurgie und Vorsteher der chirurgischen Abteilung am Spital, gleich ausgezeichnet als Lehrer, wie als Arzt und als Mensch. Socin genoß einen europäischen Ruf in seinem Fach. Manche Berufung nach auswärts lehnte er ab, Basel zu liebe, obschon ihn für eine höhere Stellung Wissen, Bildung und Begabung vor vielen anderen befähigten. Er stellte seine glänzenden Gaben in den Dienst der Vaterstadt mit Bekleidung mancher, auch bescheidener Aemter in Staat und Kirche, und überall hat er sein Bestes gegeben. Socin wird nicht leicht zu ersetzen sein. Die Beerdigungsfeier am 24. ging mit einem ungewöhnlichen äußeren Apparat vor sich. Ein Fackelzug der Studentenschaft am Abend des 26. schloß die Trauerfeierlichkeiten ab.

26. Großer Rat. Das Budget für 1899 wird angenommen und weist nur unbedeutende Aenderungen gegenüber dem Regierungsentwurf auf: die Einnahmen bleiben unverändert auf 10,257,540 Franken. Die Ausgaben werden reduziert von 13,864,505 auf 13,769,888 Franken, so daß das Defizit zurück geht auf 3,512,348 Franken. Das Gesetz betreffend Errichtung einer Kantonalbank wird in zweiter Lesung angenommen.

27. Die deutsche Kolonie feiert den 40. Geburtstag Kaiser Wilhelms II. mit einem sehr stark besuchten Bankett im Musik-

saal, bei dem Generalkonsul J. von Eckardt den Kaisertoast ausbringt.

28. Der kantonale Turnverband hält in der Burgvogteihalle seine jährliche Generalversammlung ab.

29. Nationalrat Dr. Th. Curti aus St. Gallen hält in der Glashalle der Burgvogtei eine öffentliche Rede zu Gunsten der beiden Bundes-Initiativen betreffend die proportionale Wahl des Nationalrates und betreffend die Wahl des Bundesrats durchs Volk.

Februar 1899.

1 ffg. Gastspiel der Sängerin Emilie Welti-Herzog von der kgl. Hofoper in Berlin im Stadttheater (Rose Friquet im Glöcklein des Eremiten, Susanne im Figaro und Marie in der Regimentstochter).

2. Im rüstigen Alter von 55 Jahren stirbt der Antiquar Albert Sattler, viel verdient um die schweizerische Altertumskunde und namentlich geschätzter Numismatiker.

4. Der Bildhauer Max Leu aus dem Kanton Bern, der Schöpfer des Bubenbergdenkmals in Bern und einer erst im Mai 1899 zu enthüllenden Hebelbüste für Basel, sowie einer ganzen Reihe bedeutender Entwürfe, stirbt nach schwerer Krankheit an einem Krebsleiden im Alter von nur 37 Jahren.

9. Im Großen Rat wird die Bewilligung erteilt zum Verkauf zweier Bauplätze auf dem Wielandplatz und der Kredit zum Ankauf zweier Häuser an der Sattelgasse. Hierauf ermächtigt der Große Rat die Regierung, das Straßenbahnnetz um fünf neue Linien, Anbauten an die Kraftstation 2c., zum Preis von nahe an vier Millionen zu erweitern. Der endgültige Großratsbeschluß weicht vom Antrag der Regierung darin ab, daß eine Linie Gewerbeschule-Leimenstraße-Oberwilerstraße gestrichen wird. Endlich überweist der Rat an die Regierung den Anzug Weißenberger betreffend den Bau einer Linie der Straßenbahn nach Riehen.

Der Gesangverein führt im Musiksaal eine Reihe weniger umfangreicher Kompositionen auf, u. a. Mörikes Feuerreiter von Wolf, Begräbnisgesang und vier ernste Gesänge von Brahms und die erste Walpurgisnacht von Mendelssohn. Als Solisten traten auf Fräulein Val. Hegar und Anny Hindermann, Emanuel Sandreuter und an Stelle des indisponiert gewordenen Professor Messchaërt aus Amsterdam Paul Böpple, endlich für Klavier Dr. Hans Huber, sämtlich aus Basel.

11. In Klosters, wohin er sich für kurze Zeit zur Erholung begeben hatte, stirbt erst 48-jährig Dr. Fritz Blanchet, ein sehr beliebter Advokat, seit einigen Jahren zweiter Sekretär des Großen Rates.

Mit bescheidenen Feierlichkeiten wird unter Anwesenheit zahlreicher Fachgenossen des In- und Auslandes das geologische Institut auf dem Münsterplatz eingeweiht.

12./13. Bei der Jahresfeier der evangelischen Stadtmission im Vereinshaus tritt in der Hauptversammlung am Sonntag (12.) Dr. R. Lepsius aus Berlin auf, während der Montag wie üblich vertraulichen Mitteilungen aus dem Vereinswerk vorbehalten bleibt.

15. Zu Privatdozenten an der Universität werden ernannt Dr. med. Ad. Streckeisen, Dr. phil. G. Tobler (Geologie) und Dr. phil. Hans Trog (Litteratur).

17. Das Ableben des Präsidenten der französischen Republik, Felix Faure, am Abend des 17. ds. wird auf dem französischen Konsulat durch Hissen der Fahne auf Halbmast angezeigt.

18. Zu außerordentlichen Professoren der Theologie an der Universität werden ernannt die bisherigen Privatdozenten Alfr. Bertholet, Rud. Handmann und J. Mezger. — Die Liedertafel hält im Musiksaal ihren traditionellen Narrenabend zur Einführung in die Fastnacht ab.

19. Der heutige Sonntag mit seiner milden Temperatur, die eher an März oder April als an Februar erinnert, lockt zahlreiche

Städter hinaus in die Natur zum Genuß der lauen Luft und des blauen Himmels und der hochauflodernden Fastnachtfeuer.

20./22. Die Fastnacht vollzieht sich in den üblichen Formen, mit einem lärmenden Morgenstreich, mit glänzenden Umzügen am Nachmittag, wobei namentlich eine auf das Friedensmanifest des Zars gemünzte Schaustellung des Vereins Quodlibet hervorgehoben wurde, mit Bällen und Schnitzelbänken und buntfarbigen Theatervorstellungen an den Abenden. Doch klagen kompetente Beurteiler, daß wirklicher Witz aus unserer Fastnacht immer mehr verschwindet. Den zu Tausenden und aber Tausenden herbeiströmenden Gästen aus der Umgegend scheinen diese Narrentage Basels trotz dem oft beinahe unglaublichen Gewühl doch etwas zu bieten. Die Witterung der drei Tage war günstig, am Montag etwas neblig, um so glänzender, bei frischer Temperatur, hellem Sonnenschein und blauem Himmel am Mittwoch.

23. Großer Rat. Es wird beschlossen: Errichtung eines Schießplatzes hinter dem Allschwiler Weiher; Durchführung der Korrektion an der oberen Freienstraße; Erstellung einer maschinellen Cokstransportanlage in der Gasfabrik; Kassierung von Allmenden auf der linken Seite der Aeschenvorstadt. Nicht eingetreten wird auf ein zweites Straßenbahngeleise in der Missionsstraße; der Ratschlag betreffend Wahl von Frauen in Schulinspektionen wird an die Regierung zurückgewiesen mit dem Auftrag, daß ein Gesetzesentwurf vorbereitet werde, der diese Neuerung enthält. Endlich wird der Grundsatz genehmigt, daß Wässerungsrechte ins Grundbuch nicht einzutragen sind. — Heute, am Begräbnistage Felix Faures, wird in der Marienkirche eine Totenmesse gelesen für die Seelenruhe des verstorbenen Präsidenten.

März 1899.

1. In einer vom Alkoholgegnerbund veranstalteten Versammlung im Stadtkasino spricht Pfarrer Ernst Stähelin über Alkoholismus und Armenpflege.

2. Vor der staatsrechtlichen Abteilung des Bundesgerichts in Lausanne wird der Rekurs Kündig und Konsorten gegen das vom Großen Rat ausgearbeitete Wahlgesetz nach dem Grundsatz des Proportinalverfahrens wegen des darin enthaltenen, von der Initiative nicht geforderten Stimmzwanges begründet erklärt.

3. Antrittsvorlesung von Prof. Dr. E. Kaufmann über Einleitung in die allgemeine Pathologie.

5. Nach längerem schleichendem Darmleiden stirbt 43=jährig Prof. Dr. Rud. Kögel, seit 1888 der verdiente Lehrer der Germanistik an unserer Hochschule, der auch durch litterarische Thätigkeit im weiteren Kreise seiner Fachgenossen sich vorteilhaft bekannt gemacht hat.

9. Großer Rat. Nach Erledigung einer Interpellation betreffend staatliche Unterstützung von Lehrlingen wird ein Wirtschaftsrekurs abgewiesen. Hierauf beschließt der Rat auf Antrag der Regierung, vom Bau von Versammlungslokalen und dergleichen durch den Staat abzusehen und durch geeignete Vereinbarungen mit den Besitzern solcher Lokale deren Miete zur Diskussion politischer Fragen zu erleichtern. Endlich wird das Gesetz betreffend Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs an eine Kommission gewiesen.

16. Der Weitere Bürgerrat ratifiziert ein zwischen dem Engeren Bürgerrat und der Regierung getroffenes Uebereinkommen über einen der Bürgergemeinde günstigen neuen Teilungsmodus des Ertrags der Christ. Merianischen Stiftung und nimmt eine Anzahl neuer Bürger auf. Endlich wird ihm Kenntnis gegeben von dem Testament Haug=Fuchs, durch das der Bürgergemeinde für wohlthätige Zwecke ein Kapital von 125,000 Franken zufällt.

17. Die diesjährige Examensaison beginnt mit den Prüfungen der Spezialklassen der Primarschule.

19. Eröffnung der Turnus=Ausstellung des Schweizer Kunstvereins in der Kunsthalle.

23. Großer Rat. Nach Bewilligung eines Nachtragkredites von 1800 Franken für Schulzwecke beschließt der Rat, das Rathaus nach den von der Regierung adoptierten Plänen der Firma Ed. Vischer und Fueter umzubauen und auf dem Münsterplatz (Falkensteiner und Regisheimer Hof in Verbindung mit dem Domhof) ein Verwaltungsgebäude zu errichten. Weiter wird die Regierung ermächtigt, zu passend scheinender Zeit ein Anleihen von zehn Millionen aufzunehmen.

26. Im Musiksaal finden die üblichen Lehrlingsprüfungen statt, verbunden mit einer Ausstellung der Lehrlingsarbeiten.

27. Nach einem außergewöhnlich milden Winter war mit dem Frühlingsanfang des Kalenders ein Witterungsumschlag erfolgt, der Schneestürme und Kälte brachte. Erst mit dem 27. war der teilweise recht empfindliche Frost gebrochen und trat warme Frühlingswitterung ein.

April 1899.

2. Nach langem Leiden stirbt der geschätzte Violinist Richard Wolff, Lehrer an der Musikschule.

2./3. Die Ostertage zeichnen sich aus durch eine warme, fast sömmerliche Temperatur und einen herrlich klaren Himmel. Sie werden dementsprechend von den Städtern in Scharen zu Ausflügen benützt. Eines besonders starken Zuzugs hatte sich zu erfreuen die von der Gemeinde Reinach am vermutlichen Schauplatz des Treffens veranstaltete Centenarfeier des Scharmützels am Bruderholz 1499, mit Reden, Umzug und Festspiel (von Xaver Feigenwinter); es wurde bei dem Anlaß wiederholt die Frage der Wiedervereinigung von Stadt und Landschaft Basel berührt. Den Ostermontag beschloß ein regelrechtes Gewitter, als ob man mitten im Sommer wäre.

4. Im Alter von 70 Jahren stirbt Oberstl. Kaltenmeyer-Kircher, früher Direktor der Basler Wasserversorgung und während mehrerer Amtsperioden Mitglied des Großen Rates.

6. Großer Rat. Nach einer Interpellation betreffend verbotene Hasardspiele werden die rückständigen Aufträge des Regierungsrates rasch behandelt und eine Anzahl Aufnahmen ins Bürgerrecht ratifiziert. Die ganze übrige Sitzung ist der Debatte gewidmet über den Bau einer neuen Rheinbrücke. Die lebhaften Verhandlungen endigen mit Annahme des Regierungsprojektes, d. h. es soll an Stelle der jetzigen mittleren eine neue breitere Rheinbrücke gebaut und im Zusammenhang damit sollen Eisen- und Greifengasse verbreitert werden. Für die Zeit des Baues wird eine unmittelbar unterhalb zu errichtende Notbrücke den Verkehr aufnehmen.

7. Die medizinische Fakultät beschließt, bis zur definitiven Wiederbesetzung des durch Socins Tod erledigten ordentlichen Lehrstuhls für Chirurgie den mit diesem Amt verbundenen Lehrauftrag zu teilen zwischen den außerordentlichen Professoren L. G. Courvoisier und Emil Burckhardt.

9. Die katholische Gemeinde beauftragt entgegen dem Antrage des Vorstandes, der den Bau einer Kirche im Renaissancestil im Kostenvoranschlag von 365,000 Franken im Horburgquartier wünschte, eine 21-gliedrige Kommission mit dem Studium der Frage, ob nicht anstatt dessen gleichzeitig zwei einfachere Kirchen im Horburg- und im Gundeldingerquartier sollten gebaut werden.

10. ffg. Eine Bewegung macht sich geltend zur Sammlung von Referendumsunterschriften gegen den Großratsbeschluß vom 23. v. Mts. betreffend Umbau und Erweiterung des Rathauses.

12. In Erinnerung an die vor 400 Jahren erfolgte Geburt Thomas Platters gestaltet sich die Promotion des Unteren Gymnasiums zu einem kleinen Festchen zum Andenken an den ersten Rektor der Schule auf Burg. — Nach bloß zweitägiger

Dauer endigt ein Streik der bei der Umführung der Elsäßer Eisenbahnlinie beschäftigten Arbeiter der Firma Bueß & Cie. mit einigen kleinen Erfolgen der Ausständigen.

14. Von der philosophischen Fakultät wird als Privatdozent für das Fach der vergleichenden Sprachwissenschaft zugelassen Dr. Max Niedermann.

15. Die Regierung erteilt dem langjährigen Direktor der Strafanstalt, Jakob Salis, unter Verdankung der treu geleisteten Dienste die nachgesuchte Entlassung.

16. ffg. Gastspiel der Sopranistin Ida Hiedler von der kgl. Hofoper in Berlin im Stadttheater (Margarethe in Gounods Oper, Elsa im Lohengrin und Elisabeth im Tannhäuser von Wagner).

17. Aus der Strafanstalt entweicht der zu zwölf Jahren Zuchthaus verurteilte Mörder Forzinetti, nachdem er noch nicht ein Jahr seiner Strafzeit verbüßt hat. — Die Straßenbahnen ergaben im Jahr 1898 einen Reinertrag von 309,198 Franken.

20. Großer Rat. In der letzten Sitzung der zu Ende gehenden Amtsperiode wird nach einer Interpellation über die Zustände in der Strafanstalt das Regierungsprojekt betreffend den Bau einer mittleren Rheinbrücke und Korrektion der anstoßenden Straßen fast unverändert gutgeheißen; ferner werden die Mittel bewilligt für die Hauptgasleitung Schifflände-St. Albangraben und wird ein genereller Plan für Kanalisation des Gundeldingerquartiers samt Ausführung einiger Dohlen gutgeheißen. Nach Erledigung eines Wirtschaftsrekurses nimmt der Rat das Stempelgesetz und die Erhöhung der Banknotensteuer an, bewilligt Kredite für Korrektion der Allschwilerstraße und Schutzzone am linken Wiesenufer und gewährt zwei Nachkredite fürs Budget 1899, darunter einen zur Drucklegung der Liegenschaftsenquete.

24. Schlußsitzung der Historischen Gesellschaft in der Rebleutenzunft.

24. ffg. Gastspiel der Fräulein Betty Kofler vom Hoftheater in Mannheim im Stadttheater (Carmen, Orpheus und Eurydike).

25. Promotionsfeier des Oberen Gymnasiums in der Aula des Museums.

26. Im Alter von 85 Jahren stirbt Nikl. Löliger-von Brunn, langjähriger Gemeindepräsident von Riehen, in früheren Jahren Mitglied des Großen Rates und geschätzter Richter.

29./30. Die Integralerneuerung des Großen Rates und der Regierung auf eine neue Periode von drei Jahren nimmt ihren Anfang bei sehr mäßiger Beteiligung, indem von mehr als 15,200 Stimmberechtigten nur etwa 7400 ihre Bürgerpflicht ausüben. Die Regierung wurde in ihrer Gesamtheit bestätigt und zwar bei einem absoluten Mehr von 3678 Dr. Paul Speiser mit 6524, Dr. Heinr. David mit 6464, Dr. Richard Zutt mit 6460, Dr. Isaak Iselin mit 6432, Oberst Wilhelm Bischoff mit 6088, Heinrich Reese mit 5796 und Rudolf Philippi mit 5304 Stimmen. Von den 130 Großratsstellen wurden 103 besetzt. Da aber zwei Kandidaten doppelt gewählt wurden, werden außer 27 Stich- noch zwei Ersatzwahlen nötig. Im ganzen ließ sich eine der konservativen Richtung günstige Strömung bemerken. Die konservative Partei der Quartiervereine brachte es schon in diesem ersten Wahlgang auf ungefähr die Zahl von Vertretern, die sie im abtretenden Großen Rat gehabt hatte. Außerdem wurden einige Sozialisten, Centrumsleute und Katholiken gewählt. Die bisherige Majoritätspartei der Freisinnigen brachte es einstweilen nur auf etwa 50 Mandate. Es waren eine freisinnige, eine sozialistische und eine konservative Liste aufgestellt worden, welch letzterer sich die Katholiken fast durchweg anschlossen. Eine Anzahl Kandidaten wurden unterstützt vom Handwerker- und Gewerbeverein und vom Verein Basler Kaufleute.

Mai 1899.

1. Die Arbeiterpartei feierte ihren Festtag unter der Gunst der Witterung bei guter Beteiligung in üblicher Weise mit Umzügen, Fahnenweihe etc. und einer Festrede des Arbeitersekretärs Greulich. Der 1. Mai fiel auf einen Montag.

3. Für das Referendum betreffend Umbau und Erweiterung des Rathauses werden der Regierung 2200 Unterschriften vorgelegt. — Vor der Peterskirche wird das von dem verstorbenen Bildhauer Max Leu geschaffene Hebeldenkmal enthüllt. Es sprachen bei der Feier am Nachmittag, die bei einem leidlichen Wetter vor sich ging, Professor Böhringer im Namen des Komites und Regierungsrat David, der das Denkmal für die Regierung entgegennahm, ferner Dr. Albert Geßler, der das Andenken Leus feierte. Vorträge der Stadtmusik verschönerten den Anlaß. Am Abend fand ein belebtes Festmahl auf der Zunft zu Rebleuten statt, wobei die starke Vertretung der engeren Landsleute Hebels angenehm auffiel.

4. ffg. Im Zoologischen Garten produziert sich eine Bischari-Karawane.

In einer von etwa 200 Stimmberechtigten im Café Spitz besuchten Versammlung wird beschlossen, Referendumsunterschriften zu sammeln zur Volksabstimmung über das vom Großen Rat genehmigte regierungsrätliche Rheinbrückenprojekt.

5. In der Schlußsitzung der Gemeinnützigen Gesellschaft wird zu deren Vorsteher für 1899/1900 gewählt Dr. Rudolf Kündig. — Am Abend brannten die Oekonomiegebäude der kantonalen Rettungsanstalt Klosterfiechten auf dem Bruderholz nieder. Der Hauptbau konnte gerettet werden.

6. Bei der Generalversammlung des Allgemeinen Konsum-Vereins in der Burgvogteihalle wurden von einer Anzahl mit der Verwaltung unzufriedener Mitglieder — der Kern der Gruppe

waren Postbeamte, Eisenbahnangestellte u. dergl. m. — eine Reihe von Wünschen betreffend Bedienung des Publikums in den Verkaufslokalen, Ankauf der Waren u. dergl. ausgesprochen. Darauf wurde nach Antrag des Verwaltungsrates trotz scharfer, in erster Linie von der nämlichen Seite ausgehender Opposition eine Dividende von $8^1/_2$ % beschlossen; auch bei den Wahlen machte sich eine Opposition geltend und es gelang ihr, einige ihrer Vertreter in die Verwaltung zu bringen.

Frühlingskonzert der Liedertafel unter der Leitung Dr. Fr. Hegars (Aarau) an Stelle des erkrankten Direktor Alfr. Volkland.

7. Der heutige erste Maisonntag bringt trotz der frostig kühlen und unfreundlichen Witterung ein auf mehrere Tage berechnetes Frühlingsfest auf dem Landhof im Stile des Barfüßerplatzes an der Messe, und in dem benachbarten Binningen ein großes interkantonales Schwingfest, bei dem viele Basler sich auszeichnen.

Die gegenwärtig wegen verschiedener Bauunternehmungen in unserer Stadt besonders zahlreiche italienische Kolonie begeht im Beisein des italienischen Gesandten aus Bern eine Fahnenweihe im Sommerkasino mit zweitem Akt im Kardinal.

6./7. Die Stichwahlen für den Großen Rat in der Zahl von 27 fallen in großer Mehrheit (23) zu Gunsten der Fortschrittsparteien aus. Der neue Große Rat besteht nunmehr aus nahe an 70 freisinnigen, 12 sozialdemokratischen und gegen 50 konservativen Mitgliedern und bietet im großen und ganzen den nämlichen Anblick wie sein Vorgänger. Eher dürfte er um einen Schatten gemäßigter genannt werden.

10. Zum ordentlichen Professor der Chirurgie wird auf Socins Lehrstuhl berufen Professor Hildebrand, bisher außerordentlicher Professor in Berlin und Chefarzt der Charité. — Hebelmähli in Hausen.

15. Die konstituierende Sitzung des neugewählten Großen Rates wird an Stelle des abwesenden Alterspräsidenten Dr. Adolf Burckhardt-Bischoff durch das zweitälteste Mitglied, F. Wittmer-Ruch, eröffnet. Als Präsident wird gewählt Dr. Wilh. Vischer, als Statthalter Dr. H. Völlmy, als Präsident des Regierungsrates Dr. Isaac Iselin, als Vizepräsident Regierungsrat Reese. Außerdem wurden in dieser Sitzung eine Anzahl Wahlen ständiger Kommissionen vorgenommen.

19. Zum Präsidenten der Bank in Basel, als Ersatz des Herrn L. Iselin-LaRoche, der diese Stelle 14 Jahre lang versehen hat und nun zurücktritt, wird gewählt Alfons Ehinger.

20. Der Regierungsrat bestätigt die vom Bankrat getroffene Wahl des gegenwärtigen Direktors der thurgauischen Kantonalbank, Heinrich Kundert, zum Direktor der Kantonalbank von Baselstadt.

21./22. Die Pfingstfeiertage, obschon von der Witterung wenig begünstigt, bieten doch Gelegenheit zu zahlreichen Ausflügen von Baslern nach auswärts und zu Besuchen Auswärtiger in Basel.

24. Zum Direktor der Strafanstalt wählt die Regierung den gegenwärtigen Direktor der Strafanstalt in Luzern, David Widmer aus Luzern.

24. ffg. Mit dem 24. Mai beginnen die musikalischen Festlichkeiten zur Erinnerung an das 75-jährige Bestehen des Gesangvereins. Leider kann den Chor an diesen Ehrentagen nicht dessen Leiter, Dr. Alfred Volkland, dirigieren, den Krankheit ans Haus fesselt; seine Stelle versieht Direktor Dr. Friedrich Hegar, früher in Zürich, jetzt in Aarau. Das Fest zerfällt in drei große Akte: 1. Die Aufführung der großen Totenmesse von Hektor Berlioz am Donnerstag 25. (Hauptprobe am 24.) im Münster; 2. einem großen Künstlerkonzert mit auserlesenem Programm am 25.;

3. einer Aufführung von Bachs Matthäuspassion am Sonntag, 27. Mai (Hauptprobe am 26.) im Münster. Dazu kommt am Sonntag eine nachträglich eingeschobene Künstler-Matinée und den Abschluß macht am Sonntag Abend ein großes Bankett im Musiksaal. Eine auserlesene Künstlerschar hat die Solopartien dieser Aufführungen übernommen: Fräulein Emma Hiller aus Stuttgart, Sopran (Künstlerkonzert, Messe); Frau Pauline de Haan-Manifarges aus Rotterdam, Alt (K., Passion); Herr Robert Kaufmann aus Basel, Tenor (M., K., P.); Herr Emil Pinks aus Leipzig, Tenor (K.); Herr Professor Josef Messchaërt aus Amsterdam, Bariton (K., P.); Herr Arthur van Eweyk aus Berlin, Baß (K., P.); Herr Alfred Kleinpaul aus Hamburg und Altona, Pianist und Organist (K., P.); Herr Alfred Glaus aus Basel, Organist (P.); Herr Adolf Bargheer aus Basel, Violinist (K.); und das böhmische Streichquartett aus Prag Herren Karl Hoffmann, Josef Suk, Oskar Nedbal und Professor Hanus Wihan. Die Festtage waren ein Ereignis nicht nur für die musikalischen Kreise Basels, sondern für alle Kunstfreunde in weitem Umkreis. Die Stadt wurde während dieser Zeit nicht leer von Gästen und sie stimmten alle mit der Kritik ein in ein rückhaltloses Lob der von einheimischen und fremden Kräften gebotenen prächtigen Leistungen.

25. Großer Rat. Nach zwei Interpellationen betreffend Durchführung der Dufourstraße und betreffend Volksabstimmung über den Rathausumbau werden die Wahlen validiert und einige Bürgeraufnahmen ratifiziert. Hierauf beauftragt der Rat die Regierung, den Rekurs Bürgin beim Bundesgericht zu beantworten. Der Gesetzesentwurf betreffend Banknotensteuer wird angenommen, einige Liegenschaftskäufe werden vollzogen. Hierauf tritt der Rat auf die Beratung des Wasser- und Elektrizitätsgesetzes ein und genehmigt es. Einige Nachkredite zum Budget werden genehmigt,

Baulinien am Teichgäßlein werden beschlossen und endlich wird ein neuer, für die Stadtgemeinde günstiger Teilungsmodus des Nettoergebnisses der Chr. Merianischen Stiftung zum Beschluß erhoben. Während dieser Beratungen hatte der Rat die Wahl des Erziehungsrates vorgenommen, die in bestätigendem Sinn ausfiel.

27. Die soeben veröffentlichte Staatsrechnung für 1898 weist auf an Einnahmen 11,098,989, an Ausgaben 10,637,469, also einen Ueberschuß von 461,520 Franken anstatt eines Budgetdefizits von 635,734 Franken.

28. An einem Hirnschlage stirbt Hugo Schwabe-Hegar, geboren 1847, Eigentümer der „Nationalzeitung," Intendant des Basler Stadttheaters, einige Jahre auch Mitglied des Großen Rates.

Juni 1899.

1. Die evangelisch-reformierte Synode genehmigt den Bericht des Kirchenrats für 1898. Ein Anzug betreffend Konfirmation junger Leute schon nach zurückgelegtem 15. Altersjahr wird dem Kirchenrat überwiesen. — Der Bürgerrat nimmt in einer kurzen Sitzung eine Anzahl von Neubürgern auf.

3. Die Regierungsratsverhandlungen teilen mit, daß die nötige Zahl von Unterschriften für eine Volksabstimmung über den Beschluß des Großen Rates betreffend den Neubau der mittleren Rheinbrücke 2c. zusammengekommen ist.

4. Internationales Velorennen auf dem Landhof.

8. Großer Rat. Nach Erledigung einer Interpellation über algerische Teppichhändler und einer anderen über die Zustände in der Allgemeinen Gewerbeschule, nach der Bestätigung von Bürgeraufnahmen und einer Wahl wird das Stempelgesetz in zweiter Lesung angenommen und Ankauf von Land in Kleinhüningen beschlossen. Hierauf wird das vom Bundesgericht als verfassungswidrig bezeichnete neue Wahlgesetz an die Regierung gewiesen mit dem

Auftrag, die verfassungswidrigen Bestimmungen daraus auszumerzen. Endlich wird das Gesetz betreffend die Organisation des Departements des Innern an eine Kommission gewiesen.

9. Im laufenden Sommersemester zählt die Universität 460 immatrikulierte Studenten, nämlich 37 Theologen, 50 Juristen, 128 Mediziner und 245 Philosophen, darunter vier Damen. Dazu kommen 126 nicht immatrikulierte Zuhörer, darunter 23 weibliche, so daß die Gesamtzahl aller Hörer 586 beträgt. Von den Immatrikulierten sind 344 Schweizer (162 aus Baselstadt) und 116 Ausländer.

Nach längerem Leiden stirbt Professor Hermann Immermann, seit dem Herbst 1871 in Basel thätig als Lehrer der speziellen Pathologie und Therapie, Direktor der medizinischen Klinik und Oberarzt im Bürgerspital, als Gelehrter, Lehrer und Arzt gleich ausgezeichnet. Er brachte sein Alter auf 61 Jahre.

10. Laut Mitteilung der Regierung wurden auf die am 6., 7. und 8. Juni zur Subskription aufgelegten fünf Millionen des neuen vierprozentigen Staatsanleihens $17^1/_2$ Millionen in 623 Posten gezeichnet, so daß nur kleinere Zeichnungen voll, größere bloß teilweise berücksichtigt werden konnten.

16. Es stirbt Hermann Gutscher-Fulda, Lehrer an der evangelischen Predigerschule.

17./18. Bei der Abstimmung über den Rathausumbau wird das Projekt der Regierung mit 3524 gegen 2416 Stimmen angenommen. Zwei Ersatzwahlen in den Großen Rat (St. Alban- und Riehenquartier) fallen zu Gunsten der Konservativen aus.

22. Großer Rat. Die zurückgelegten Artikel des Wasser- und Elektrizitätsgesetzes werden in erster Lesung durchberaten. Die Petition Anna Hug weist die Mehrheit des Großen Rates an die Regierung. Es werden ein Nachtragskredit und der Ankauf eines Hauses an der Aeschenvorstadt bewilligt, hierauf werden angenommen

der generelle Straßenplan für das Land der Chr. Merianischen Stiftung im Gellertquartier und der generelle Baulinien- und Geleiseplan für das äußere St. Johannquartier.

25. Nach einer ziemlich lange andauernden und tiefgreifenden Renovation wird die Predigerkirche durch Festlichkeiten in der altkatholischen Gemeinde eingeweiht unter Anwesenheit von Delegierten der Regierung.

26. In Leipzig stirbt, erst 55 Jahre alt, der dortige Professor der orientalischen Sprachen, der Basler Albert Socin, der als einer der gelehrtesten lebenden Orientalisten seit Anfang der 70er Jahre in ähnlichen Stellungen in Basel und Tübingen gewirkt hatte.

29. Auf einer Erholungsreise wird in Donaueschingen vom Blitz erschlagen der Apotheker Th. Bühler-Lindenmeyer, der auch in den Naturwissenschaften im weiteren Sinne, zumal auf dem Gebiete der Ornithologie, namhafte Verdienste aufzuweisen hat. Er war 1859 geboren.

30. In der Generalversammlung der Aktionäre der Schweizerischen Centralbahn wird für 1898 eine Dividende von 9 % beschlossen, ferner die Verteilung von 275,000 Franken an die Beamten und Angestellten; endlich werden 375,000 Franken auf das folgende Jahr übertragen.

Juli 1899.

1./2. In einer durch Referendumsbegehren hervorgerufenen Volksabstimmung wird die vom Großen Rat genehmigte Regierungsvorlage betreffend Neubau der mittleren Rheinbrücke 2c. mit 3016 Ja gegen 2170 Nein bei zirka 15,300 Stimmberechtigten angenommen.

1. ffg. In eigens gebauter Hütte auf dem Barfüßerplatz eröffnet der Zirkus Krembser seine Vorstellungen.

2. Das vom Turnverein St. Johann organisierte Kantonalturnfest von Baselstadt, dem auch eine Anzahl von Gastvereinen beiwohnen, nimmt trotz der Ungunst der Witterung einen sehr befriedigenden Verlauf. — Der Zoologische Garten feiert durch Veranstaltung von allerlei Volksfestlichkeiten und Vergnügungen das Andenken an seine vor 25 Jahren erfolgte Eröffnung.

4. In der Sitzung des Weiteren Bürgerrats wird die Verteilung des 1899 an die Bürgergemeinde fallenden Anteils der Merianischen Stiftung so geregelt, daß 40,000 Franken an den Spital fallen und der Rest ans Waisenhaus. Dann werden eine Reihe von Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht erledigt.

5. Zu Privatdozenten an der Universität werden ernannt Dr. med. Karl Hübscher und Dr. phil. Wilhelm Bruckner. — Zu Gunsten gemeinnütziger Zwecke tragen die Männergesangvereine Basels ihre für das Sängerfest in Bern eingeübten Wettgesänge vor.

4. Als Privatdozent für moderne vergleichende Litteratur hält Dr. Hans Trog seine Habilitationsvorlesung über Alfred de Vigny.

6. Großer Rat. Nach der Validation dee Ersatzwahlen vom 17./18. Juni wird die Errichtung eines Primarschulhauses am Gotthelfplatz beschlossen, ferner die Unterbringung hiesiger Sträflinge in außerkantonalen Zuchthäusern, die Vorlage betreffend Nachbarrechte an Liegenschaften wird erledigt erklärt, eine Revision des Strafgesetzes im Sinne der Herabsetzung einiger Strafminima angenommen und der Kauf eines Stückes Land an der Landesgrenze bei Kleinhüningen ratifiziert. Endlich beschließt der Rat motivierte Tagesordnung gegenüber einem Anzug Schär auf Einführung des Systems der Grundrente bei Verkauf von Liegenschaften durch den Staat.

7. Dr. August Tobler hält als Privatdozent für Mineralogie seine Antrittsvorlesung über die geologische Bedeutung der Versteinerungen.

8./9. Den Behörden wird der neue Operationssaal des Bürgerspitals zum Besuche zugänglich gemacht, ein großes, mit allem Raffinement der modernsten Chirurgie ausgestattetes vielräumiges Gebäude, dessen Eröffnung und Betrieb der Hauptförderer, Professor August Socin, nicht mehr erleben sollte.

11. Die vom 20. eidgenössischen Sängerfest in Bern zurückkehrenden Basler Gesangvereine Liedertafel, Männerchor, Liederkranz, Konkordia und Männerchor Breite werden festlich empfangen.

12. Die Regierung ernennt zum ordentlichen Professor für germanische Philologie Dr. John Meier, d. Zt. Privatdozenten in Halle, und zum ordentlichen Professor für innere Medizin und Oberarzt der medizinischen Abteilung des Bürgerspitals Dr. Friedr. Müller, d. Zt. in Marburg.

14. Nationalfest der französischen Kolonie im Sommerkasino.

16. Eine Anzahl deutscher Vereine halten im Sommerkasino unter dem Ehrenvorsitz des Generalkonsuls von Eckardt ein Sommerfest ab.

17. ffg. Die verschiedenen Jugendfeste werden in üblichem Rahmen abgehalten. Nur das Spalenquartier wartet noch zu, weil es sein Fest in der großen Halle des Unteroffiziersfestes abzuhalten gedenkt.

23. In dem benachbarten Dornach wird der 400. Jahrestag der am 22. Juli 1499 geschlagenen letzten Entscheidungsschlacht des Schwabenkriegs gefeiert. Die offiziellen Delegierten verschiedener Kantone sowie zahlreiche Mitwirkende vom Festspiel hatten schon die Nacht vom 22. zum 23. ds. in Basel zugebracht, das Fest selber fand sehr zahlreichen Besuch von Basel; bei der Aufführung des Festspiels von Dr. Eugen Munzinger wirkten in hervorragenden Rollen Mitglieder des Quodlibet von Basel mit. Die Witterung hielt sich gut. Ein gewitterhafter Platzregen ging unmittelbar vor

Beginn des Festspiels nieder, die Luft reinigend und kühlend. Auch am Abend herrschte in Basel von dem Fest her viel Leben. Die Regierung bot den offiziellen Vertretern einzelner Mitstände sowie den Mitwirkenden eine Kollation im Musiksaal an.

25. In Olten stirbt in der Morgenfrühe, über 82 Jahre alt, einer der bekanntesten Söhne Basels, Nikolaus Riggenbach, der Erbauer der Bergbahnen, der sich durch seine Selbstbiographie, die Erinnerungen eines alten Mechanikers, auch litterarisch bekannt gemacht hat.

August 1899.

4./7. In Basel wird das eidgenössische Unteroffiziersfest abgehalten. Seit 1897 hatte die Sektion Basel des Unteroffiziersvereins die Centralleitung geführt (Präsident: Inf.-Adjutant-Unteroffizier Emil Berger). Nun kam als Schluß die Durchführung des Festes. Das Ehrenpräsidium hatte Oberst Karl Köchlin übernommen, Präsident war Art.-Wachtmeister Norbert Hofer. Es waren an die 2000 Unteroffiziere aus der ganzen Schweiz zusammengekommen, von der Bevölkerung freundlich willkommen geheißen. In einem angenehmen Wechsel von Arbeit und Erholung, bei prächtigem Wetter, unter der Teilnahme von höhern und Subalternoffizieren, wickelte sich die Feier zu allgemeiner Befriedigung ab. Die Bürgerschaft bewies ihre Sympathie dadurch, daß sie den geselligen Anläßen in der großen Festhütte auf der Schützenmatte fleißig beiwohnte. Bei diesem Anlaß legte der neue städtische Schießstand hinter dem Allschwiler Weiher (auf dem Boden des Kantons Baselland) seine Feuerprobe ab und wurde durch das kompetente Urteil der am Wettschießen beteiligten Unteroffiziere tadellos befunden. — Noch im Lauf der ganzen folgenden Woche wurde die Hütte wiederholt zu Festlichkeiten und Vergnügungen verschiedener Art benützt, z. B. für das Jugendfest des Spalenquartiers, wie auch vor dem Fest zu wiederholten Malen unter der Be-

zeichnung von Hüttenproben daselbst stark besuchte Konzerte und Vorführungen abgehalten wurden.

13. Aus Deutschland kommen nicht weniger als drei gänzlich angefüllte Extrazüge mit Hunderten von Touristen an und mehren die ohnehin große Zahl von Fremden in der Stadt. Die ganze Schweiz ist mit ausländischen Gästen überfüllt und es herrscht nur eine Stimme, daß in allen Gebieten des Landes keine vorhergegangene Fremdensaison der von 1899 gleichkam.

15. Das Füsilierbataillon 54, nahezu 1100 Mann stark, rückt zu einem Wiederholungskurs im Regimentsverband nach Aarau ein; die Bataillone 52 und 53 machen den ersten Teil des Kurses in Liestal. Die Stärke des Bataillons 54 verbot, sie alle am gleichen Ort unterzubringen, und erst die Feldübungen im zweiten Teil des Kurses werden gemeinsam vor sich gehen.

15./18. Im Stadtkasino findet unter dem Vorsitz von Dr. Th. Herzl aus Wien der dritte Zionistenkongreß statt. Es waren etwa 300 Delegierte aus aller Herren Ländern da; das Hauptkontingent stellte das östliche Europa. Die Verhandlungen, die wiederholt einen lebhaften Verlauf nahmen und sich bis tief in die Nacht, einmal bis früh 2 Uhr ausdehnten, bezogen sich auf die Organisation der ganzen Bewegung und auf die Beschaffung der nötigen Geldmittel durch Gründung einer jüdischen Kolonialbank in London mit einem Kapital von zwei Millionen Pfund. Daneben wurden eine Reihe weniger wichtiger oder zunächst weniger akuter Fragen behandelt. Vielen Widerspruch erregte der Vorschlag eines nordamerikanischen Delegierten, die Kolonisation der modernen Judenschaft anstatt nach Palästina nach Cypern hin zu lenken, wo keine namhaften Schwierigkeiten der Durchführung des zionistischen Gedankens entgegenständen.

20. Die in der Schweiz bestehenden deutschen Arbeiterturnverbände halten im Klingenthal ein gemeinsames Turnfest ab.

26. Unter außergewöhnlicher Gunst der Witterung wickelt sich das St. Jakobsfest ab. Es nimmt etwas größere Dimensionen als gewöhnlich an, weil die Regierung, wie sie es alle fünf Jahre zu thun pflegt, die Organisation an die Hand genommen hat. Festpräsident ist Regierungsrat Dr. Js. Iselin, Festredner Regierungsrat Dr. H. David.

28. Die Goethefreunde veranstalten zur Erinnerung an Goethes 150. Geburtstag (28. August 1749) eine kleine Feier im Sommerkasino, bei der Karl Frey aus Basel in Bern die Festrede hielt, Goethe'sche Gedichte in musikalischer Form vorgetragen wurden und der Recitator Emil Milan aus Köln Werke des Gefeierten zu Gehör brachte.

31. Rückkehr des Bataillons 54 aus dem Regimentswiederholungskurs (Siehe 15. August). Die Entlassung erfolgt erst am 1. September.

September 1899.

2. In der Morgenfrühe brennt im benachbarten Binningen ein Haus nieder, wobei fünf Personen, meist noch nicht erwachsene, den Tod finden.

10./11. Der Feldschützenverein Basel veranstaltet auf dem neuen Schießplatz im Allschwiler Wald ein gelungenes Ehr- und Freischießen, an dem namentlich auch viele Schützen des Nachbarkantons Baselland sich beteiligen.

14. fg. Der Schweizerische Apothekerverein hält in Basel seine 55. Jahresversammlung ab.

15./25. Das von den Manövern in der französischen Schweiz zurückkehrende Schützenbataillon 5 dient den Rest seines Wiederholungskurses in Basel ab, wo es in der Kaserne gern ein komfortables Heim bezieht.

18. Am Montag, statt wie sonst üblich am Sonntag nach Bettag wird die 1899/1900er Saison des Stadttheaters eröffnet mit Verdis „Aïda."

21. Der Weitere Bürgerrat ratifiziert den zwischen dem Engern Bürgerrat und der Regierung als der Vertreterin der Einwohnergemeinde abgeschlossenen Vertrag betr. Verkauf des Mueshauses an die letztere. In dem Gebäude soll die Gewerbehalle ihre Unterkunft finden, die von der Schifflände weichen muß. Hierauf werden eine Reihe von Bürgeraufnahmen beschlossen.

23./24. Großer Ausmarsch des gesamten Kadettenkorps ins Baselbiet, wobei zum erstenmale die sämtliche Infanterie mit dem neuen Gewehr bewaffnet war.

24. Auf dem Landhof findet als Abschluß der diesjährigen Rennsaison ein großes Velorennen statt. Doch wurde es wiederholt durch die Ungunst der Witterung unterbrochen und zog sich bis in die Abenddämmerung hin. Die zunehmende Dunkelheit und die Glätte der regenfeuchten Rennbahn trugen die Schuld an einer ganzen Reihe glücklicherweise unbedeutender Unfälle. — In der Burgvogtei wird das 25-jährige Bestehen der Kapelle Schreiber mit einem großen Konzert gefeiert. Ein Orchesterverein Schreiber ist gegründet worden, bestehend aus zu Gunsten der Kapelle bezahlenden Passivmitgliedern.

25. ffg. Ein Instruktionskurs für kirchliche Liebesthätigkeit, an dem eine ganze Menge von Geistlichen verschiedener Richtungen und auch Laien teilnehmen, findet unter den Auspizien des Ausschusses der Schweizerischen Predigergesellschaft für kirchliche Liebesthätigkeit (Präsident Professor Kesselring in Zürich) in Basel statt. Präsident des Lokalkomites war Dr. med. Paul Barth. Die geschäftlichen Sitzungen gingen im Blaukreuz-Haus am Petersgraben vor sich, das bei diesem Anlaß zum erstenmal seine Säle öffnete. Es wurde referiert beispielsweise über die Frage, wie der Verrohung

der heranwachsenden Jugend könne begegnet werden, über Irrenpflege und dergl., woran sich jeweilen belebte Diskussionen schlossen. Daneben wurden Abendversammlungen für das große Publikum, gemütliche Vereinigungen für die Kursteilnehmer u. dergl. organisiert.

29. Es wird von der Pestalozzigesellschaft ein Aufruf verbreitet mit der Bitte um Gaben zum besten einer kantonalen Anstalt für verwahrloste Mädchen. — Das sogenannte Blaukreuz-Haus am Petersgraben, ein neuer, stattlicher Bau, der vor allem der Abstinenzbewegung und ähnlichen Tendenzen dienen will, wird vom Baukomite seiner Bestimmung übergeben. Im Erdgeschoß richtet der Verein für Mäßigkeit und Volkswohl ein alkoholfreies Restaurant ein, im ersten Stockwerk steht ein geräumiger Saal für Versammlungen und Vorträge zur Verfügung. Das zweite Stockwerk soll als Logierhaus vermietet werden. In den nächsten Tagen nehmen die Mieter mit entsprechenden Festlichkeiten jeder sein neues Heim in Besitz.

Oktober 1899.

1. Die katholische Gemeinde beschließt Errichtung einer St. Josephskirche auf dem ihr gehörigen Areal, Ecke Klybeck- und Amerbachstraße.

1. ffg. Ausstellung der Werke der Schweizerischen Aquarellisten in der Kunsthalle.

2. Die Kantonalbank eröffnet ihre Thätigkeit (der 1. Oktober war ein Sonntag gewesen) in ihrem einstweiligen Unterkunftsort, den hintern Räumen des ehemaligen Gasthofes zur Krone.

8. Am 4. Oktober 1874 hat Pfarrer Alfred Altherr sein Amt an der Leonhardskirche angetreten. Die Anhänger der kirchlichen Reform feiern die 25. Wiederkehr dieses Tages mit einem Festgottesdienst am Vormittag und einem Bankett am Abend im Musiksaal.

8./9. Die Rennen des Schweizerischen Rennvereins finden auf der St. Jakobsmatte statt, da die Schützenmatte zum Teil in einen Park verwandelt und zu diesem Zwecke nicht mehr brauchbar ist. Unter einer glänzenden Herbstsonne und beim Zuströmen eines zahlreichen gewählten Publikums geht das Sportfest ohne nennenswerte Unglücksfälle vorüber. Am ersten Tag zeichneten sich die Basler Reiter und Pferdebesitzer durch den Gewinn erster Preise nicht sonderlich aus.

9. Wiederbeginn der regelmäßigen Wintersitzungen der Historischen Gesellschaft.

12. Großer Rat. Nach Genehmigung von 43 Bürgeraufnahmen und Bewilligung einiger Nachtragskredite wird der Kauf des Hauses Schnabelgäßlein 12 durch den Staat ratifiziert und ein Großratsbeschluß betreffend Beiträge der Anwänder der Falknerstraße (der jetzt nahezu vollendeten Straße über den überwölbten Birsig von der Post bis zum Barfüßerplatz) genehmigt. Hierauf wird eingetreten auf den von einer Kommission vorberatenen Entwurf eines Wohnungsgesetzes.

In der Morgenfrühe starb 80-jährig der gewesene Bankier Ed. Bernoulli-Riggenbach, der in verschiedenen richterlichen Beamtungen, als Mitglied des Großen Rats und der Synode dem Gemeinwesen große Dienste leistete. Der Bank in Basel gehörte er als Mitglied des Aufsichtsrates an; der Centralbahn hat er in deren ersten Zeiten die Komptabilität eingerichtet und im Missionskomite den finanziellen Teil des Unternehmens geleitet mit der Umsicht, dem Geschick und der hohen kaufmännischen Begabung, die ihn auszeichneten.

17. Mit dem großen Konzert eines aus 90 Künstlern bestehenden, meist der Scala in Mailand angehörenden Orchesters unter Mascagnis persönlicher Direktion im Musiksaal wird die musikalische Saison 1899/1900 eröffnet. Am folgenden Sonn-

tag (22.) bringt das I. Abonnementskonzert den Pianisten de Greef, am 24. ein Kammermusikabend ein Bläserterzett aus Paris (von der Société des Instruments à vent) auf das Basler Konzertpodium.

18. Die Centenarfeier zur Erinnerung an Chr. Friedr. Schönbeins Geburt, 18. Oktober 1799, die von der Regenz und der Naturforschenden Gesellschaft veranstaltet wurde, zerfiel in einen akademischen und einen geselligen Akt. In dem ersten, der im oberen Kasinosaal sich abwickelte, beleuchteten Schönbeins Wirken von verschiedenen Seiten die Professoren Kahlbaum, Piccard, Schär aus Straßburg und Hagenbach-Bischoff. Das hierauf folgende große Bankett im Musiksaal, dem Vertreter von Schönbeins Familie und Heimat (Metzingen in Württemberg), ehemalige Kollegen und Schüler in reicher Zahl, sowie die ganze akademische und wissenschaftlich angeregte Gesellschaft des gegenwärtigen Basel beiwohnten, bot in reicher Abwechslung von Ernst und Kurzweil eine Fülle von Reden und eine ganze Reihe künstlerischer Produktionen.

21. Zum außerordentlichen Professor der Nationalökonomie an Stelle Professor Berghoff-Isings wird ernannt Dr. Stefan Bauer, d. Zt. in Brünn. — Der Kaufmännische Verein begeht im gewohnten Rahmen sein 37. Stiftungsfest.

22. Der Bürgerturnverein veranstaltet einen gelungenen Unterhaltungsabend in der Burgvogteihalle.

25. Der Regierungsrat erteilt die nachgesuchte Entlassung dem Rektor der Töchterschule, Dr. Ph. A. Largiadèr und dem langjährigen Sekretär des Erziehungs- und des Justizdepartements, Heinr. Zehntner.

26. Großer Rat. Nach einer Interpellation betreffend Anstellung Kantonsfremder in Staatsdienst und der Wahl eines Ersatzrichters ins Strafgericht und der Kontrollstelle für die Kantonalbank ratifiziert der Große Rat den Ankauf folgender von der Re-

gierung unter Vorbehalt erworbener Liegenschaften: Freiestraße 15 und 109, St. Johannvorstadt 14, Rebgasse 13 (auf Rechnung des Tramunternehmens) und des Mueshauses, indem er zugleich den Umbau des letztern zur Gewerbehalle genehmigt. Ferner nimmt er die Nachricht entgegen, daß während des Rathausumbaues die Großratssitzungen in der Aula des Museums stattfinden. Die Vorlage betreffend Umtaufe der Irrenanstalt auf einen unverfänglichen Namen wird zurückgewiesen und die Errichtung eines Dekonomiegebäudes auf Klosterfiechten beschlossen. Am Nachmittag fährt der Rat fort in der Beratung des Wohnungsgesetzes.

27. Die am heutigen Tag einläutende Messe bietet auf der Budenstadt des Barfüßerplatzes ein etwas gedrängteres Bild als gewöhnlich, weil das von der Falknerstraße her einmündende Tram den Raum beschränkt. Die Menagerie Pianet hat ihr Zelt vor dem ehemaligen Steinenthor aufgeschlagen. Auf dem Petersplatz endlich geht der Kaufverkehr so flott wie nur je.

29. Zur Wahl der vier Vertreter Basels in den Nationalrat hatten die drei Hauptparteien je eine Zweierliste vorgelegt. Die Konservativen schlugen vor die bisherigen Nationalräte Iselin und Köchlin, die Freisinnigen Regierungsrat David und Kaufmann H. Gautschy, beide neu (Professor Kinkelin hatte eine abermalige Kandidatur abgelehnt), die Sozialisten Nationalrat Wullschleger (bish.) und Maler R. Schweizer. Die Katholiken brachten eine gemischte Liste: Iselin, Köchlin, Wullschleger, David. Von 17,453 Stimmberechtigten gingen 8283 gültige Zettel ein; das absolute Mehr betrug 4142. Gewählt wurden Nationalrat Köchlin mit 4384 nnd Nationalrat Wullschleger mit 4337 Stimmen. Es muß also ein weiterer Wahlgang stattfinden. Fernere Stimmen erhielten: Regierungsrat Iselin 3971, Regierungsrat David 3792, Rud. Schweizer 2680 und H. Gautschy 2146. Wir nehmen hier vorweg, daß im zweiten Wahlgang der von den Konservativen unter-

stützte Kandidat der Freisinnigen, Regierungsrat Dr. David, im dritten der konservative Regierungsrat Dr. Iselin gegen den Sozialdemokraten Schweizer gewählt wurde. Weitere acht Tage später, am 19. November, wurde Dr. Paul Scherrer als Ständerat bestätigt. Die Basler Deputation in die Bundesversammlung ist für drei weitere Jahre bestellt und zwar in gleicher Zusammensetzung wie bisher, aus zwei Centrumsmitgliedern, zwei Freisinnigen und einem Sozialdemokraten. Gleichzeitig mit dem ersten Wahlgang für die Nationalratswahlen wurden auf eine neue Amtsdauer von sechs Jahren die Wahlen der eidgenössischen Geschworenen vorgenommen. — In der Burgvogteihalle veranstaltet das Quodlibet eine sehr stark besuchte Abendunterhaltung zu Gunsten einer kantonalen Anstalt für verwahrloste Mädchen, für die jüngst eine größere Geldsammlung durchgeführt worden ist.

